



# Frankfurter Allgemeine

## SONNTAGSZEITUNG

HERAUSGEGEBEN VON GERALD BRAUNBERGER, JÜRGEN KAUBE, CARSTEN KNOP, BERTHOLD KOHLER

### GORCH FOCK

Das Segelschulschiff der Marine bildet wieder aus. *Politik*



### AN DER SEENPLATTE

Ein Ehepaar aus Berlin baut sich sein Traumhaus. *Wohnen*



### PLATT UND POMMERSCH

Warum manche Sprachen sterben – und andere nicht. *Wissenschaft*



### JANINE WISSLER

Warum die Linke längst nicht tot ist. *Rhein-Main*



## Sichere Schulwege sind möglich

Schüler sollten zur Schule laufen. Zu gefährlich, sagen viele Eltern. Zu langweilig, sagen viele Kinder. Gegen beides können Kommunen etwas tun.

Von Wibke Becker

Illustration Silke Werzinger

In diesem Sommer kommen mehr als 800.000 Kinder in die erste Klasse. Etwa die Hälfte wird morgens zur Schule laufen, mittags wieder nach Hause. Anfangs noch mit den Eltern, später allein oder mit Freunden. Die Eltern werden ihnen sagen: Macht keinen Quatsch, benutzt den Gehweg, schaut links, rechts, links, bevor ihr die Straßen überquert. Die Kinder werden sich stark fühlen.

Wenn sie dann loslaufen, können sie den Gehweg aber häufig gar nicht benutzen. In der Großstadt liegen Elektroroller oder Einkaufswagen quer, stehen Autos wegen Parkplatzmangel in zweiter Reihe oder ragen aus den Einfahrten raus. In der Kleinstadt und auf dem Dorf gibt es manchmal gar keinen Fußweg, und wenn doch, dann ist er vielleicht nur dreißig Zentimeter breit; wenn ein Kind stolpert, liegt es auf der Straße, wenn es mit einem Freund quatschen will, läuft es auf der Fahrbahn. Ein paarmal die Woche stehen Mülltonnen auf dem Gehweg, dann hat das Kind überhaupt keinen Platz mehr – und muss alle paar Meter vom Bordstein runter.

Wenn die Kinder eine Straße überqueren wollen, gucken sie links, rechts, links, blicken aber nur auf Stahl und Aluminium. Denn an vielen Kreuzungen parken die Autos dicht an dicht. Das Kind ist zu klein, um drüberzuschauen, mit etwas Glück kann es durch eines der Fahrzeugfenster schielen, mit etwas Pech pirscht es sich blind auf die Straße vor und streckt den Kopf auf die Fahrbahn hinaus. Viele Kinder in kleinen Orten müssen außerdem Durchgangsstraßen überqueren. Wenn sie um einen Zebrastreifen bitten, zählt das Amt sie und sagt: Einen Zebrastreifen gibts erst ab fünfzig Kindern pro Stunde. Ihr seid nur dreißig, sorry.

Kinder sind Fußgänger. Ganz automatisch. Die über Achtzigjährigen laufen zwar noch ein bisschen häufiger als die unter Zehnjährigen zu Fuß, aber die Jungen sind den Alten zahlenmäßig überlegen. Wenn es also um Fußgänger in Deutschland geht, dann geht es vielfach schlecht um Kinder. Sie laufen zur Schule, aber auch zu Freunden, zum Spielplatz, zur Eisdielen. Städte sind heute allerdings weder für Fußgänger noch für Kinder ge-

macht. Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts war das anders. Da passierte auf der Straße alles gleichzeitig, sie war ein öffentlicher, gemeinsam genutzter Raum, mit Kutschen, Pferden, Fußgängern, Fahrrädern, Hühnern, Schafen, Schweinen. Und überall spielenden Kindern. Den Bürgersteig gab es nur, wo der Bürger nicht im Dreck flanieren wollte.

Mit dem Auto änderte sich das. Die Straße wurde zu einem Ort, der geregelt werden musste, es war sonst viel zu gefährlich. Es musste also alles andere von der Straße weg. Die Häuser standen schon, die Fahrzeugbreite und damit die Straßenbreite war gegeben – für den Bürgersteig blieb: der Rest vom Platz. Gerade in den alten Städtchen wurde der Gehweg so schmal, dass er nicht mehr für das Leben reichte, nicht fürs Zusammensitzen, Plaudern, Arbeiten, Handeln. Und auch nicht für das Spielen. Kindern wurden extra Flächen zugewiesen, die Spielplätze, wo sie Schaukel, Rutsche und Sandkasten hingestellt bekommen. Die Straße war für sie tabu. Es ging um ihre Sicherheit.

Und ja, es wurde sehr viel sicherer – was allerdings viele verschiedene Gründe hatte, etwa technische. Im Jahr 1970 kamen im Straßenverkehr 1290 Kinder ums Leben, die zu Fuß unterwegs waren – im vergangenen Jahr waren es 22 Kinder. Trotzdem bringen heute viele Eltern ihre Kinder mit dem Auto zur Schule. Aus Bequemlichkeit. Aber auch aus Angst. Denn für viele fühlt sich der Schulweg heute unsicher an.

Das liegt an den schlechten, schmalen Wegen, aber auch daran, dass die Zahl der Autos auf den Straßen stark zugenommen hat. 1970 gab es etwa 14 Millionen Pkws in Westdeutschland, 2024 sind es im ganzen Land fast fünfzig Millionen. Mehr als dreimal so viele – die Pkws in der DDR ändern daran nicht viel. Oder anders ausgedrückt: Kam 1970 auf ein Kind unter zehn Jahren etwa ein Auto, so kommen heute auf ein Kind im selben Alter etwa sechs Autos. Gleichzeitig sind die Autos in den letzten zwanzig Jahren länger, breiter, höher und schwerer geworden. Die Darmstädter Verkehrsplanerin Katalin Saary, die sich auch beim Fachverband Fußverkehr engagiert, sagt, dass deshalb einige Fahrzeuge nicht mehr in die Garagen und Hofeinfahrten passen, die noch

aus den Siebzigern oder Achtzigern stammen. Auch diese Autos stehen nun auf der Straße, durch die sich die Kinder ihren Weg bahnen müssen.

Saary nennt das „fehlende Flächengerechtigkeit“ für Fußgänger. Die Gegenbewegung, nämlich wieder mehr Flächen für Fußgänger zu schaffen, gibt es seit Jahrzehnten. Und nun, seit ein paar Jahren, beginnen einige Kommunen damit, diese Ideen auch zu verwirklichen, wie etwa Freising, Kiel, Krefeld, Kelsterbach, Heidelberg, Leipzig oder Konstanz.

Die FDP sprach kürzlich vom „Kulturkampf gegen das Auto“ (den sie nicht wollte). Mit diesem Begriff hatte sie recht. Es ist ein Kampf. Denn wenn der Gehweg breiter und freier werden soll, muss das andere dort runter – Fahrräder, E-Roller, Lastenräder, Autos, Mülltonnen. Und es bleibt als Ort nur: die Straße, die so lange Zeit doch nur den Autos gehört hatte. Es ist gewissermaßen eine Rückwärtswende, das Auto soll sich den Platz wieder mit anderen Verkehrsteilnehmern teilen. Aber das Interessante daran ist: Dieser Kampf kann eine Gesellschaft eigentlich nicht spalten, denn er findet nicht wirklich zwischen klar zu unterscheidenden Gruppen statt – auch wenn das manche suggerieren und damit Stimmung machen.

Es gibt selten den Prototyp des Autofahrers, den des Fußgängers oder des Fahrradfahrers, die meisten Menschen sind alles gleichzeitig. Man fährt mit dem Auto zur Arbeit, aber mit dem Rad zum Bäcker. Man bringt die Kinder morgens mit dem Auto zur Kita, aber läuft nachmittags mit ihnen zum Spielplatz. Bekommt ein Vater also etwas weggenommen, wenn er nicht mehr in der Innenstadt parken kann, oder bekommt er etwas geschenkt, weil seine eigenen Kindern dadurch sicherer und öfter allein zur Schule gehen? Die Antwort ist nicht leicht, und sie ist vielleicht für jedes Mitglied einer Familie anders.

Das Laufen ist eine unmittelbare, kostenlose, gesunde und häufige Fortbewegungsmethode, etwa die Hälfte aller Wege unter zwei Kilometern wird zu Fuß zurückgelegt. Kinder macht das Laufen selbständig und selbstbewusst, es schult ihren Orientierungssinn, sie kommen konzentrierter in der Schule an, und wenn

sie mit Freunden laufen, können sie sich schon vor dem Unterricht über alles Neue ausquatschen statt währenddessen.

Trotzdem landet der Fußverkehr in den Verwaltungen oft stiefmütterlich in den Referaten für Radverkehr. Aber auch das ändert sich gerade. In Kiel gibt es seit dem letzten Jahr einen eigenen Fußgängerbeauftragten. Er heißt Till Zeyn, und er sagt, mittlerweile gebe es etwa dreißig bis vierzig solcher Beauftragten in Deutschland, meist in den größeren Städten. Es kämen ständig neue Anfragen von überall, weil mehr Kommunen Interesse an einer Vernetzung hätten. Zeyn sagt, das habe etwas damit zu tun, dass der „Druck auf den Gehweg“ in den vergangenen Jahren stark gestiegen sei. Er sei durch Mülltonnen, Schilder, parkende Autos und vieles Weitere schon immer groß. „Aber durch eine intensive Förderung des Radverkehrs vergraben einige Kommunen die Fußgänger“, sagt er. Oder noch schlimmer: Die Fahrradfahrer profitierten zulasten der Fußgänger, wie bei zusätzlichen Fahrradständern oder Leihrädern auf dem Gehweg. Zeyn glaubt, dass es nun darauf ankommt, das Zufußgehen wieder attraktiver zu machen. Durch mehr Platz, guten Belag, weniger parkende Autos, mehr Fläche zum Sitzen und Entspannen – gerade, aber nicht nur für die Älteren. Und für die Kinder, meint er, brauche es außerdem „beispielbare Elemente“.

Diese Idee stammt aus Griesheim, einer kleinen Stadt südwestlich von Darmstadt, und es ist vor allem ein Mann, der die „beispielbare Stadt“ als seine „Lebensaufgabe“ versteht: Bernhard Meyer, ehemaliger Professor für Soziale Arbeit und Sozialpädagogik. Er hat vor 25 Jahren zusammen mit dem damaligen Griesheimer Bürgermeister dafür gesorgt, dass an hundert Orten in der Stadt Spielstellen eingerichtet wurden. Meyer will sie nicht „Spielgeräte“ nennen, er mag es nicht, wenn Erwachsene den Kindern direkt eine Funktion diktiert. Er will die Funktion offenhalten, nennt sie „Wegbegleiter“. Meyer hat durch Befragungen der Kinder herausgefunden, dass sie nicht die Sicherheitsaspekte am meisten am Schulweg bemängeln, sondern vor allem: die Langeweile. Sich zwischen Häuserwand und Straße öde auf Beton fortzubewegen ohne irgendwas, was man zwischendurch entde-

cken kann, das mögen Kinder nicht. Deshalb, glaubt Meyer, bleiben sie auch vor jedem festgetretenen Kaugummi stehen – weil es sonst ja nichts mehr auf Gehwegen zu erforschen gibt.

Meyer fragte also die Kinder, welche Wege sie in Griesheim zur Schule gingen, und er fragte, welche Stellen auf dem Weg sie gut und nicht so gut fänden. Er konnte so ein Laufnetz erstellen, und dieses Netz begann er durch die Wegbegleiter aktiv zu verändern. Denn Wegbegleiter, sagt er, wirken auf die Kinder wie Magneten. Gibt es was zu hüpfen, zu wackeln, was zu balancieren oder zu klettern, dann rennen Kinder geradezu darauf zu. Magneten bündeln also Kinder. Hatten Schüler zum Beispiel eine viel befahrene Straße zuvor an mehr als zehn verschiedenen Stellen überquert, was gefährlich war, so führte ein wippendes Surfbrett auf dem Gehsteig dazu, dass die Kinder nun alle dort die Straße kreuzten. Wegbegleiter seien deshalb auch Schulwegbeschleuniger, sagt Meyer. Kinder trödeln, wenn sie keine Lust haben. Wenn sie aber wissen, dass es gleich was zu erleben gibt, beeilen sie sich.

Der Professor hat sich außerdem den „Kleinen Griesheimer“ ausgedacht. Das ist ein gelbes Zeichen, eingelassen in einen Pflasterstein, es sieht aus wie eine Spielfigur bei „Mensch ärgere dich nicht“. Der Kleine Griesheimer zeigt den Kindern, wo es gut ist, eine Straße zu überqueren, weil dort freie Sicht ist – vielleicht weil dort eine Garage steht, und wo eine Garage steht, parken keine Autos davor. Meyer hält nämlich nicht viel von Zebrastreifen, er findet sie „trügerisch“. Er will, dass Kinder lernen, im Verkehr klarzukommen. Aber dafür müssen sie etwas sehen können, müssen sie die Geschwindigkeit eines Fahrzeugs einschätzen können, und das geht wegen der vielen parkenden Autos oft nicht.

Die beispielbare Stadt gibt es seit 1999. Etwa 120.000 D-Mark hat das Konzept gekostet, die Stadt Griesheim zahlte nur 30.000, der Rest wurde durch Sponsoring und Wettbewerbsgewinne aufgebracht. Es kamen schon Leute aus der ganzen Welt, um sich inspirieren zu lassen, etliche kopierten den Kleinen Griesheimer.

Bürgermeister überzeugt das Konzept allerdings nicht immer, und auf die Bürgermeister kommt es oft an, das sagt

Verkehrsplanerin Saary. Sie begleitet in Hessen Schulen und Kommunen über Monate, die sich von ihr kostenlos über bessere Schulwege beraten lassen – das Land bezahlt seit ein paar Jahren dafür. In Nordrhein-Westfalen und Baden-Württemberg gibt es ähnliche Konzepte, in Berlin soll es kommen. Saary spricht mit Eltern und Kindern, mit Verwaltung, Politik und Polizei, macht Stadtpaziergänge. Am Ende erstellt sie ein Konzept. Es ist mehr als ein Schulwegplan, den die Schulen eh anfertigen müssen. Es nennt sich: Schulmobilitätsplan. Und es geht darin auch um handfeste Veränderungen der Stadt. Bei zu schmalen Gehwegen schlägt sie vielleicht vor, die Parkplätze auf einer Seite wegzunehmen, bei störenden Mülltonnen regt sie eventuell Sammelplätze an. Saary kann nicht mehr Platz schaffen. Aber sie überlegt, wie sie den Platz, der da ist, neu ordnen kann, sodass den Kindern ihr Platz in einer Stadt auch zuteilwird. Viele, gerade kleine Kommunen sind sehr dankbar für die Beratung. Aber alles zu verwirklichen traut sich die Politik manchmal auch nicht, zu anstrengend. „Für den Fußverkehr müssen wir dicke Bretter bohren“, sagt Saary.

Das Land Nordrhein-Westfalen hat es Anfang des Jahres seinen Kommunen erleichtert, sogenannte Schulstraßen einzurichten. Das bedeutet, dass Straßen um die Schule für Autos, meist zeitlich begrenzt, gesperrt werden. Und vor einigen Wochen hat auch die Bundesregierung mehr Spielraum gegeben. Kommunen können nun auf Schulwegen leichter das Tempo auf dreißig drosseln, sie können mehr Flächen für Fußgänger schaffen, und sie können für Kinder auch „ohne besondere Gefahrenlage“ Ampeln oder Zebrastreifen einrichten – das gilt natürlich auch für alte und behinderte Menschen. Vielleicht wird das nun dazu führen, dass etliche Kommunen Kinderwege verbessern. Mag sein, dass es dann anfangs vereinzelt Verärgerung gibt. Der Wuppertaler Bauingenieur und Verkehrsplaner Jürgen Gerlach sieht das aber gelassen: Oft sei die Aufregung anfangs groß. Aber in Kommunen, die neue Dinge ausprobierten, heißt es aus der Bevölkerung am Ende meist: Ihr habt uns keine Straße weggenommen. Ihr habt uns eine Straße gegeben.

Fotos dpa, Andreas Pein, Michael Braunschädel, Picture Alliance, Daniel Pilar



### FC BAYERN MÜNCHEN

Zahlt der Fußballklub seinen Spielern zu viel Geld? *Sport*

### EIN AMATEUR HÖRT AUF

Das Ende einer großen Liebe: Abschied vom Hobbyfußball. *Leben*

### KEIN TOTES LAND

Hendrik Bolz unterwegs in Leipzig-Grünau. *Feuilleton*



Kundenservice: (0 69) 75 91-10 00  
Internet: www.faz.net/meinabo  
Abo-Bestellung: (0 69) 75 91-33 59  
In Internet: www.faz.net/abo

Luxemburg, Österreich, Belgien, Frankreich, Italien, Niederlande, Portugal (Cont.), Spanien, Kanaren, Balearen 6,00 € - Schweiz 6,30 sfrs



Der thüringische Spitzenkandidat der AfD, Björn Höcke, hat drei Eigenschaften, von denen viele Menschen nur zwei kennen. Würde die dritte Eigenschaft stärker ins Bewusstsein gerufen werden, hätte Höcke wahrscheinlich einen ganz anderen Ruf, als er ihn momentan genießt.

Erstens: Höcke ist ein Radikaler. Dafür gibt es viele Beispiele, vielleicht reichen diese: Als die AfD ihren Remigrationskandal hatte, weil es hieß, sie wolle Deutsche mit Migrationshintergrund deportieren, sagte Höcke, man werde „ohne Probleme mit zwanzig bis dreißig Millionen weniger Menschen in Deutschland leben können“. Das sei auch „ökologisch sinnvoll“. Da klatschten seine Anhänger. Schon in seinem Interviewbuch „Nie zweimal in denselben Fluss“ hatte Höcke ein „groß angelegtes Remigrationsprojekt“ gefordert. „Und bei dem wird man, so fürchte ich, nicht um eine Politik der ‚wohltemperierten Grausamkeit‘, wie es Peter Sloterdijk sagte, herumkommen. Das heißt, dass sich menschliche Härten und unschöne Szenen nicht immer vermeiden lassen werden.“ Höcke würde also, wenn er Verantwortung trüge, grausam sein wollen. Niemand weiß, wo seine Grenze liegt. Dem „Wall Street Journal“ sagte er einmal: „The big problem is that one presents Hitler as absolutely evil. But of course we know that there is no black and no white in history.“

Zweitens: Höcke will hoch hinaus. Noch heute wird in der AfD über ein Interview geredet, das Höcke 2019 dem ZDF gegeben hat. Der Fragesteller spielte Höcke damals Filmchen vor, in denen er AfD-Mitgliedern Politikerzitate vorgelesen hatte. Dann hatte er sie gefragt, von wem das Zitat stamme: von Höcke oder von Hitler. Das brachte die Befragten natürlich in eine Zwickmühle. Mit einer falschen Antwort hätten sie Höcke mit Hitler oder Hitler mit Höcke gleichgesetzt. Also lachten sie nervös oder stammelten herum, was auch wieder falsch war, denn das musste ja heißen, dass der sprachliche Unterschied zwischen Höcke und Hitler zu gering sei, um ihn zu erkennen. Höcke passte das nicht. Er drohte dem Journalisten, ihm nie wieder ein Interview zu geben, und das Letzte, was er in die Kamera sagte, war: „Vielleicht werde ich auch mal eine interessante politische Person in diesem Lande, könnte doch sein.“ Da horchten sie in seiner Partei auf. Höcke ist also ein Gernegroß.

Kürzlich gab er dem Sender n-tv wieder ein Interview. Die Frage war, ob er neben dem Amt des Ministerpräsidenten auch das des Bundeskanzlers anstrebe. Höckes Antwort: „Wer weiß, was die Zeit uns noch bringt.“ Einer, der in der AfD früher viel mit ihm zu tun hatte, sagt: „Höcke hält sich für jemanden, dessen Zeit noch kommen wird.“

Wer nur auf diese beiden Eigenschaften schaut, kann leicht historische Parallelen ziehen. Jemand wie Hitler war auch rechtsextrem und ehrgeizig. Über Höcke wird deshalb geredet, als sei er ein Autokrat in Wartestellung, ein Neuzzeit-Hitler. Aggressiv, herrschsüchtig, selbstbewusst, tyrannisch, sadistisch, hart, stumpf. Das ist Höcke aber nicht. Er wird von Parteifreunden als schüchtern, konfliktscheu, höflich, ängstlich, weich, sensibel, nachtragend, introvertiert, unsicher, abgeschottet und führungs-schwach beschrieben.

Das sagen die AfD-Funktionäre jedem, den es interessiert, seit Jahren. Es interessiert nur kaum jemand, weil es so klingen könnte, als sei Höcke harmlos, und das will niemand hören, der vor der AfD warnt. Es kann aber beides stimmen. Nur weil jemand nicht aus hartem Holz geschnitzt ist, heißt das nicht, dass er nicht zu Grausamkeiten in der Lage wäre. Die AfD-Mitglieder, die Höcke als schüchtern beschreiben, lassen keinen Zweifel an seiner ideologischen Positionierung und seinem politischen Willen. Er meine, was er sage, und wolle das umsetzen. Viele in der AfD glauben aber, dass Höcke Probleme hat, eine autoritäre Machtposition zu erreichen. Dass er Menschen braucht, die ihm dabei helfen. Dass er abhängig ist von diesen Menschen und deshalb nicht so mächtig, wie manche glauben, die seine ruppigen Reden hören. Dass er berührt ist von Kritik, dünnhäutig und nachdenklich. Für jene, die Höcke immer mit Hitler vergleichen, weil sie vor der AfD warnen wollen, ist das eine Falle. Sie machen sich unglaublich, weil jeder Bürger, der Höcke persönlich trifft, danach sagt: „Der ist aber nett.“ Oder: „Das ist doch ein ganz sensibler, empathischer Mann!“

In Thüringen wünschen sich die AfD-Leute manchmal, es wäre anders. Dort, unter Rechtsextremen, gibt es eine Vorstellung, wie man führt: straff, laut, mit Härte. Darauf können sie bei Höcke lange warten. Teilnehmer von Fraktions-sitzungen der AfD berichten, dass sich viele Diskussionen hinziehen, weil der Björn, wie ihn manche duzen, es mal wieder nicht schafft, die Diskussion zu beenden. Wenn sich die meisten schon einig sind, wie ein Problem gelöst werden kann, lässt Höcke trotzdem immer wieder und wieder Diskussionen darüber zu. Alle dürfen noch mal sagen, warum es noch fünf andere Möglichkeiten gibt. So ziehen sich die Sitzungen, und es gibt Augenrollen.

Auch Diskussionen über sich selbst lässt Höcke zu. Er höre sich Kritik seiner Fraktionskollegen geduldig an, heißt es. Er sei niemand, der reflexhaft zurück-schlage, wenn er angegriffen werde. So war das auch früher, wenn freitags die Landesvorsitzenden der AfD eine Telefonkonferenz machten und es nicht selten darum ging, dass ein gewisser Herr Höcke mal wieder etwas Parteischädigendes mitten im Wahlkampf eines westdeutschen Bundeslandes gesagt hatte. Manche wurden laut, machten ihm schwere Vorwürfe. Höcke aber blieb immer ruhig, nett, beschwichtigend.

Als er noch Geschichte und Sport in Bad Sooden-Allendorf unterrichtete, war Höcke Vertrauenslehrer, also das Gegenteil eines autoritären Oberlehrers. Das, finden Parteifreunde, passt. Höcke führt nicht von vorne. Noch nie hat er in der Erinnerung seiner Weggefährten mit der Faust auf den Tisch gehauen und gesagt: Basta. Weder in der Fraktion noch im Landesvorstand.

Ein Netzwerker ist er auch nicht. Einmal fuhr ein Landesvorsitzender aus Westdeutschland nach Erfurt, um einen Fernsehauftritt mit Höcke zu absolvieren. Der Landesvorsitzende war mit Ehefrau unterwegs und hätte gedacht, dass man danach vielleicht noch zusammen essen geht, wie das üblich ist, wenn der eine beim anderen zu Besuch ist. Aber nichts da. Kaum war der offizielle Termin vorbei, verabschiedete sich der scheue Herr Höcke und war weg.

In der Partei nennen sie ihn einen „introvertierten Träumer“ oder einen „totalen Intro“. Einen Typ Mensch, der lieber in Nebelschwaden durch den Teutoburger Wald wandert und dabei romantische Gedichte von Eichen-dorff zitiert, als sich um Kreisvor-

# Der nette Herr Höcke

Weil er so radikal und eifrig ist, halten ihn viele für eine Art Neuzzeit-Hitler. Doch Höcke ist so scheu, dass er nicht einmal in der AfD als großer Führer gilt.

Von Justus Bender

standswahlen zu kümmern. Wer in der Fraktion ein Problem hat und nicht zu einem kleinen Kreis von Vertrauten gehört, darf nicht einfach zu Höcke hingehen, klopfen und ihn ansprechen. Er muss einen Termin über das Vorzimmer ausmachen. Höcke wird als jemand beschrieben, der ungerne Gespräche führt, in denen es zu Streit kommt. Einer, der ihn gut kennt, sagt: „Er kann nicht straff führen, das ist sein Mangel. Wir hätten in Thüringen viel weniger Probleme, wenn Höcke nicht immer alle mitnehmen würde.“ Ein anderer früherer Weggefährte sagt über Höcke: „Der hat überhaupt keine Führungseigenschaften. Er ist ein sehr unsicherer Mensch.“ Er würde Höcke empfehlen, mal ein Jahr als Vorarbeiter in einem Handwerksbetrieb zu arbeiten. Dort könne er lernen, unangenehmen Gesprächen nicht auszuweichen. Die, die Höcke weniger mögen, nennen ihn einen „Scheinriesen“, einen „Zauberer von Oz“, das ist ein scheinbar großer Magier, der sich als kleiner Mann entpuppt.

Die praktische Führungsarbeit müssen andere machen. Früher gab es Jürgen Pohl, Höckes Büroleiter, der war ein echter Terrier, ein Rechtsanwalt mit bis-sigem Auftritt. Heute bilden der Ko-Vorsitzende Stefan Möller und der Parla-

mentarische Geschäftsführer Torben Braga einen schützenden Kokon um Höcke. Sie sind die Abteilung Angriff. „Sie graben die Gräben“, wie einer sagt. Sie herrschen, wo Höcke es nicht kann. Früher gab es noch Oberfeldwebel Andreas Kalbitz, Fallschirmjäger, der organisierte für Höcke den rechtsextremen „Flügel“ der Partei. Was wäre, wenn Höcke solche Leute nicht hätte, wenn er zum Beispiel allein den Landesverband führen müsste? „Das kann er nicht“, sagt einer, der ihn gut kennt.

Höcke hinterlässt mit seinem Naturell also ein Vakuum, das andere ausfüllen. Er schwebt über den Niederungen der politischen Arbeit und ist abhängig von seinem Umfeld. In Thüringen glaubt aber niemand, dass diese Lückenbüßer den Vorsitzenden stürzen könnten. Höcke ist die Galionsfigur, das Maskottchen, der Unantastbare, die Ikone. Mit seiner Bekanntheit kann es niemand aufnehmen. Und die Bekanntheit hat er natürlich nur, weil er schon so oft für Empörung gesorgt hat.

Für alle, denen der Aufstieg der AfD Sorgen macht, muss das eine schwer zu ertragende Ironie sein: Höckes Dämonisierung ist sein schwerstes Pfund. Das „Denkmal der Schande“, der „afrikanische Ausbreitungstyp“, die „erinnerungspolitische Wende um 180 Grad“, der „Antagonismus“ zwischen Christentum und Judentum, die ganzen Skandale haben Höcke in seinen Reihen zur unantastbaren Kultfigur gemacht. Würde sich in Deutschland niemand mehr um Höcke scheren, wäre unklar, ob er sich als Landesvorsitzender halten könnte. Dann müsste er neben der ideologischen auch praktische Führungsarbeit leisten.

Man muss kein Eingeweihter sein, um Höckes Naturell einzuschätzen, er zeigt es bei öffentlichen Auftritten. In dem ZDF-Interview von 2019 machte er dem Reporter zwar schwere Vorwürfe, lächelte dabei aber die ganze Zeit, selbst dann noch, als der Fragesteller ihn mit Hitler verglich. Bei der thüringischen CDU waren sie überrascht von Höckes Art. Sie kannten ihn von öffentlichen Reden, in denen er mit hohler Bruststimme schrie, dass Deutschland eine tausendjährige Zukunft habe. Aber im Landtag oder auf den Fluren sprechen sie nie mit Höcke. Als Höcke dann im Fernsehduell gegen den CDU-Spitzenkandidaten Mario Voigt antrat, merkten sie erst, wie zurückhaltend und scheu Höcke auf Kritik reagierte. Und wie gut Voigt sich im Duell behaupten konnte.

Höcke ist nicht vorne herum freundlich und hintenherum intrigant. Mehrere Weggefährten berichten übereinstimmend, dass sie noch nie gehört haben, wie Höcke ein böses Wort über ein anderes Parteimitglied gesagt hätte. Außer vielleicht im ganz kleinen Kreis der engsten Vertrauten. „Er will es sich mit niemandem verscherzen“, sagt einer. In seinem Umfeld gibt es den Wunsch, dass er sich mehr wehrt, wenn er angegriffen wird, zum Beispiel gegen rebellische Kreisvorsitzende. Aber Höcke will nicht. Er bleibt nett. Und dann sagt er wieder etwas nicht so Nettos über Migranten, das im Verfassungsschutzbericht landet.

Dieser Widerspruch zwischen Höckes provokanten und aus seiner Sicht mutigen Auftritten und seinem schüchternen Wesen hat schon viele AfD-Politiker irritiert. Gerade die Gemäßigten fühlten sich im direkten Gespräch von Höcke getäuscht. In denen war er überhaupt nicht konfrontativ. „Er war wie Dr. Jekyll und Mr. Hyde“, sagt einer, der früher mit ihm zu tun hatte.

Der Ablauf sei immer ähnlich. Höcke sagt etwas Unglaubliches, und jemand aus dem Bundesvorstand oder einem Landesvorstand ruft ihn an und fragt, ob er von allen guten Geistern verlassen sei. Höcke aber bleibt ganz höflich. Mit ruhiger, verständnisvoller Stimme spricht er von einem Missverständnis und gelobt, keineswegs eine Radikalisierung anzustreben. Da sind die Anrufer erleichtert und verteidigen Höcke in der Öffentlichkeit. Bis er einige Monate später wieder etwas Unglaubliches sagt und die Sache von vorne losgeht. „Das ist ein Rollenspiel“, sagt einer, der ihn von früher kennt. Höcke habe eine „gespaltene Persönlichkeit“, hier der Demagoge, dort der Empath.

Wenn Höcke ein ausgelassener Mensch wäre, ein dröhnendes Alphanier, taktlos im Umgang, aus der Hüfte schießend, unempfindlich und grob, dann würden ihm frühere Weggefährten glauben, dass er sich vergaloppiert. Dass ihm Dinge rausströmen und er versehentlich eine SA-Parole ruft. Aber wie Höcke ist – fein, sensibel, jemand, der seine Reden genau vorbereitet und viel nachdenkt –, so jemandem nehmen sie das nicht ab. Höcke überlege sich alles genau, sagt einer, der ihn aus früheren Jahren kennt.

Gerne hätte die F.A.S. mit Björn Höcke gesprochen und gefragt, ob er sich von seinen Parteifreunden richtig charakterisiert fühlt. Ob es stimmt, dass er ein scheuer Mensch ist, der die Konfrontation vermeidet. Sein Stellvertreter leitete die Anfrage an sein Büro weiter, aber sie blieb unbeantwortet. Jemand, der ihn von früher gut kennt, ahnt, woran das liegt: „Höcke hat eine angeborene Angst vor Journalisten.“

Nachmittags um vier auf der Ostsee. Blauer Himmel, leichte Brise. Kapitänleutnant Alice Hoffschlag steht auf einem Drahtseil, weit oben in der Takelage. Die Herausforderung: Sie balanciert mehr als 25 Meter über Deck, also auf der Höhe eines Berliner Mietshauses. Tief unter ihr: der Stolz und lange der größte Kummerkahn der Marine – das Segelschulschiff Gorch Fock. Fast neunzig Meter lang, zwölf Meter breit und gerade auf dem Weg von Kiel ins polnische Stettin.

Das Aufentern in die Takelage ist eine heikle Sache, erst recht bei Wind und Welle. Ein schwerer Unfall Ende 2010 vor Patagonien hätte beinahe das Ende für die Gorch Fock bedeutet. Damals war der Kadettin Sarah Seele, Stunden zuvor erst aus Deutschland eingeflogen und bar jeder Ahnung, befohlen worden, siebenmal aufzusteigen. Beim siebten Mal rutschte sie ab und stürzte in die Tiefe. Die Marine-Führung bagatellierte die Sache, ihre selbstgefälligen Berichte sorgten für weitere Empörung; Alkoholexzesse, Schrullen des Kommandanten und seltsame Späße der Besatzung, etwa die Sammlung aufgereihter Damenwäsche im Maschinenraum. Das sollte Deutschlands Gorch Fock sein?

Ein früherer Kommandant, Hans Freiherr von Stackelberg, fasste damals die Marine-Philosophie so zusammen: Es gehe auf dem Schiff darum, beim Marinenaachwuchs „Spreu von Weizen in unmissverständlicher Weise zu trennen“, was allerdings in „einer ausgeprägten Wohlstandsgesellschaft“ Konfliktpotential liefere und dann, so Stackelberg, „bei tragischen und stets zu beklagenden Unglücksfällen bisweilen in besonders unerfreulicher Form zum Ausdruck kommt“. Es fiel damals nicht ganz leicht, dem Schiff die Treue zu halten.

Heutzutage wird niemand mehr zum Aufstieg in die Rahen gezwungen. Und hoch oben wird zügig, aber ohne Druck gearbeitet, bis der Letzte fertig ist. Was nach Waldorfschule klingt, ist für die Besatzung eine Überlebensversicherung. Viele an Bord sind sich sicher: Eine neue Debatte über Unfälle könnte das Aus bedeuten. Niemand darf mehr abrutschen, auch nicht Kapitänleutnant Hoffschlag, die noch immer in 25 Meter Höhe balanciert.

Auf der Gorch Fock lernen angehende Offiziere das seemännische Handwerk. Mitgeliefert werden Kameradschaft, Anpassungsfähigkeit, Körperbeherrschung, Charakterbildung. Niemand verlässt das Schiff nach sechs Wochen Ausbildungstörn als der- oder dieselbe. Und kein Offizier der Marine vergisst seine Zeit an Bord, dafür ist das Erlebnis zu eindringlich. Die 1958 gebaute Bark kann als Starkwindsegler Orkanen trotzen, Wellen von acht, neun Metern gelten für die Erfahreneren als unproblematisch. Die Kadetten lernen dabei, das Fürchten zu überwinden. Burkhardt Kempcke, 61 Jahre alt und seit bald vierzig Jahren als Steward an Bord, weiß aber auch von 20-Meter-Brechern zu berichten – und den Schwierigkeiten, die das fürs Tischdecken in der Offiziersmesse mit sich bringt.

Das Kommando an Bord hat Fregatkapitän Elmar Bornkessel. Der 48 Jahre alte Offizier hat die Gorch Fock erst vor ein paar Tagen übernommen. Zuvor hat der gebürtige Nordsee modernste Kriegsschiffe der Marine geführt, zuletzt war er in Brüssel bei der NATO. Bornkessel ist einer der wenigen aktiven Offiziere, die Führungserfahrung auf der Gorch Fock haben. Er hat schon Jahre an Bord verbracht, zunächst als junger Segeloffizier, später für zwei Jahre als Erster Offizier. Und so war er nicht ganz überrascht, als der Inspekteur der Marine, Vizeadmiral Jan Kaack, ihm vor ein paar Monaten in Brüssel sagte, dass er ihm die Gorch Fock anvertrauen wolle. Und dass mit Sven Erkelenz ein erfahrener Kamerad von damals nun als „Eins-O“, also Erster Offizier, mit ihm fährt, freut ihn auch.

Ein Lebenstraum, keine Frage. Aber auch ein Kommando mit monatelangen Seereisen, die ihren Preis haben, wenn man Vater heranwachsender Kinder ist. Bornkessels Vorgänger, Kapitän zur See Andreas-Peter Graf von Kielmansegg, hat das Schiff in den letzten drei Jahren geführt. Er hat die Abläufe auf der Gorch Fock gründlich studiert und ein internes Handbuch verfasst, den „Blauen Kielmansegg“. Am 25. Juli hat er das Kommando übergeben und sitzt nun an Land in einer Marine-Behörde. Bundeswehr-Schicksal.

Dem ist Steffen Kreidl entgegen. Der Schiffswachtmeister fährt seit 1995 fast ununterbrochen auf der Gorch Fock. Kreidl ist an Bord das, was an Land der „Spieß“ ist, die „Mutter der Kompanie“. Bei dem gebürtigen Hessen und passionierten Fliegenfischer handelt es sich um ein Unikum. Niemand kennt das Schiff besser als er, niemand hat einen schärferen Blick für Stärken und Schwächen der Besatzung. Kaum ist man an Bord und hat Fragen, heißt es: „Gehen Sie zu Kreidl.“ Man findet ihn leicht, denn Kreidl trägt eine dicke, schwarz geränderte Brille, den Kragen seines Overall hat er meist hochgestellt. Und er ist überall zugleich. Ein Individualist in Uniform, der sagt, die heutigen Kadetten hätten andere Vorstel-



Ein deutscher Marinesoldat in der Takelage der Gorch Fock an einem sonnigen Tag auf der Ostsee

Foto Peter Carstens

# Die See prägt den Charakter

Fast wäre die Gorch Fock abgewrackt worden. Nun nimmt das Segelschulschiff wieder Kadetten an Bord.

Von Peter Carstens

lungen vom Leben auf See als frühere Generationen, „aber Befehl und Gehorsam bleiben das Grundgerüst soldatischer Zusammenseins“. Daran habe sich nichts geändert. Wenn die rund 80 Kadetten von der Marineschule an Bord kommen, sind alle von der Stammbesatzung erst mal ihre Lehrer. Das physikalisch-technische Verständnis müsse sich entwickeln, Wind, Welle und Luftdruck zu lesen, die seemännischen Fähigkeiten zu entwickeln, ein „Seemann“ werden, wie Kreidl sagt.

Er sieht mit Freude, wie immer neue Jahrgänge an Bord kommen, die erst gar nichts wissen, und wie er dann erlebt, wie sich „mit der Entwicklung der Fähigkeiten die Führung zurückzieht“. Dann übernehmen die Kadetten Stück für Stück Verantwortung, wissen, was zu tun ist. Eine eingespielte Mannschaft entsteht, die auf der Gorch Fock jede Windjammer-Regatta bestehen kann. Die Bark ist nämlich nicht nur ein sturmfestes Segelschulschiff, sondern auch zigfach ausgezeichnete Wettbewerbssteilnehmerin, etwa beim Rennen um die legendäre „Boston Teapot“-Trophäe, die sie in den Sechzigerjahren dreimal hintereinander gewonnen hat.

Zur Besatzung der Gorch Fock gehören hundert Offiziere, Unteroffiziere und jüngere Seeleute. Sie tragen als Schiffstechniker die Verantwortung im Maschinenraum, sorgen als Schiffszärz-

für medizinische und manchmal auch seelische Erstversorgung oder sind, wie der Rostocker Proviantmeister Kristian Sühr, für das Essen verantwortlich. Während die Kadetten, also die Offiziersanwärter, nur für einen intensiven Sechswöchigen-Törn an Bord kommen, ist die Stammbesatzung immer da. So wie Kapitänleutnant Alice Hoffschlag, die seit drei Jahren dazugehört.

Hoffschlag wirft an der Rah die Tampen los, die allein am Großmast eines von fünf Segeln halten. Vieles auf der Gorch Fock hat seltsame Bezeichnungen aus längst vergangenen Zeiten. In diesem Fall handelt es sich um das Großobermarssegel, nicht zu verwechseln mit dem Großbramssegel gleich darüber oder dem Vorobermarssegel am ersten der drei Masten. Jedes Segel ist so groß wie eine Dreizimmerwohnung und aus schwerem Tuch. Die Männer und Frauen, die hier dauerhaft hoch oben arbeiten, heißen Toppgasten, das kann man sich irgendwie merken. Dazu gibt es etwa dreihundertfünfzig weitere Spezialbegriffe, von denen man im Wesentlichen sagen muss, dass auch Medizinstudenten in Anatomie Dinge auswendig lernen, die sie später eher selten benötigen. Es geht ums Prinzip.

Manche, sagt der Schiffswachtmeister Kreidl, „gucken da rein wie das Schwein ins Uhrwerk“. Dabei sei es eigentlich nicht so schwer: „Wir haben beispiels-

weise zehn Rahsegel, wer eins verstanden hat, der hat alle zehn verstanden.“ Manche Begriffe sind ulkig. Ein Bootsmann etwa, der auf Deck für Ordnung sorgt, trägt stets das „Wachei“. Bei dem handelt es sich aber nicht um das zerbrechliche Geschenk eines Huhns, sondern um einen großen, gülden glänzenden Anstecker, eiförmig.

Vorhin hat der Erste Offizier Erkelenz übers ganze Deck melodisch ausgerufen, fast gesungen, was jetzt Sache ist: „Tauerwerk nieder zum Segel setzen, Schoten an Backbord.“ Die Stammbesatzung weiß, was zu tun ist. Kapitän Bornkessel will das Schiff segeln sehen. Ein paar Meter von Kapitänleutnant Hoffschlag entfernt müht sich der Hauptgefreite Maximilian S. mit einem Knoten ab, der nicht so rasch aufgehen will.

Insgesamt sind drei Dutzend Männer und Frauen über die Wanten „aufgeentert“, um einen Teil der Segel loszumachen. Normalerweise ist das überwiegend eine Aufgabe für die Kadetten. Doch die kommen erst in ein paar Monaten wieder an Bord. Nach Stettin segelt also die Stammbesatzung. Der 20 Jahre alte Hauptgefreite Maximilian S. hat zwar Spaß an der Seefahrt und dem Schiff, aber nach rund anderthalb Jahren will er doch erst mal studieren, Politikwissenschaften, auch weil er das Befehl- und Gehorsamswesen an Bord nicht so sonderlich

schätzt, wie man rasch bemerkt, wenn die Bootsmänner energisch Aufgaben verteilen. Um die schweren Segel zu setzen, müssen jetzt ein Dutzend Männer und Frauen buchstäblich an einem Strang ziehen. „Hoooll!“, ruft einer langgezogen, „Weg!“, antworten 15 und bringen Meter um Meter die Segel in Position. Nur gemeinsam schaffen sie das.

Stackelberg, der Kommandant in den Siebzigerjahren, hatte geschrieben, die Ausbildung des Kadetten beeinflusse „den vielfach selbstbezogenen Individualisten in geradezu idealer Weise“. Die See prägt den Charakter. Hier am Kap Arkona, bei herrlichem Sommerwetter, kann man das nur erahnen. Aber schon nächste Woche kann es ganz anders sein, stürmisch mit hohem Seegang. Kreidl sagt: „Es geht darum, die jungen Leute an eine kalkulierbare Leistungsgrenze heranzuführen.“ Eine großartige Aufgabe, findet er noch immer.

Dazu gehört es auch, für Monate auf engstem Raum zusammenzuleben. In einem niedrigen Zwischendeck sind Hängematten aufgespannt, Dutzende Seeleute schlafen dort für Wochen und Monate dicht an dicht. Mancher erfahrene Seemann, der längst eine Zweierkabine bewohnt, wünscht sich noch heute die Hängematte zurück, wenn es über Tage stürmt und der Seegang zunimmt. Der Vorteil: In den Hängematten kann man auch dann bequem schlafen und wird nicht seekrank. Kreidl sagt, das Schiff vermittele dem künftigen Führungsnachwuchs „Einblick in ein subalternes Dasein, ermöglicht Empathie für die unteren Decks in der Zukunft“. Aber er sagt auch: „Das Wohnen in der Division, Aufentern und Saubermachen der Toiletten liefert keine Erkenntnis, die einen später befähigt, Inspekteur zu werden.“

Einige Nationen, wie etwa die Briten, erziehen ihren Offiziersnachwuchs ohne Segelschulschiffe. Großbritannien schickt die angehenden Offiziere in Gruppen zu je 16 Mann auf kleinen „Sea Class 15“-Ausbildungsbooten mit moderner Technik los. Die Kleingruppen lernen auf den Ausbildungsfahrten beispielsweise ins Baltikum, eigenverantwortlich ein Kriegsschiff der Royal Navy zu organisieren und zu führen. Wenn die bulligen, kleinen Boote allerdings in fremde Häfen einlaufen, denkt man eher an Nilpferde als an Britanniens Größe.

Die Gorch Fock hingegen ist neben ihrer Aufgabe als Ausbildungsplattform auch Aushängeschild und bestenfalls „Botschafterin“ der Bundesrepublik. Seit ihrem ersten Törn besuchte sie auch Länder, die Deutschland zuvor eher per Kanonenbootpolitik oder Schlimmerem fürchten gelernt hatten. New York, London oder Bordeaux waren frühe Ziele. 1988 besuchte sie als erstes Schiff der Bundesmarine die israelische Hafenstadt

Haifa und beeindruckte dort „durch Takt und Bescheidenheit“, wie es in einem zeitgenössischen Bericht hieß. Beliebte wurde die „weiße Botschafterin“ auch, weil sie seit 1963 den Zehnmarkschein der Bundesbank zierte. Die Gorch Fock als Symbol eines neuen, gewandelten Deutschlands, in dem sich viele gerne spiegelten. Das gilt bis heute.

Denn diese Fahrt nach Polen ist auch eine politische Mission. Die deutsch-polnischen Beziehungen waren einige Jahre schwierig, gerade läuft es wieder besser. Und deshalb wurde die Einladung von Stettin, zum großen Ostsee-Treffen der Windjammer zu kommen, gerne angenommen, sagt Kapitän Bornkessel. Durch das enge Oderwasser hinterm Haff ist es etwas mühsam. Ein polnischer Lotse kommt an Bord, das ist hier Pflicht. Während die Gorch Fock in Stettin einläuft, winken Hunderte ihr zu, und sie bekommt den Paradeplatz, direkt unter dem Woiwodschaftsgebäude an der Promenade.

Wo immer die Gorch Fock einläuft, wird sie zum Austragungsort festlicher Essen. In Stettin werden am Abend ein hoher NATO-Botschafter, ein Dreisternegeneral und die politischen Häupter der Stadt an Bord erwartet. Dann muss sich der Kommandant in einen perfekten Gastgeber verwandeln, und in der Kombüse, wo täglich rund 600 Mahlzeiten zubereitet werden, schaltet man mal kurz auf Sterneküche. Kapitän Bornkessel empfängt dann in seinen Räumlichkeiten, die sich während der fast sechs Jahre Werftliegezeit etwas vereinfacht haben. Damals waren die Kosten auf astronomische 135 Millionen Euro gestiegen, auch durch Pfusch und Betrug. Am Ende wurde das Schiff von der Bremer Lürsen-Werft mit Tempo und Sparsamkeit durchsaniert. Da blieb beispielsweise die schöne, sorgsam ausgebaute Holzzeinerichtung der Offiziersmesse auf der Strecke, die bei der Elsflether Werft durch falsche Lagerung zerstört wurde. Wer genau hinschaut, dem fällt im Schiff auf, dass teilweise das Material billig, die Verarbeitung unsauber ist. Ein Substanzverlust, bei aller Freude darüber, dass die Gorch Fock wieder fährt.

In Stettin schlüpfen Schiff und Besatzung nach drei Tagen auf See in den Feiertags- und Landgangmodus. Alles Messing wurde tagsüber poliert, ebenso die Schiffsglocken. Kempcke hat eingedeckt, alles steht in Reih und Glied bereit für die Gäste. In einer Woche geht die Gorch Fock wieder in die Werft, eine Routineinspektion, heißt es hoffnungsfroh. Und dann kommen die neuen Kadetten an Bord, und für Kapitän Bornkessel beginnt der erste große Ausbildungstörn. 2026 will er mit der Gorch Fock New York und weitere amerikanische Häfen ansteuern.



„Hoooll!“ – „Weg!“. Um die Segel zu setzen, müssen alle an einem Strang ziehen.

Foto Peter Carstens



Unter Putin rehabilitiert: Stalin auf einer Darstellung von 1936

Foto Picture Alliance

# Lauter erfundene Feinde

In der Tradition Stalins geht Putins Regime gegen ausgedachte Organisationen vor. Die Folgen sind real.

Von Reinhard Vesper

Die Nummer 109 auf der Liste der verbotenen extremistischen Vereinigungen des russischen Justizministeriums trägt einen langen und umständlichen Namen: „Internationale gesellschaftliche Bewegung zur Zerstörung der multinationalen Einheit und territorialen Unversehrtheit Russlands „Antirussische separatistische Bewegung““. Zum ersten Mal von dieser Bewegung gehört hat die russische Öffentlichkeit am 17. April. An diesem Tag beantragte das Justizministerium beim Obersten Gericht in Moskau ihr Verbot. Die beiden nächsten Anlässe, bei denen sie auftauchte, waren die Gerichtsentscheidung und die offizielle Eintragung in die Extremistenliste Ende Juli. Außerhalb dieses bürokratischen Verfahrens lassen sich keine Hinweise auf die Existenz der „Antirussischen separatistischen Bewegung“ finden – es gibt sie nicht, sie ist eine Erfindung.

Die angebliche Bewegung ist nicht die einzige ausgedachte Organisation, gegen die Russlands Staatsmacht in diesem Jahr den Kampf aufgenommen hat. Nachdem das Regime Wladimir Putins seit dem Überfall auf die Ukraine im Februar 2022 fast die gesamte politische Opposition und Zivilgesellschaft mundtot gemacht oder ins Exil getrieben hat, geht es nun gegen fiktive Gegner vor. Bereits im März wurde auf der Extremistenliste des Justizministeriums eine „Internationale gesellschaftliche LGBT-Bewegung“ eingetragen – in der Definition der russischen Behörden eine Art Dachverband aller queeren Organisationen der Welt.

Mit der Erfindung von Feinden knüpft Putin an die Methoden eines anderen Moskauer Herrschers an: Stalin. Der ließ in den Dreißiger- und Vierzigerjahren des zwanzigsten Jahrhunderts unzählige Menschen erschießen oder deportieren, denen die Mitgliedschaft in nicht existierenden antisowjetischen Untergrundorganisationen vorgeworfen wurde. Es konnte jeden treffen – Funktionäre der kommunistischen Partei ebenso wie einfache Bürger. Manche wurden in geheimen Schnellverfahren abgeurteilt, andere in sorgsam inszenierten Schauprozessen vor Gericht gestellt.

Für eines der ersten dieser Verfahren ließ Stalin im Jahr 1930 eine Partei erfinden: die Industriepartei. Deren angebliche Führer hatten schon im Zarenreich zur technischen Elite Russlands gehört und waren nach der Revolution in führenden Positionen geblieben. Die Sowjetmacht konnte auf Fachleute wie sie anfangs nicht verzichten, obwohl sie der falschen Klasse entstammten, nämlich jener der einstigen Ausbeuter. Sie waren damit das perfekte Ziel für den Vorwurf, mit ihrer „Schädlingarbeit“ das Scheitern

industrieller Großprojekte und die schlechten Lebensbedingungen der Arbeiter verschuldet zu haben. Sie hätten vorgehabt, im Auftrag des Auslands und früherer russischer Industrieller eine konterrevolutionäre Regierung zu bilden, behauptete die Anklage. Nichts davon war wahr.

Ebenso gering war der Wahrheitsgehalt der Anklage in den Moskauer Schauprozessen der Jahre 1936 bis 1938, in denen einige Dutzend altgediente Mitglieder der Kommunistischen Partei zum Tode verurteilt wurden. Die Opfer waren einst wirklich Konkurrenten Stalins. Doch die Organisationen, in denen sie sich zusammengeschlossen haben sollen, um im Auftrag ausländischer Hintermänner Terroranschläge zu verüben und die Sowjetmacht zu stürzen, gab es ebenso wenig wie die ihnen zur Last gelegten Taten, die die meisten Angeklagten unter Folter gestanden hatten. Die Namen, die Stalins Schergen den erfundenen Verschwörergruppen gaben, mussten nicht plausibel sein, sondern ein ideologisch korrekt formuliertes Feindbild wiedergeben. So klangen sie dann auch: „Antisowjetisches Vereinigtes trotzkistisch-sinowjesisches Zentrum“, um nur ein Beispiel zu nennen.

Etwa 700.000 Menschen wurden in den beiden Jahren des sogenannten Großen Terrors erschossen. Mehr als doppelt so viele wurden verhaftet; viele von ihnen kamen in den Straflagern um. Bei der Masse der Opfer machte sich Stalins Unterdrückungsapparat nicht die Mühe, für sie eigens antisowjetische Organisationen zu erfinden: Ganze Bevölkerungsgruppen wurden zu „feindlichen Elementen“ und „Schädlingen“ erklärt. Verfahren, die der Form nach Gerichtsprozessen ähnlich waren, gab es nur in den prominenten Fällen, die Stalin propagandistisch nutzen wollte.

Anders als damals in der Sowjetunion werden in Wladimir Putins Russland keine Menschen standrechtlich erschossen. Die Zahl der politischen Gefangenen liegt heute nicht bei mehreren Millionen, sondern nach Zählung der Menschenrechtler von OVD-Info – bei etwas mehr als 1300. „Damals war die Sowjetunion eine junge Gesellschaft in einem radikalen Umbruch“, sagt der Osteuropahistoriker Karl Schlögel der F.A.S. „Das erklärt die ungeheure Wucht der Entfesselung der Gewalt in den Dreißigerjahren.“ Putins Russland dagegen sei ein Land mit einer alternden und schrumpfenden Bevölkerung: „Die Schubkräfte sind heute ganz andere.“ Schlögel, der viel zur Geschichte des Stalinismus geforscht hat, warnt davor, sich von offensichtlichen Parallelen den Blick verstellen zu lassen: „Wir müs-

sen versuchen, das Regime Putins aus der heutigen Zeit und seiner eigenen inneren Dynamik heraus zu verstehen.“

Aber die Tradition, in die es sich stellt, ist dennoch bedeutsam. Putins Verhältnis zu Stalin und dessen Herrschaft ist doppeldeutig. In den 25 Jahren unter Putin ist Stalin in Medien, Museen, Armee und Schulen scheinbar rehabilitiert worden. Ihm wird das Verdienst zugeschrieben, Russland vom Agrarstaat zu einer industriellen Weltmacht mit technischen Spitzenleistungen gemacht zu haben. Deportationen, Hunger und Zwangsarbeit beim Bau von Staudämmen und Fabriken werden als bedeutende oder notwendige Schattenseite einer großen Erfolgsgeschichte dargestellt. Vollkommen unantastbar ist Stalin in Putins Russland als derjenige, der die Sowjetunion zum Sieg im Zweiten Weltkrieg geführt hat.

Als die russische Organisation „Memorial“, die sich um eine Aufarbeitung der stalinistischen Gewaltthronenschaft bemühte, Ende 2021 verboten wurde, warf ihr die Justiz vor, sie wolle Reue für die sowjetische Geschichte „erzwingen“, statt an die „ruhmvollen Vergangenheit“ zu erinnern. Wenn in osteuropäischen Ländern der stalinistischen Repressionen gedacht wird, verurteilt die russische Führung das als Ausdruck von „Russo-phobie“. In Moskau wurde es als „obszöne Geschichtspolitik“ beschimpft, dass die Ukraine an die von Stalin herbeigeführte Hungersnot der Jahre 1932/33 erinnert, der fast vier Millionen Menschen zum Opfer gefallen sind.

Putin selbst hat vor einer „Dämonisierung“ Stalins gewarnt. Es gibt indes auch Äußerungen von ihm, die anders zu sein scheinen. Als 2017 in Moskau ein Mahnmal für die Opfer des Großen Terrors enthüllt wurde, hielt Putin die Rede. Die Verbrechen jener Zeit könnten durch nichts, „durch kein höheres sogenanntes Wohl des Volkes“ gerechtfertigt werden, sagte er: „Nur die Erinnerung, die Klarheit und Eindeutigkeit der Position, der Bewertung dieser düsteren Ereignisse können als mächtige Warnung vor ihrer Wiederholung dienen.“ Das klang gut, doch in Wirklichkeit ging es Putin um das Gegenteil von Klarheit.

Er sprach über den Großen Terror, als sei eine Naturgewalt über die Sowjetunion gekommen. Die Täter kamen in dieser Rede – wie bei fast allen Äußerungen Putins zu diesem Thema – nicht vor. Er erwähnte weder den Namen Stalins noch benannte er dessen Henker. Das ist nicht verwunderlich: Ausgeführt wurden die Massenmorde von der Geheimpolizei NKWD, der Vorgängerorganisation des sowjetischen Geheimdienstes KGB, in dem Putin seine Laufbahn begann. Von den ersten Tagen seiner Herrschaft an

hat er die ungebrochene Tradition dieser Organe als angeblich untadelige Verteidiger des Vaterlandes zelebriert.

Diese Kontinuität kommt auch darin zum Ausdruck, wie Putin mit Krisen umgeht. Im heutigen Russland wie in der Stalinschen Sowjetunion erkennt Karl Schlögel „die Erfindung eines Feindes, den man braucht, um eine Gesellschaft zusammenzuhalten, die aus eigener Kraft dazu nicht in der Lage ist“. Die eigentlichen Parallelen zwischen Stalin und Putin sieht er in der „Inszenierung der Macht, der Rhetorik und dem Stil“. Die „Ästhetik des Putinismus“ werde oft unterschätzt, sagt er. Sie spiele sehr kompetent mit Zitaten aus der „kulturellen DNA“ der russischen Gesellschaft, zu der auch das Erbe des Stalinismus gehört.

So wie Stalin beschwören die heutigen Moskauer Machthaber eine angebliche Einkreisung des Landes durch die „Anglosachsen“; so wie die stalinistische Propaganda stellen sie den Westen als verfallende, zum Untergang verdamnte Welt dar. Ursprünge in der Stalin-Zeit hat auch die seit vielen Jahren vorgetragene Behauptung, Russlands Feinde wollten das Land entlang ethnischer und regionaler Bruchlinien zerschlagen. Im Westen „sprechen sie schon offen darüber, dass sie 1991 die Sowjetunion zersplittern konnten und dass jetzt die Reihe an Russland selbst ist, dass es in eine Vielzahl tödlich miteinander verfeindeter Gebiete und Regionen zerfallen soll“, sagte Putin im September 2022.

Diese womöglich echte Furcht steht hinter der Erfindung der „Antirussischen separatistischen Bewegung“. Es ist kein Zufall, dass ihre vollständige Bezeichnung auf der Extremistenliste des Justizministeriums in ihrer Umständlichkeit klanglich an die erfundenen antisowjetischen Verschwörergruppen der Dreißigerjahre erinnert: „Es ist ein Gefühl von Panik, das in die Sprache der sowjetischen und postsowjetischen Bürokratie übersetzt wird“, sagt Karl Schlögel.

Stalin unterstellte ethnischen Minderheiten, kollektiv im Auftrag kapitalistischer Mächte Spionage und Sabotage zu betreiben, um die Sowjetunion zu zerstören. In den Dreißigerjahren wurden deshalb ganze Volksgruppen verfolgt: Deutsche, Polen, Letten, Esten, Finnen, Griechen, Koreaner und andere. Mehr als 40.000 Menschen wurden erschossen, nur weil sie Deutsche waren, mehr als 110.000 Polen erlitten das gleiche Schicksal. Ob sie ergebene Kommunisten waren, einmal antisowjetischen Organisationen angehört hatten oder vollkommen unpolitisch waren, spielte keine Rolle. Während des Zweiten Weltkriegs ließ Stalin ganze Völker de-

portieren, denen er unterstellte, mit den Deutschen zu kollaborieren.

Russland ist – wie Putin selbst regelmäßig betont – auch heute ein Vielvölkerstaat. Viele seiner Teilrepubliken im Kaukasus, im Norden, an der Wolga, im Ural und in Sibirien sind nach den dort ansässigen nicht russischen Völkern benannt. Überall dort gibt es Bewegungen für den Erhalt der eigenen Sprachen, die unter einem von Moskau forcierten Druck des Russischen stehen. Manche sind unpolitisch, andere fordern mehr regionale Selbstbestimmung. In einigen Gebieten war am Ende der Sowjetunion die Forderung nach Loslösung von Russland erhoben worden. Im Rückblick ist jedoch klar, dass diese Unabhängigkeitsbewegungen mangels sozialer Basis kaum eine Chance auf Erfolg hatten – mit Ausnahme Tschetscheniens, wo Moskau die Bewegung in zwei Kriegen mit Gewalt stoppte.

In den meisten dem Namen nach nicht russischen Teilrepubliken sind Russen heute in der Mehrheit, während ein wachsender Teil der Minderheiten im Alltag Russisch spricht. Aber der Krieg gegen die Ukraine hat etwas verändert. Auf dem Schlachtfeld fallen vergleichsweise viele Angehörige von Minderheiten. Das und der Einfluss westlicher Postkolonialismus-Debatten haben bewirkt, dass bei manchen Minderheiten über eine – und sei es nur symbolische – Entkolonialisierung Russlands gesprochen wird. Offen ist das nur im Exil möglich, wo einige kleine Organisationen tatsächlich für die Zerschlagung Russlands eintreten. Dass sie in der Heimat über eine nennenswerte Unterstützung verfügen, halten Fachleute für unwahrscheinlich.

Auf der Liste der 55 Organisationen, die das russische Ministerium als „Unterabteilungen“ der „Antirussischen separatistischen Bewegung“ bezeichnet, stehen solche Gruppen neben Vereinigungen, die von derartigen Forderungen weit entfernt sind. Zugerechnet werden den Separatisten auch einige ethnisch russische Regionalbewegungen, die teilweise seit Jahren nicht mehr existieren, sowie – aus schwer erklärlichen Gründen – die Deutsche Gesellschaft für Osteuropakunde. Für den russischen Staat geht von dieser „Antirussischen separatistischen Bewegung“ keine Gefahr aus – es gibt sie ja nicht. Gefährlich ist sie aber für die vielen seiner Bürger, bei denen die Justiz eine Verbindung zu einer der Organisationen auf der Liste konstruieren kann. Das hat Eintrag 109 auf der Extremistenliste des russischen Justizministeriums gemeinsam mit den erfundenen Organisationen in der Stalin-Zeit. Und auch wenn heute keine Erschießungen drohen, kann dies das Leben von Menschen zerstören.

SO ISST POLITIK

## Rahmspinat für alle

Potsdams volksnahe Landtagskantine

Von Friederike Haupt

Viele Leute unterschätzen Brandenburg. Ist ja auch leicht. Brandenburg ist die Salzkartoffel unter den Bundesländern, schlicht und einfach, während andere knusprig wie Bratkartoffeln, Kroketten, Pommes daherkommen. Aber sei's drum, zum Trost hat Brandenburg die schönste Landtagskantine der Welt, und zu ihrer Schönheit trägt entscheidend bei, dass jeder dort essen kann. Auch Bürger von Brandenburg, Touristen aus Japan oder der Ministerpräsident von Bayern (aber der ist eigentlich immer mit unendlich Wichtigem befasst). Die Kantine befindet sich im vierten Obergeschoss, es speisen dort die Abgeordneten ebenso wie die Angestellten der Verwaltung – und alle anderen, an diesem Mittwoch zum Beispiel eine alte Frau in Jogginghose, auf ihren Rollator gestützt, und zwei Mütter mit ihren Söhnchen, die Rahmspinat löffeln.

Der Traum jedes Demokratietheoretikers: Volk und Volksvertreter am selben Tisch. Doch der Zustand der Demokratie in Deutschland gibt Anlass zur Frage, ob das gutgehen kann. Zieht da nicht ein Corona-Leugner einem Grünen-Abgeordneten mit dem Tablett eins über, sticht vielleicht ein Irrer mit stumpfem Besteck einen AfD-Mann in den Arm? Dergleichen geschehe mitnichten, heißt es aus der Landtagsverwaltung. Anscheinend diszipliniert der Ort seine Besucher, oder es kommen sowieso nur Hungerige, und die wollen essen, nicht kämpfen. Zum Frieden trägt wohl auch bei, dass die Fraktionen ihre Stammtische haben – das hat sich so eingespielt, es gibt keine Sitzordnung, keine Regeln, aber Gewohnheiten. Besucher setzen sich einfach irgendwo hin. Am besten auf die Terrasse, denn die ist zwar wie auch der Innenraum äußerst zweckmäßig, ja bescheiden eingerichtet, doch der Ausblick ist so prächtig, dass fast überall auf der Welt Geld dafür verlangt würde. Hier dagegen spart man noch: Die riesige Portion Spinat mit vier Maultaschen, die Panna Cotta mit Waldfruchttopping und die Rhabarberschorle kosten zusammen 9,95 Euro. Das zahlt man inzwischen beim Bahnhofsbäcker für ein mit unreifen Tomaten aufgeblähtes Würstbrötchen und einen glückelhaften Cappuccino.

Der Blick schweift also über die Dächer Potsdams, hier die mächtige Nikolaikirche, da der schlanke Turm der gerade wieder eröffneten



Wurst: Die Käschälften sind schon weg. Fotos Friederike Haupt

Garnisonkirche, Museen, blitzendes Gold vor Wölkchen vor Blau, noch ein Eis, dann ist die Mittagspause vorbei. Bald leider auch der Sommer.

Dann ist Herbst, da wählt Brandenburg den Landtag neu. Der Wahlkampf hat schon begonnen. An diesem Morgen zum Beispiel saß ein Stockwerk tiefer noch der Spitzenkandidat der CDU mit Journalisten zusammen, Hintergründgespräch, Filterkaffee, Brötchenhälften auf Tortenspitze. Dieser Landtag passt zu seinem Land.



Schön: Und Ihre Kantine so?

Manche glauben, Olaf Scholz sei der humorloseste Mensch der nördlichen Erdhalbkugel. Dabei stimmt das gar nicht: Da lebt ja auch Donald Trump. Außerdem muss man nach allem, was man weiß, davon ausgehen, dass der Kanzler sich nicht nur für intellektuell überragend hält, sondern auch für *bloody funny*. Selbst wenn er mit dieser Einschätzung so allein steht wie mit seinem guten Eindruck von der Ampel.

Tatsächlich schmunzelt Scholz gern einmal, wenn es einen Anlass zum Scherzen gibt. Aber oft beömmelt er sich nicht mit anderen, sondern über sie, über ihre Begriffsstutzigkeit. Etwa wenn wieder mal klar wird, wie viel tiefgründiger als andere er ein Problem durchdrungen hat, bevor es überhaupt aufgetreten ist. Oder wenn er etwas zurückhalten will, dann wird sein schlumpfiges Grinsen zur Machtdemonstration. So wie 2022 nach dem G-7-Gipfel, als er auf eine Reporterfrage, ob er die geplanten Sicherheitsgarantien für die Ukraine konkretisieren könne, antwortete: „Könnte ich.“ Zum Brüllen. Aber nur für Scholz.

Nun bildet der Kanzler vielleicht die humoristische Grasnarbe des Landes, aber allein liegt er da unten nicht. Humor und Politik haben in Deutschland schon immer schlechter zusammengepasst als in anderen Ländern. Im britischen Unterhaus wird in einer Woche mehr gefeiert als in einem Jahr im Bundestag. Oder in Amerika: Wenn Barack Obama als Präsident beim „Correspondents' Dinner“ im Weißen Haus auftrat, kam der Saal aus dem Prusten nicht mehr heraus. 2016 sagte er, Donald Trump werde für seine mangelnde außenpolitische Erfahrung kritisiert. Dabei wisse er, Obama, dass Trump schon mit einigen ausländischen Führungspersonlichkeiten gesprochen habe: „Miss Sweden, Miss Argentina, Miss Azerbaijan“. Am Ende ließ Obama sein Mikrofon fallen, ein cooler „mic drop“, wie bei Rappern.

In Deutschland sind solche Auftritte undenkbar, im Gegenteil: Viele Politiker halten Humor für regelrecht gefährlich und bleiben lieber staubtrocken. Pandemie, Ukrainekrieg, Haushaltsstreit, Höcke-Dämmerung, was gibt's da schon zu lachen? Und würde einem ein Witzchen nicht

gleich wieder als Unseriosität ausgelegt wie bei Armin Laschet nach der Ahrflut? Anderen bereitet öffentliche Lockerheit körperliche Schmerzen. Unvergessen die gequälte Miene von Angela Merkel bei den Besuchen der Sternsinger im Kanzleramt. Sie stand verkrampft da und wirkte, als wäre sie am liebsten woanders, notfalls zum Tee bei Friedrich Merz. Mic drop? Merkel-Raute!

Dabei ist Humor eine gewaltige Kraft, auch in der Politik: Er kann Barrieren abbauen und Gemeinschaft erzeugen, er kann Politiker nahbar und Autokraten lächerlich machen, er kann subversiven Widerstandsgeist entfachen und das Unerträgliche erträglicher machen. In der Ukraine erzählt Wolodymyr Selenskyj öffentlich bitterböse Kriegswitze. Und in Deutschland? Da wird nicht die mutige subversive Pointe gebracht, sondern lieber der verklemmte Herrenwitz: billiges

Lachen auf Kosten anderer, am liebsten des anderen Geschlechts. 2020 sagte Christian Lindner auf dem FDP-Parteitag, er habe in den vergangenen 15 Monaten 300 Mal den Tag mit der damaligen Generalsekretärin Linda Teuteberg begonnen – und dann, nach einer kurzen Kunstpause: „Ich spreche über unser tägliches, morgendliches Telefonat zur politischen Lage. Nicht, was ihr jetzt denkt.“ Schenkelklopfen.

Auch Friedrich Merz ist für vieles bekannt, aber nicht für seinen herausragenden Humor. Als er 2020 über „Tiefs mit Frauennamen“ sprach und damit auf die glücklose damalige CDU-Vorsitzende Annegret Kramp-Karrenbauer anspielte, fanden viele Frauen im Land das unterirdisch statt lustig. So wie die Zoten des FDP-Manns Wolfgang Kubicki, der durchaus geistreich sein kann, aber immer wieder mit plumpen Macho-Sprüchen

Beide halten sich für ziemlich komisch: Olaf Scholz und Markus Söder

Fotos dpa, iStock / Illustration Nina Simon



## Hanseat und Herrenwitz

Für Politiker gilt: Humor macht nicht nur froh, er kann auch beliebter machen. Nur dumm, dass ihn nicht jeder beherrscht.

Von Oliver Georgi

durch die Grasnarbe pflügt. Nicht jedem ist ein feiner intellektueller Witz gegeben wie dem früheren Bundestagspräsidenten Norbert Lammert oder Gregor Gysi von der Linken. Dabei kann sogar die FDP anders: Für Marie-Agnes Strack-Zimmermann war ihr Humor ein Karrierebooster, weil er beißend ist, aber nicht so plump wie bei Kubicki, damit sticht sie heraus. Als sie Merz mal als „Flugzwerg aus dem Mittelstand“ bezeichnete, löste sie Schnappatmung bei der CDU aus. Dabei hatte sie den harmlosen Satz bei einer Karnevalsrede gesagt. Soll man nicht mal da über die Stränge schlagen dürfen?

Wer als deutscher Politiker Humor zeigen will, muss sich warm anziehen, bei den Grünen gerade sowieso. Vielleicht sind auch sie deshalb nicht als umwerfend komisch bekannt. Andere werden zu Hu-

morarbeitern und planen fast jeden Gag, wie Markus Söder. Es ist nicht so, als habe er der keinen Witz und müsse ihn sich erst auf den Leib schreiben lassen. Aber der beste Ministerpräsident unter der Sonne muss natürlich auch die besten Gags machen, deshalb wirft sich Söder an Fastnacht in aufwendige Kostüme von Shrek über Punk bis Marilyn Monroe, und wenn er zu „Ina's Nacht“ eingeladen wird, dann übt er vorher wahrscheinlich stundenlang, damit die „spontane“ Gesangseinlage perfekt wird.

Söder beherrscht die ganze Humorpalette, er kann zahm (selten), aber auch plump und boshaft (öfter) sein. Die Umweltministerin Steffi Lemke nannte er mal eine „grüne Margot Honecker“. Ein andermal, am Aschermittwoch, fragte er in den Saal: „Was unterscheidet meinen Hund Molly von Kevin Kühnert und Ricardo Lang? Mein Hund hat eine abgeschlossene Ausbildung, als Schutzhund!“ Kollateralschäden sind bei Söder mit eingepreist, Hauptsache, die Gags haben Doppel-Wumms. Söders Humor wirkt oft kalkuliert, aber als vielleicht einziger deutscher Spitzenpolitiker hat er auch einen ausgeprägten Mut zum Klamauk und zur Fremdscham. Wenn er bei „Ina's

Nacht“ über Strauß spricht („Ich fand den Strauß geil“), sich über „Anker am Sack“ befragen lässt oder mit Instagram-Fans Döner essen geht, dann polarisiert er, aber unterhaltsam ist es fast immer. Auch weil Söder die wichtigste Regel für Politiker im Umgang mit Humor verstanden hat: Selbstironie bringt Punkte.

Ausgerechnet Angela Merkel, die Endgegnerin der Sternsinger, glänzte in dieser Disziplin – hinter verschlossenen Türen. Da ahmte sie ausländische Staatschefs nach, erzählte Witze und brachte mit trockener Selbstironie ganze Delegationen zum Brüllen. In der Öffentlichkeit blüht ihr Schalk nur selten auf. So wie in einem Interview, in dem sie auf die Frage, ob sie sich über ihr Aussehen Gedanken mache, antwortete: Klar sei auch sie eitel, schließlich wolle man für sein Gegenüber ja keine Zumutung sein. Merkel macht auch gern den sächsischen Dialekt nach, im kleinen Kreis. Öffentlich würde ihr das gleich wieder übel genommen. Die Deutschen wissen beim Humor nicht, was sie wollen: Sie verschmähen dröge Politiker. Aber wenn die Witze machen, sind sie schnell beleidigt.

Sogar Helmut Kohl zeigte mitunter eine verblüffende Selbstironie. Als er als Kanzler mal in einer Show bei Thomas Gottschalk und Günther Jauch zu Gast war, erzählte er einen Kohl-Witz, der wirklich passiert war: Er hatte den Berliner Zoo besucht, das Menschenaffenhaus. Als er rauskam, fragte ihn eine Frau: „Sind Sie der Kohl?“ – „Ja!“ – „Und da dürfen Sie so frei herumlaufen?“ Grinsen bei Kohl, Gelächter im Studio. Kohl hatte verstanden: Sie lachen ohnehin über dich. Also lache lieber mit!

Das hat mittlerweile sogar Olaf Scholz begriffen. Als er neulich auf dem „Stoppelmarkt“ in Vechta auftrat, wo er das im Gegensatz zu Brandenburg noch darf, kalauerte er sich selbstironisch durch seine Rede: Manche Augenringe seien hier tiefer als die von Habeck, Lindner und ihm nach 80 Stunden Haushaltsberatungen. Norddeutschen werde nachgesagt, dass sie dröge seien. Dabei dächten sie nur vor dem Sprechen, notfalls den ganzen Tag. Und dann wuchs er humoristisch über sich hinaus: Die Zusammenarbeit in der Regierung sei „vernünftig“ und mache „Spaß“. Da beömmelten sich bei einer Scholz-Rede ausnahmsweise mal alle.

# Starten Sie Ihre neue Wochenendtradition.

## 6 Ausgaben der Sonntagszeitung für nur 6 Euro.

Lassen Sie sich inspirieren und erfrischen Sie Ihren Geist in den schönsten Wochen des Jahres mit vielfältigen Themen von Politik und Wirtschaft bis Leben und Reisen.



Bis 31.8.24 bestellen: ☎ (069) 75 91-33 59 🌐 [faz.net/sommer-fas](https://faz.net/sommer-fas)

# Warten auf die siegreiche Heimkehr

Die letzten iranischen Volksmudschahedin fristen ihr Dasein in Albanien, gealtert und geschwächt. Zu Besuch im Camp Ashraf 3.

Von Matthias Rüb

Wer in Tirana Macht und Geld hat, der besitzt im gut vierzig Kilometer entfernten Lalzi an der Adria eine prächtige Villa. Auf dem Weg an den Strand kommen die reichen Albaner allerdings an einer ungewöhnlichen Siedlung vorbei: ein weitläufiges Gelände, umgeben von einem hohen Zaun und Überwachungskameras, vor der Einfahrt bewaffnete Angestellte. Für Fahrzeuge wird das Tor nur kurz geöffnet, nachdem die Wachmänner in den Kofferraum geschaut und den Unterboden mit Kontrollspiegeln überprüft haben. Dahinter fällt der Blick auf einen mächtigen Triumphbogen mit goldenen Löwen, Schwerter in den Vordertzen. Auf den Pfeilern stehen auf Farsi und Englisch in goldenen Lettern die Worte: „Der Sieg ist unser. Die Zukunft ist unser.“

Willkommen in Camp Ashraf 3, Wohnort und Arbeitsstätte von etwa 2800 Kämpfern der iranischen Volksmudschahedin, der „Mojahedin-e Khalq“ (MEK). Die Kämpfer von heute sind um einiges älter, als es jene in den frühen Jahren der marxistisch-schiitischen Guerillabewegung waren. Damals, in den Siebziger- und Achtzigerjahren, kämpften blutjunge,

meist akademisch gebildete Gegner des Schahs gemeinsam mit den Gefolgsleuten von Ajatollah Ruhollah Khomeini gegen die Monarchie. Sie verübten Terroranschläge gegen Regime-Vertreter, gegen westliche Industrieunternehmen sowie gegen amerikanische Diplomaten und Militärs. Nach dem Sturz des Schahs und der Rückkehr Khomeinis aus dem französischen Exil 1979 kam es dann aber bald zum Zerwürfnis zwischen den Volksmudschahedin und der Partei des Ajatollahs. 1981 wurde die MEK von Khomeini verboten: Die Islamische Revolution fraß ihre Kinder.

Aber losgeworden ist das Regime die Volksmudschahedin nicht. Bis heute stellen der Geheimdienst und die Revolutionswächter der Mullahs ihnen nach. Doch nach viereinhalb Jahrzehnten mag die MEK zwar gealtert und geschwächt sein, mag manch weltanschauliche Häutung vollzogen haben, mag ihr Hauptquartier in einem isolierten Lager im albanischen Hinterland unterhalten, 3500 Kilometer Luftlinie von Teheran entfernt – aber sie ist noch da.

Wie kamen die Volksmudschahedin nach Albanien? Das ist eine längere Geschichte, die mit ihrem Anführer Mas-



Maryam Rajavi im Jahr 2021 im Camp Ashraf 3 in Albanien

Foto Picture Alliance

soud Rajavi beginnt. Rajavi saß bis zum Revolutionsjahr 1979 in Gefängnissen des Schah-Regimes, kam im Zuge der Islamischen Revolution frei, fiel aber bald in Ungnade, weil seine Vorstellung einer linksgerichteten islamischen Republik einem totalitären Gottesstaat von Khomeinis Gnaden widersprach. Nach dem Verbot der MEK floh Rajavi 1981 nach Paris. Dort gründete er den Nationalen Widerstandsrats des Iran (NWR), mit dem bis heute bestehenden Anspruch, so etwas wie das Exilparlament aller freiheitsliebenden Iraner zu sein.

Der Gang ins französische Exil war nur die erste Etappe einer beispiellosen Odyssee. Rajavis erste Frau Ashraf starb 1982 in Teheran beim Sturm der Revolutionswächter auf ihr Versteck. Nach ihr sollte später die Hauptquartiere im Exil benannt werden: die Camps Ashraf 1 und Ashraf 2 im Irak, schließlich Ashraf 3 in Albanien. 1985 heiratete Massoud Rajavi in Paris abermals. Er und seine Frau Maryam wurden in den kommenden Jahrzehnten zu den prägenden Führungsgestalten, um welche sich ein veritabler Personenklub entspinnen sollte.

Schon auf der ersten Station des Exils erlebten die Volksmudschahedin, dass sie von den Mächten des Westens und im Nahen Osten wie ein Spielball hin und her geworfen wurden. Zugleich standen sie ständig unter der Bedrohung durch den iranischen Geheimdienst. 1986 verfügte der damalige Premierminister Jacques Chirac die Ausweisung der MEK aus Frankreich, im Gegenzug für die Freilassung französischer Geiseln aus Libanon.

Als nächster temporärer Schutzherr bot sich der irakische Diktator Saddam Hussein an. Der konnte in seinem Krieg gegen Iran von 1980 bis 1988 jede Hilfe gebrauchen. Er holte deshalb die Todfeinde seines eigenen Todfeinds ins Land und stellte ihnen, als exterritoriales Gebiet, ein Areal nördlich von Bagdad zur Verfügung. Dort entstand Camp Ashraf 1 – als Rückzugsgebiet für die Führung der MEK und als Trainingslager für Kämpfer, die von Saddam Hussein mit Waffen versorgt wurden. In der eigenen Heldengeschichtsschreibung wird dieses

unrühmliche Kapitel – als bewaffnete Handlanger Saddams Husseins im Krieg gegen das eigene Heimatland – mit dem Schweigen der Scham belegt.

Nach dem Ende des Ersten Golfkriegs setzten die Volksmudschahedin ihren Kampf gegen das Regime in Teheran mit Attentaten fort. Als die USA 2003 in den Irak einmarschierten und Saddam Hussein stürzten, standen sich die amerikanischen Besatzer und die MEK zunächst misstrauisch gegenüber. Es war in dieser Zeit, als Massoud Rajavi plötzlich im Irak verschwand. Eine offizielle Erklärung dafür gibt es bis heute nicht, aber das Verschwinden Rajavis kam den USA zu pass. Denn als langjähriger Führer der MEK, der für den Tod zahlreicher Amerikaner verantwortlich gemacht wurde, taugte er schlecht als Verbündeter im Kampf gegen die Mullahs in Teheran.

Der damalige amerikanische Verteidigungsminister Donald Rumsfeld handelte schließlich eine Übereinkunft mit der MEK über deren Entwaffnung aus und erreichte deren Umsiedlung als „geschützte Personen“ in das Camp Liberty nahe dem Bagdader Flughafen: Dort errichtete die MEK dann Camp Ashraf 2. Wie einst der gestürzte Saddam Hussein adoptierten nun die amerikanischen Besatzer im Irak die Volksmudschahedin als Verbündete gegen den gemeinsamen Todfeind in Teheran. An sein Schutzversprechen erinnerte sich Washington schließlich, als es nach dem Abzug der amerikanischen Truppen zu blutigen Angriffen auf Camp Ashraf 2 kam. Auf der Suche nach einem sicheren Exil für die MEK wurden die USA 2013 schließlich in Albanien fündig.

In Tirana zeigte sich Ministerpräsident Edi Rama aus zweierlei Gründen bereit, die Volksmudschahedin aufzunehmen. Erstens gilt es den Albanern als heilige Pflicht, Fremden und Verfolgten Zuflucht und Schutz zu gewähren. Zweitens erwies das kleine Albanien, NATO-Mitglied seit 2009, dem großen Partner USA damit einen Freundschaftsdienst als zuverlässiger Verbündeter.

In Camp Ashraf 3 hat sich die MEK seitdem eine vorübergehende, aber stabile Bleibe geschaffen. Die Straßen auf

dem Gelände des Camps sind blitzsauber, die Gartenanlagen penibel gepflegt. Es gibt eine Poliklinik und eine Zahnarztpraxis, ein Fitnessstudio, Handwerksbetriebe und Reparaturwerkstätten. In den Wohncontainern sind Männer und Frauen getrennt untergebracht. Im größten Gebäude auf dem Gelände befindet sich das Museum über die Geschichte der MEK, ein quasi-sakraler Ort der Erinnerung. Neben gruseligen Folter- und Hinrichtungsszenen aus iranischen Gefängnissen, nachgestellt mittels lebensgroßer Figuren, kann man auf Stellwänden Fotos aus der Frühzeit der MEK in Iran sowie aus den Camps Ashraf 1 und Ashraf 2 betrachten. Auf der Gedenkwand für die „120.000 Gefallenen für die Freiheit“ stehen auf Englisch die Sätze: „Sie versuchten, uns zu begraben, aber sie wussten nicht, dass wir Samen sind. Stets werden wir stärker nachwachsen.“

Im Medienzentrum werden an Dutzenden Computern die Nachrichten aus und über Iran verfolgt. Vor allem aber werden von der Zensur des Regimes unterdrückte Nachrichten über Protest und Widerstand in Iran dorthin zurückgespielt, über verschlungene Pfade der sozialen Medien. Mit der Schaffung einer Gegenöffentlichkeit, auch durch die Produktion von eigenen Videoclips im Exil, sollen Dissidenten unterstützt werden.

Die MEK als umstritten zu bezeichnen ist eine Unternehmung. Die einen geißeln sie als dubiose Sekte, die anderen betrachten sie als wichtigste iranische Exilorganisation. Durch zähe Lobbyarbeit hat es die MEK jedenfalls erreicht, dass sie 2009 von der EU und 2012 von den USA von der Liste terroristischer Organisationen gestrichen wurde. Mit dem Zehnpunkteplan Maryam Rajavis hat sie sich ein Grundsatzprogramm gegeben, in dem die Gleichberechtigung der Geschlechter, die Abschaffung der Scharia und das Bekenntnis zu Demokratie und Marktwirtschaft postuliert werden.

Unterstützung findet die MEK eher auf der rechten Seite des politischen Spektrums, in den USA eher bei den Republikanern als bei den Demokraten, in Deutschland eher bei der CDU als bei der SPD oder den Grünen. Zu den prominentesten Unterstützern in Deutschland gehört die frühere Bundespräsidentin Rita Süssmuth, die 2018 das Camp in Albanien besucht hat.

Längst ist allerdings auch das Landstalt Albanien ins Visier Teherans geraten. In Europa gebe es „ein kleines, aber teuflisches Land, wo die Amerikaner mit iranischen Verrätern Komplotten gegen die Islamische Republik schmieden“, sagt Ajatollah Ali Chamenei. Mehrfach hat Tirana iranische Diplomaten bis hinauf zum Botschafter des Landes verwiesen, weil in der iranischen Vertretung in Tirana Terroranschläge gegen die MEK geplant worden sein sollen.

2023 gab es dann plötzlich eine Razzia der albanischen Bereitschaftspolizei in Camp Ashraf 3. Tirana begründete den Einsatz mit dem Verbot, das Camp als Plattform für politische Operationen zu nutzen. Die Begründung ist fadenscheinig, denn von Ashraf 3 wurden bekanntermaßen seit jeher die internationalen Aktivitäten der MEK vorangetrieben. Viel spricht dafür, dass Tirana mit der Razzia Teheran zu besänftigen suchte, um nicht vollends zum Kollateralschaden des Kampfes der iranischen Führung gegen die MEK zu werden.

Derweil verbreiten die Volksmudschahedin in Camp Ashraf 3 eine Art autogestützte Zuversicht: „Nächstes Mal in Teheran“, sagt Mehdi Barai, so etwas wie der Sprecher hier, zum Abschied und lächelt. „Nächstes Jahr in Teheran“ – so lautet die informelle Parole der MEK, die seit mehr als vier Jahrzehnten im Exil auf die siegreiche Heimkehr nach Iran wartet.

Jetzt anmelden unter [vorteilswelt.faz.net/veranstaltungen](https://vorteilswelt.faz.net/veranstaltungen)

## F.A.Z. Podcast für Deutschland *live*

### Der Tag nach den Landtagswahlen in Sachsen und Thüringen.

Freuen Sie sich auf spannende Gespräche und überraschende Perspektiven auf die Themen, die Deutschlands Zukunft bestimmen: Die F.A.Z.-Redakteure Livia Gerster und Andreas Krobok diskutieren in der Live-Reihe des F.A.Z. Podcast für Deutschland mit Mike Mohring, Landtagsabgeordneter und langjähriger CDU-Chef in Thüringen, über den Ausgang der historischen Landtagswahlen im Osten:

Werden Sachsen und Thüringen unregierbar? Kommen AfD oder BSW nun zum ersten Mal an die Macht? Und was heißt das für Deutschland?

Seien Sie am 2. September 2024 um 19 Uhr live vor Ort in Frankfurt.

Im Anschluss laden wir Sie zu einem gemütlichen Ausklang ein.

Hier anmelden: [vorteilswelt.faz.net/veranstaltungen](https://vorteilswelt.faz.net/veranstaltungen)

### IMPRESSUM

**Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung**  
Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH

**Politik:** Dr. Richard Wagner (verantwortlich); Wibke Becker, Justus Bender, Oliver Georgi, Livia Gerster, Andreas Neßger; Büro Berlin: Jochen Buchsteiner, Konrad Schuller.

**Leben:** Bertram Eisenhauer (verantwortlich); Katrin Hummel, Julia Schaaß, Anke Schipp, Eva Schäfer, Dr. Lucia Schmidt, Jörg Thomann, Jennifer Wiebking.

**Wirtschaft, Wert & Wohnen:** Dr. Patrick Bernau (verantwortlich); Birgit Ochs (verantwortlich für Wohnen); in Berlin für Wirtschaftspolitik: Ralph Bollmann (stellv.); Sebastian Balzer, Stefanie Diekmann, Sarah Huemer, Dennis Kremer, Anna Sophie Kühne, Anna-Lena Niemann, Dyrk Scherff, Florian Siebeck, Anne-Christin Sievers, Marcus Theurer; Dr. Alexander Wolfers.

**Feuilleton:** Dr. Julia Encke (verantwortlich); Peter Körte, Karen Krüger, Tobias Rüther (Literatur), Mark Siemons, Harald Staun (Medien), Anna Vollmer, Elena Witzeck.

**Reise:** Barbara Liepert (verantwortlich); Andreas Lesti.

**Sport:** Anno Hecker (verantwortlich); Michael Wittershagen (zuständig).

**Technik & Motor:** Holger Appel (verantwortlich); Boris Schmidt, Dr. Michael Spehr.

**Beruf & Chance:** Britta Beeger (verantwortlich); Benjamin Fischer, Dr. Ursula Kals, Uwe Marx.

**Wissenschaft:** Dr. Pia Heinemann und Joachim Müller-Jung (verantwortlich); Hinnerk Feldwisch-Drentrup, Piotr Heller, Johanna Kuroczik, Dr. Manfred Lindinger, Dr. Uli von Rauchhaupt, Dr. Frauke Zbikowska.

**Rhein-Main:** Ralf Euler und Katharina Iskandar (verantwortlich); Eva-Maria Magel (Kultur).

**Bildredaktion:** Henner Flohr (verantwortlich); Fara Phoebe Zetsche (zuständig).

**Chefin vom Dienst:** Dr. Elena Geus.

**Grafische Gestaltung:** Holger Windfuhr (Art Director), Nina Simon (stellv.); Susanne Pfeiffer, Sabine Wolt.

**Informationsgrafik:** Nina Hewelt (verantwortlich); Felix Brocker, Nicole Gomes Rodrigues, Christine Sieber, Stefan Walter.

**Archiv:** Olivera Kipic.

**Geschäftsführung:** Thomas Lindner

(Vorstandsvize); Dr. Volker Breid.

**Digitale Produktion und Vertrieb:** Stefan Buhr, Nico Wilfer.

**Anzeigen:** Ingo Müller (verantwortlich) und Jürgen Maukner, REPUBLIC Marketing & Media Solutions GmbH, Mittelstraße 2-4, 10117 Berlin, www.republic.de. Für Rhein-Main-Ausgabe: Achim Pflüger, RheinMainMedia GmbH, Waldstraße 226, 63071 Offenbach, Telefon (0 69) 75 01-33 36, Telefax (0 69) 75 01-33 37, E-Mail: service@rmm.de. Anzeigenpreise laut RMM-Preisliste Nr. 29, gültig vom 1. Januar 2024 an.

**Hersteller:** Andreas Gierth.

**Monatsbezugspreis:** Inland: Abonnement Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung 27,90 € (inkl. FAZ-Z 29,90€); einschließlich Frankfurter Allgemeine Zeitung 85,90 €. Abonnenten der gedruckten F.A.Z. lesen für einen Aufpreis von 3,00 € zusätzlich die digitalen Ausgaben der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung. Darin enthalten ist außerdem der vollständige Zugang zur Website FAZ.NET (FAZ+). Mehr Informationen zu allen Angeboten und Preisen (z. B. für junge Leser, Geschäftskunden, Digital- und Auslandsabonnements) im Internet unter [abo.faz.net](https://abo.faz.net). Ihre Daten werden zum Zweck der Zeitungszustellung an Zustellpartner und an die Medienservice GmbH & Co. KG, Parisstraße 1, 60486 Frankfurt am Main, übermittelt. Gerichtsstand ist Frankfurt am Main.

**Druck:** Frankfurter Societäts-Druckerei GmbH & Co. KG, Kurhessenstraße 4-6, 64546 Mörfelden-Walldorf; Pressdruck Potsdam GmbH, Friedrich-Engels-Straße 24, 14473 Potsdam; Süddeutscher Verlag Zeitungsdruck GmbH, Zamdorfer Straße 40, 81677 München.

Für die Herstellung der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung wird ausschließlich Papier mit einem hohen Recyclinganteil verwendet. An allen Druckereistandorten in Deutschland lässt die F.A.Z. mit Ökostrom produzieren.

Eine Verwertung der urheberrechtlich geschützten Zeitung oder der in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen, besonders durch Vervielfältigung oder Verbreitung, ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar, soweit sich aus dem Urheberrecht nicht anderes ergibt. Besonders ist eine Speicherung oder Verbreitung von Zeitungsinhalten in Datenbanksystemen, zum Beispiel als elektronischer Pressespiegel oder Archiv, ohne Zustimmung des Verlages unzulässig. Sofern Sie Artikel dieser Zeitung nachdrucken, in Ihr Internet-Angebot oder Ihr Intranet übernehmen oder per E-Mail versenden wollen, können Sie die erforderlichen Rechte bei der F.A.Z. GmbH online erwerben unter [www.faz-rechte.de](https://www.faz-rechte.de). Auskunfts erhalten Sie unter [nutzungsrechte@faz.de](mailto:nutzungsrechte@faz.de) oder telefonisch unter (0 69) 75 91-29 01. Für die Übernahme von Artikeln in Ihren internen elektronischen Pressespiegel erhalten Sie die erforderlichen Rechte unter [www.presse-monitor.de](https://www.presse-monitor.de) oder unter Telefon (0 30) 28 49 30, PMG Presse-Monitor GmbH. Die Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH behält sich eine Nutzung ihrer Inhalte für kommerzielles Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrHG ausdrücklich vor. Für den Erwerb einer entsprechenden Nutzungslizenz wenden Sie sich bitte an [nutzungsrechte@faz.de](mailto:nutzungsrechte@faz.de).

© Copyright Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH, Frankfurt am Main. ISSN 1611-3993 (Ausgabe D)

Anschritt der Redaktion und des Verlags: Postanschrift: 60267 Frankfurt am Main, Hausanschrift: Parisstraße 1, 60486 Frankfurt am Main; zugleich auch ladungsfähige Anschrift für alle im Impressum genannten Verantwortlichen und Vertretungsberechtigten.

Telefon (0 69) 75 91-0; Kundenservice: (0 69) 75 91-10 00

E-Mail: [aboservice@faz.de](mailto:aboservice@faz.de); Online: [www.faz.net/meinabo](https://www.faz.net/meinabo)

Anzeigenservice: (0 69) 75 91-33 44, Prospektwerbung: (0 69) 75 91-12 24.

Büro Berlin: Mittelstraße 2-4, 10117 Berlin, Telefon (0 30) 2 06 18-0.

E-Mail Redaktion: [sonntagszeitung@faz.de](mailto:sonntagszeitung@faz.de)

Abo-Bestellung: [www.faz.net/abo](https://www.faz.net/abo)



© Volker Heilischer

Man trifft sie überall auf dem amerikanischen Kontinent. In ihrer Heimat waren sie Ingenieure, Medizinstudenten, gut ausgebildete Fachkräfte. Heute halten sie sich als Über-Fahrer, Fahrradkuriere oder mit Gelegenheitsjobs über Wasser. Oder sie suchen noch nach ihrem Weg in einem fremden Land, von dem sie sich eine Zukunft in Wohlstand und Freiheit erhoffen – anders als zu Hause in Venezuela. Das lateinamerikanische Land hat in den vergangenen zehn Jahren einen beispiellosen Exodus erlebt – und der Kontinent die größte Migrationskrise seiner Geschichte. 7,7 Millionen Venezolaner haben in dieser Zeit laut den Vereinten Nationen ihr Land verlassen – mehr als ein Fünftel der gesamten Bevölkerung. Fast drei Millionen Venezolaner leben heute in Kolumbien, etwa die Hälfte in Peru. Mehr als eine halbe Million sind in die Vereinigten Staaten geflohen, fast ebenso viele nach Brasilien, Ecuador, Chile oder Spanien.

Dabei galt Venezuela noch vor einiger Zeit als Sehnsuchtsziel für Migranten aus ganz Lateinamerika. Doch in den vergangenen zwanzig Jahren hat das Land mit den größten Erdölreserven der Welt einen beispiellosen wirtschaftlichen, politischen und gesellschaftlichen Niedergang erlebt. Er begann mit dem früheren Präsidenten Hugo Chávez. Chávez profitierte vom hohen Erdölpreis zu Beginn des Jahrzehnts, der es ihm erlaubte, einen kostspieligen und politisierten Staatsapparat aufzubauen. Als Chávez 2013 starb und Nicolás Maduro die Führung übernahm, ging die Rechnung bereits nicht mehr auf. Der sinkende Ölpreis, Misswirtschaft, Korruption und die zunehmende Inflation stürzten das Land in eine tiefe Krise. Die Bevölkerung begann zu leiden, der öffentliche Sektor kollabierte. Schon seit Jahren herrschen in den venezolanischen Krankenhäusern prekäre Zustände. Ein großer Teil der Bevölkerung leidet an Mangelernährung. Gleichzeitig haben über die Jahre politische Unterdrückung, Machtmissbrauch und Menschenrechtsverletzungen zugenommen.

Trotz allem ist es dem Regime in Caracas lange gelungen, den Schein der Demokratie aufrechtzuerhalten, indem es – umstrittene – Wahlen abhielt und die Opposition immer knapp am Leben ließ. Nun deutet alles darauf hin, dass das Land in eine reine Diktatur abgleitet. Vor vier Wochen haben die Venezolaner gewählt. Es bestehen kaum Zweifel daran, dass sie Maduro mit einer klaren Mehrheit eine Abfuhr erteilt haben. Die Opposition hat rund 80 Prozent der Wahlprotokolle der einzelnen Wahllokale veröffentlicht, die das eindrücklich belegen. Doch das Regime in Caracas hat in den vergangenen Wochen klargemacht, dass es die Niederlage nicht akzeptiert und sich um jeden Preis an der Macht halten will. Maduro trotz der Forderungen der Opposition und großer Teile der internationalen Gemeinschaft, die eine transparente Auswertung der Wahl fordern. Der regierungstreue Wahlrat hält die Wahlprotokolle jedoch weiterhin zurück und hat den ebenso hörigen Obersten Gerichtshof mit der „Überprüfung“ beauftragt. Am Donnerstag bestätigten die Richter erwartungsgemäß das Wahlergebnis, das Maduro als Sieger nennt, ohne dies mit den Wahlprotokollen zu belegen.

Seit der Wahl hetzt das Regime seine Sicherheitskräfte auf politische Gegner und die demonstrierende Bevölkerung, die eingeschüchert und demoralisiert werden soll. Hunderte Demonstranten wurden seit der Wahl verhaftet. Gezielt werden Oppositionelle festgenommen. Die von Brasilien, Kolumbien und Mexiko aufgenommenen Verhandlungsversuche laufen bisher in Leere. Maduro tanzt allen auf der Nase herum, am meisten seinem eigenen Volk. Vor den Wahlen war zarte Hoffnung auf einen politischen Wandel aufgekeimt – auf einen Ausweg aus der seit mehr als zehn Jahren anhaltenden Krise und auf die Rückkehr venezolanischer Migranten. Doch diese Hoffnung schwindet mit jedem Tag mehr und mit ihr auch die Unsicherheit in der Bevölkerung. Auch in

# Der nächste Exodus

Seit Maduro Venezuela ins Chaos gestürzt hat, fliehen immer mehr Venezolaner aus dem Land. Jetzt könnte eine neue Flüchtlingswelle bevorstehen.

Von Tjerk Brühwiller



Demonstranten in Medellín in Kolumbien protestieren Anfang August nach der Wahl in Venezuela für die dortige Opposition. Foto EPA



diesem Jahr haben schon Zehntausende Venezuela den Rücken gekehrt. Und diejenigen, die geblieben sind, stellen sich nach der Wahl abermals die Frage, ob sie gehen und irgendwo einen Neuanfang wagen sollen. Schon vor der Wahl zeigten Umfragen, dass bis zu 40 Prozent der Befragten diese Möglichkeit ernsthaft in Betracht ziehen, falls Maduro sich an der Macht hält. Hochgerechnet wären das rund zehn Millionen Venezolaner.

Man müsse sich vorbereiten, sagte die chilenische Innenministerin Carolina Tohá in einem Interview. Es sei nicht so, dass nun unmittelbar eine Migrationswelle beginnen werde, doch die Zuwanderung von Venezolanern könne nun wieder ein größeres Ausmaß annehmen. Chile hat sich in den vergangenen Jahren bemüht, Hunderttausende von Venezolanern aufzunehmen. Auch sonst war der Umgang Lateinamerikas mit dem venezolanischen Exodus von einem Geist der Solidarität sowie des Pragmatismus geprägt. Venezolaner wurden Möglichkeiten angeboten, um ihren Aufenthaltsstatus zu regulieren, in vielen Ländern erhielten sie Zugang zum Arbeitsmarkt, zur Gesundheitsversorgung und zur Bildung. Doch seit der Pandemie kämpfen viele Länder in Lateinamerika selbst mit wirtschaftlichen

Problemen. Die Regierungen von Chile, Peru und Ecuador haben die Hürden für die Einwanderung von Venezolanern in den vergangenen Jahren deshalb wieder erhöht. Um die illegale Einwanderung über die grüne Grenze zu verhindern, wird sich Chile mit Wärmebildkameras ausrüsten. Im vergangenen Jahr hatte die Regierung in Santiago die Armee an die Grenze zu Bolivien und Peru entsandt, um die Migration über einen gefährlichen Andenpass einzudämmen. Das Aufgebot soll weiter verstärkt werden.

Chile reagiert damit auch auf den wachsenden Unmut in der Bevölkerung. In den vergangenen Jahren kam es immer wieder zu fremdenfeindlichen Übergriffen auf venezolanische Migranten. 2021 brannte ein wütender Mob ein venezolanisches Zeltlager im Norden des Landes nieder. Im vergangenen Jahr äußerten sich mehr als drei Viertel der befragten Chilenen in einer Umfrage negativ zur Einwanderung. Fünf Jahre zuvor lag dieser Anteil unter einem Drittel. Gerade in Chile wird die Einwanderung aus Venezuela auch mit einer Zunahme der Kriminalität in Verbindung gebracht. Tatsächlich deutet vieles darauf hin, dass mit der Ankunft der Venezolaner auch Fraktionen der größten venezolanischen Verbrecherorganisation „Tren de Ara-

gu“ nach Chile vorstoßen konnten. Die Mordrate des Landes hat sich zwischen 2021 und 2022 nahezu verdoppelt, was die linke Regierung dazu veranlasste, die Sicherheitsausgaben zu erhöhen. Im Hinblick auf die Wahlen im kommenden Jahr dürfte die Migration in Chile ein heißes Thema bleiben. Als aussichtsreichster Kandidat gilt der Rechtspopulist José Antonio Kast.

Auch in Kolumbien, dem zentralen Durchreise- und Aufnahmeland für venezolanische Migranten, hat sich der Wind gedreht. In den vergangenen Jahren hat das Land rund zwei Millionen Venezolanern einen geschützten Status gewährt, der ihnen für zehn Jahre eine Arbeitserlaubnis, medizinische Grundversorgung und Schulausbildung garantiert. Doch das könnte sich bald ändern. Das Visum gilt nur für Venezolaner, die vor November 2023 nach Kolumbien eingereist sind. Eine Verlängerung dieses international hoch gelobten Programms steht infrage, da das Land nicht die notwendigen Ressourcen hat und der politische Rückhalt dafür selbst innerhalb der linken Regierung fehlt.

An dieser Befürchtung ändert auch eine gemeinsame Studie der Weltbank, der Interamerikanischen Entwicklungsbank, der OECD und der UN-Flüchtlingsagentur UNHCR nichts. Sie

kommt zum Schluss, dass die Einwanderung von Venezolanern das Wachstum der Volkswirtschaften der wichtigsten lateinamerikanischen Gastländer anhebt – von 2017 bis 2030 im Schnitt um 0,1 bis 0,25 Prozent pro Jahr. Wenn der Zugang zu Arbeitsplätzen für venezolanische Migranten erhöht würde, könnten die wirtschaftlichen Vorteile noch größer sein, heißt es in der Studie, was die zusätzlichen Kosten für öffentliche Dienstleistungen mehr als kompensiere. Die wirtschaftlichen Schwierigkeiten und die zunehmend höheren Einwanderungshürden in Lateinamerika haben in den vergangenen Jahren viele Venezolaner dazu bewogen, Länder wie Kolumbien, Ecuador, Peru und Chile wieder zu verlassen. Die Bewegungen von Flüchtlingen und Migranten zwischen Gastländern haben 2023 erheblich zugenommen, was sich in diesem Jahr fortsetzen dürfte. Viele ziehen nordwärts Richtung Vereinigte Staaten, die auch zu einem wichtigen Zielland der meisten neuen Migranten geworden sind. Hinweise auf diesen Strom geben nicht nur die Zahlen von Venezolanern an der amerikanischen Südgrenze, die von rund 190.000 im Jahr 2022 auf über 260.000 im Jahr 2023 gestiegen sind.

Auch der Darién Gap, das unwegsames und gefährliche Dschungelgebiet zwischen Kolumbien und Panama, wird von immer mehr Venezolanern durchquert. Im vergangenen Jahr nahm eine halbe Million Migranten diese lebensgefährliche Route. Fast zwei Drittel davon waren Venezolaner, darunter viele Frauen und Kinder. In den ersten Monaten dieses Jahres hat die Zahl der nach Panama gelangten Migranten im Vergleich zur Vorjahresperiode weiter zugenommen. Die neue panamaische Regierung hat angekündigt, die Landesgrenze zu Kolumbien zu militarisieren, um die Migranten aufzuhalten. Daran haben auch die Vereinigten Staaten ein Interesse. Vor wenigen Tagen hat der erste von Washington finanzierte Rückführungsflug mit Migranten Panama verlassen, wie die Behörden mitteilten. Über das Ziel wurden keine Angaben gemacht. Die Flüge, die sowohl deportierte als auch freiwillig zurückgeführte Migranten befördern werden, sind Teil eines Abkommens, das die beiden Regierungen im vergangenen Monat unterzeichnet haben.

Das Problem der Vereinigten Staaten mit der Migration ist auch dem Regime in Caracas nicht entgangen. Zwar bestreitet es beharrlich den Exodus, den das Land erlebt und der zu einem massiven Verlust an Arbeitskräften und Fachwissen geführt hat. Gleichzeitig setzt es die Migration in die Vereinigten Staaten aber als Druckmittel ein. Nachdem die beiden Regierungen sich Ende 2023 auf die Rückführung von illegal in die Vereinigten Staaten eingereisten Venezolanern geeinigt hatten, drohte die venezolanische Vizepräsidentin Delcy Rodríguez im Februar damit, die Rückführungsflüge für Migranten sofort zu widerrufen und alle bilateralen Kooperationsmechanismen zu überprüfen, sollte Washington die Sanktionsschraube gegen Venezuela wieder anziehen.

Die Migranten sind für Venezuela nicht nur zu einer wichtigen Einkommensquelle geworden, da sie jedes Jahr Milliarden an ihre Verwandten zu Hause schicken. Die autoritären Regime in Lateinamerika sehen die Migration auch als eine „Waffe“, um die Zielländer zu destabilisieren, allen voran die Vereinigten Staaten. Venezuela und seine regionalen Verbündeten in Kuba und Nicaragua gehen dabei ganz unverblümt vor. Im vergangenen Jahr führten die drei Regime massive gemeinsame Operationen durch. Migranten aus Kuba wurden mit Flugzeugen der staatlichen venezolanischen Fluggesellschaft Conviasa nach Nicaragua geflogen, um von dort aus die Reise nach Norden in Richtung der Grenze zu den USA zu beginnen. Auch aus anderen Ländern erreichen Nicaragua Charterflüge mit Migranten. Den Venezolanern selbst bietet Conviasa keine Direktflüge nach Nicaragua an. Doch sie gehen trotzdem. Auch wenn sie dabei alles zurücklassen müssen und ihr Leben riskieren.

## LESEBRIEFE

### Scholz muss umdenken

POLITIK Zu „Kein neues Geld mehr für die Ukraine“ von Peter Carstens und Konrad Schuller (18. August):

Unfassbar, was unser Bundeskanzler entschieden beziehungsweise zugelassen hat: eine drastische Kürzung der Finanzmittel für die militärische Hilfe an die Ukraine! Der Kanzler, der sich damit brüstet, Deutschland stehe auf Platz zwei der militärischen Unterstützer, und der auf der Münchener Sicherheitskonferenz tönnte, bei einem Sieg Putins in der Ukraine wäre „der politische und finanzielle Preis, den wir zu zahlen hätten, ... um ein Vielfaches höher als alle Kosten unserer Unterstützung“. Jetzt wäre der Zeitpunkt für

gegenteilige Entscheidungen. Hat doch die Ukraine mit der Offensive in das russische Grenzgebiet Kursk den Mythos von der Unbesiegbarkeit Russlands entlarvt. Die Offensive kann ein Wendepunkt in diesem Krieg sein. Sie sollte jedenfalls zum Wendepunkt hinsichtlich der Intensität unserer militärischen Unterstützung werden. Schluss mit der Rücksicht auf Putin und auf sein gekonntes Spielen mit den Ängsten der Deutschen! Dies ist der Zeitpunkt, sich auf den „Sieg“ der Ukraine festzulegen. Insgesamt muss mit den selbstverordneten „roten Linien“ aufgeräumt werden. Doch bleibt eine Hoffnung: Der Spar-Brief des Finanzministers vom 5. August konnte die La-

geänderung durch die Kursk-Offensive noch nicht berücksichtigen. Es ist also nicht zu spät, noch zur Vernunft zu kommen. Dr. Klaus Wittmann, Brigadegeneral a.D., Berlin

### Bildung statt Waffen

POLITIK Zu „Kein neues Geld mehr für die Ukraine“ von Peter Carstens und Konrad Schuller (18. August):

Ein Blick ins Fach „Gegenwartskunde“ zeigt, wie sinnvoll es wäre, alle Energie und Geld nicht in Waffen zu investieren, sondern in die Lösung der wirklich globalen Probleme wie des Umweltschutzes, der Armut- und Korruptionsbekämpfung, der Förderung von Bildung (auch in ganz Afrika),

der Bekämpfung von Fluchtursachen. Es bedarf einer neuen G-20-Struktur, mit deren Hilfe alle Mächtigen ihre Kräfte bündeln. Olympische Spiele in Paris, geeint unter dem Friedensfeuer eines nachts aufsteigenden Ballons, zeigt das Potential dazu. Jede freie Minute und jeden Cent nicht in neue Waffen, sondern in die diplomatische Beendigung aller todbenenden Kriege zu stecken, ist nicht blinder Pazifismus, ist keine realitätsferne Appeasement-Politik, sondern die Frucht akkurat gelehrten Geschichtsunterrichts in der Schule. Die Kinder erwarten zurecht auch von den Erwachsenen: Werdet Streitschlichter! Bettina Meinert, Billstedt

### Der Ukraine beistehen

POLITIK Zu „Kein neues Geld mehr für die Ukraine“ von Peter Carstens und Konrad Schuller (18. August):

Viele Deutsche haben die fundamentale Bedrohung, die von dem russischen Überfall auf die Ukraine ausgeht, offenbar noch nicht begriffen. Es wäre wichtig zu begreifen, dass Putin nicht nur die Ukraine als Nation liquidieren will, sondern die freie westliche Welt bedroht. Wenn sich die Ukrainer nicht so tapfer und ausdauernd verteidigt hätten (und damit auch uns), dann hätte Putin seine Truppen längst ins Baltikum geschickt. Deshalb müssen alle notwendigen Maßnahmen ergriffen werden, um die russischen

Truppen aus der Ukraine zu vertreiben. Die Kürzung der Ukrainehilfe ist ein Verrat an den vollmundigen Hilfszusagen und zugleich eine Dummheit, denn es gefährdet uns selbst. Dr. Eckhard Müller, Neustadt am Rübenberge

### FAZ-Cannabis-Club?

LEBEN Zu „Meine kleine Farm“ von Sarah Obertreis (18. August):

Eine Anleitung zum Cannabisanbau in der F.A.S. – geht es noch? Eine solche Veröffentlichung ist unverantwortlich, spricht allen Stellungnahmen von Kinder- und Jugendärzten Hohn und ist journalistisch eine Katastrophe. Mehr gemein mit einem Gegenstand

der Berichterstattung kann man sich nicht machen – Hanns Joachim Friedrichs wird sich im Grab umdrehen. Mit Blick auf den letzten Absatz fehlt nur noch der Hinweis auf einen künftigen Cannabis-Club im F.A.Z.-Hochhaus. Helmut Schorlemmer, Frankfurt

**Leserbriefredaktion**  
der Frankfurter Allgemeinen  
Sonntagszeitung,  
60267 Frankfurt/Main,  
E-Mail-Adresse:  
sonntagszeitung.leserbriefe@faz.de

Um möglichst viele Leserbriefveröffentlichungen zu können, sind wir leider häufig gezwungen, sie zu kürzen. Wir lesen alle Briefe sorgfältig und beachten sie, auch wenn wir sie nicht beantworten können.



# Kamala Harris will Patriotin sein

Von Sofia Dreisbach

**O**prah Winfrey hatte gerade ins Publikum gerufen, es sei sehr amerikanisch, die Tochter von Einwanderern zur Präsidentin zu wählen, da brach ein Sturm los. „USA! – USA! – USA!“, schallte es von den Rängen. Das war eine ungewohnte Szene. Ein demokratischer Parteitag, eine schwarze Rednerin auf der Bühne und dazu der „USA!“-Schlachtruf. Wenn der in den vergangenen Jahren zu hören war, dann meistens auf Kundgebungen von Donald Trump.

Es gehört zur neuen Taktik der Demokraten, den amerikanischen Patriotismus wieder für sich zu beanspruchen. Die Debatte darüber, welche der beiden großen Parteien die patriotischere sei, ist jahrzehntalt. In den vergangenen acht Jahren sind Amerika-Flaggen und die Farben Rot, Weiß und Blau zunehmend Symbol der Republikaner und vor allem der Trumpisten gewesen. Republikaner bezeichnen sich laut Umfragen viel häufiger als „sehr patriotisch“, betrachten die Vereinigten Staaten viel eher als „beste Nation der Welt“ als Demokraten.

Kamala Harris will Trump nun mit seinen eigenen Waffen schlagen. Er brandmarkt die demokratische Präsidentschaftskandidatin in seinen Reden als „woke“ Linksradikale von der Westküste, sie setzt ihm Reden der Einheit und des positiven Patriotismus entgegen. Bei ihr heißt es nicht: „Kämpft für euer Land, weil es dem Untergang geweiht ist.“ Sondern: „Kämpft für euer Land, damit es eine blühende Zukunft hat.“ Patriotismus ist plötzlich wieder cool und steht für Werte, für Leidenschaft, für Freude, nicht für Hass gegen Einwanderer und „America first“.

Es sei das größte Privileg der Welt, Amerikaner zu sein, rief Harris am Donnerstag auf dem Parteitag in Chicago. Doch damit gehe auch eine enorme Verantwortung einher. Man müsse der Welt zeigen, wofür man stehe: für Mitgefühl, Fairness und „endlose Möglichkeiten“. Wir können das besser, war eine der Kernbotschaften von Harris an diesem Abend.

In einem Land, in dem politische Gräben in den vergangenen Jahren auseinandergerissen haben, fällt der Appell an die amerikanischen Gemeinsamkeiten auf fruchtbaren Boden. Umso hilfreicher ist es, dass Harris' Vizekandidat Tim Walz als Bindeglied zwischen den Polen fungiert. Als Gouverneur hat er in Minnesota viele progressive Gesetze unterzeichnet. Doch als früherer Lehrer

und Football-Coach, als Jäger, Fischer und Waffenbesitzer könnte er nicht weiter entfernt sein von dem Klischee der demokratischen „Küstenelite“. „So verschieden sind wir doch gar nicht“, lautet die Botschaft. Alle müssten sich nur wieder auf ihre Gemeinsamkeiten besinnen.

Die Rückeroberung des Patriotismus ist für die Demokraten auch eine Chance, Wähler zurückzugewinnen, die das Gefühl hatten, die Partei sei sich zu fein für das „echte“ Amerika und zu sehr in Debatten über gendernneutrale Toiletten und angemessene Pronomen gefangen. Für solche Themen werden sie von den Republikanern seit Jahren angegriffen.

In einigen Bundesstaaten scheint Harris' Selbstdarstellung als Patriotin, als Kämpferin für alle Amerikaner, schon zu fruchten. In Michigan, Pennsylvania und Wisconsin etwa hat sie Trump in Umfragen überholt. Das liegt auch daran, dass sie bei Arbeitern und Wählern in ländlichen Gebieten besser abschneidet als Biden vorher. Dasselbe gilt für Wechselwähler im Mittleren Westen und in den Swing States im Süden.

Auch Barack Obama reihte sich auf dem Parteitag in Chicago in den Chor der Einheitskämpfer ein, als er die Amerikaner zum Wohlwollen gegenüber ihren Mitbürgern aufrief. Schließlich sagten auch die Eltern oder Großeltern mal etwas, das einen zusammenzucken lasse, doch man nehme nicht automatisch an, sie seien schlechte Menschen. Manch einer brauche etwas Zeit – und Ermutigung –, um sich in dieser rasend schnell verändernden Welt zurechtzufinden.

Ein Allheilmittel für die gespaltene amerikanische Gesellschaft sind freilich weder Nachsicht noch der von den Demokraten auf ein Neues beschworene Patriotismus. Ein offener Bruch verheißt nicht innerhalb weniger Wochen. Und Harris kann sich noch so sehr als Patriotin geben: Für eingefleischte Trumpisten ist die schwarze Frau aus Kalifornien ein rotes Tuch. Bis sich diese Gräben wieder schließen, wird es aller Voraussicht nach noch Jahre dauern.

So dürfte es Harris genauso wenig wie ihrem Vorgänger Joe Biden gelingen, das gesplante Land wieder zu vereinen. Doch ihr Verdienst wäre das Ende der Ära Trump. Dass der Republikaner 2028 mit 82 Jahren nach einer Niederlage noch einmal antritt, ist unwahrscheinlich. Und wenn die Wunde der amerikanischen Nation erst einmal ruhiggestellt ist, kann die Heilung beginnen.



**P**uh, der Osten! In einer Woche wird in Sachsen und Thüringen gewählt, und die Sache sieht nicht gut aus. Die AfD kommt in Umfragen auf 30 Prozent. Die Kaderpartei von Sahn Wagenknecht, der selbst ernannten Kronanwältin des Ostens, auf 15 bis 20 Prozent. Das macht die Hälfte der Wähler aus. Zwar liegt das BSW in vielen Forderungen nahe bei Union oder SPD. Doch die Fixierung Wagenknechts auf das autoritäre Kriegs-Russland lässt ahnen, dass es hinter der Fassade eine andere Agenda gibt. Steht im Osten der Faschismus vor der Tür, gepaart mit einem neu frisierten Sozialismus?

Wohl kaum. Aber woran liegt es, dass so viele Ostdeutsche Parteien wählen, die das System infrage stellen? In Ostdeutschland ist die Parteibindung sehr gering, die Leute probieren leichter etwas Neues aus. Zudem haben sich viele Ostdeutsche jahrzehntlang als Verlierer empfunden. Nun wehren sie sich dagegen, dass die (West-)Politiker ihnen vorschreiben wollen, wie sie zu reden und zu leben haben.

Der Hang, auf einfache Lösungen zu setzen, hat aber einen tieferen Grund. Er liegt in der DDR. Der SED-Staat förderte die Arbeiter, verfolgte die Unternehmer und alle kritischen Geister. Das konservative Bürgertum suchte nach dem niedergeschlagenen Volksaufstand vom 17. Juni 1953 das Weite. Von 1949 bis zum Mauerbau 1961 verließen 2,5 Millionen Menschen die DDR. Mehr als eine halbe Million ging zu Zeiten der Mauer. Der DDR-Witz, der den Namen der Republik als „Der doofe Rest“ übersetzte, zeugte von diesem Exodus. Vom Wendejahr 1989 bis 2015

kehrten weitere zwei Millionen Menschen ihrer Heimat den Rücken. Ganze Abiturjahrgänge verließen die frühere DDR. Es waren die Leute, die aus ihrem Leben etwas machen wollten, vor allem junge Frauen. Die Folge ist ein europaweit einzigartiger Männerüberschuss in den strukturschwachen Regionen des Ostens.

Mit der Einheit traf der Arbeiterstaat, der das Bürgertum zerstört hatte, auf eine bürgerliche Mittelschichtsgesellschaft im Westen. Sie stellte die neuen Eliten im Osten, die sich dort festsetzten. Der Westen brachte dem Osten eine Überschichtung, der Osten dem Westen eine Unterschichtung, wie es der Soziologe Steffen Mau beschrieben hat.

Es blieben diejenigen, die nicht weg wollten, an der Heimat hingen. Viele empfinden heute dennoch einen Heimatverlust, als seien sie nicht mehr Herr im eigenen Haus. Die eigene Lebenswelt zu gestalten ist schwierig. Wer etwas machen will im Osten, ist auf Förderung durch den Staat angewiesen, das private Kapital ist oft nicht da.

ringere Zahl an Raketen, die aus Gaza auf Israel abgefeuert werden. Demgegenüber stehen allerdings Berichte, denen zufolge die Hälfte der 24 Hamas-Bataillone in dem Küstenstreifen ihre Kampffähigkeit zumindest teilweise wiedererlangt hat. In mehreren Gebieten, in denen die Armee zuvor ihren Sieg erklärt hatte, sind neue Einheiten der Terroristen am Werk. An der Spitze der Organisation sieht es kaum anders aus. Den Platz des getöteten Ismail Haniyeh hat längst der weitaus radikalere Yahya Sinwar eingenommen. Die bittere Erkenntnis: Der Terror wächst nach.

Hinzu kommen neue Bedrohungsszenarien wie der versuchte Terrorangriff auf eine Synagoge in Tel Aviv in der vergangenen Woche. Solange der Krieg in Gaza andauere, werde man wieder stärker auf solche Anschläge setzen, hieß es danach von der Hamas. Von Wut und Verzweiflung zerfressene Palästinenser, die sich für solche Attentate rekrutieren lassen, dürften sich mit jedem Kriegstag leichter finden lassen. Für Israel wird derweil immer deutlicher, was auch für andere Konflikte auf der Welt gilt: Mit Bomben allein lässt sich eine Ideologie nicht bekämpfen.

# Warum wählt der Osten anders?

Von Markus Webner

Zwar läuft es wirtschaftlich nicht schlecht in den Ostländern. Große Unternehmen, in denen man die Welt im Blick hat und international vernetzt ist, gibt es aber weniger als im Westen. Initiativen, die sich etwa um den Erhalt alter Kirchen oder Fachwerkhäuser kümmern, werden oft von zugezogenen Wessis getragen, freie Schulen von westdeutschen Gründern geleitet. In den Rotary-Klubs in Dresden ist man 35 Jahre nach der Einheit stolz darauf, wenn es etwas mehr Mitglieder aus dem Osten als aus dem Westen gibt.

Zwar sind selbst kleine Städte heute oft besser in Schuss als im Westen. Doch was fehlt, sind die Einwohner. Wenn auf dem Land der Einzelhandel schließt, dann fühlen sich viele zurückgelassen. Dann freut man sich über den AfD-Stand am Marktplatz, an dem man wenigstens seine Beschwerden loswerden kann. Die östlichen Bundesländer sind die ältesten in der Bundesrepublik, das Durchschnittsalter geht auf die 50 zu. Es ist nicht osttypisch, dass sich ältere Menschen danach sehnen, wie es früher war, dem Lebensgefühl nachzutraumern, das verloren ist.

Hinzu kommen antiwestliche Reflexe, die das BSW und die AfD etwa als Friedensliebe ausgeben. In Wirklichkeit nähren sie sich von den alten Geschichten vom bösen amerikanischen Imperialismus und vom Kriegstreiber NATO. Und von der Angst, ein Krieg könnte eskalieren mit der Atommacht Russland, gegen die man doch niemals ankomme.

Angst und Unzufriedenheit sind gut für Populisten. Die AfD setzt auf die Angst vor Migranten, ohne die im entvölkerten Osten schon heute nichts mehr geht. Das BSW knüpft an die Lebenswirklichkeit der DDR an, als es keine Ausländer gab, der Staat für Ordnung und ein Rundumprogramm sorgte, solange die Bürger ihre Arbeitspflicht erfüllten.

Die anderen Parteien haben den Populisten im Wahlkampf wenig entgegengesetzt. Man dürfe an der Stimmung im Land nicht vorbei regieren, sagt etwa Sachsens CDU-Ministerpräsident Michael Kretschmer. Doch Widerspruch wäre gefragt. Denn sonst machen sich demokratische Politiker zu bloßen Vollstreckern des vermeintlichen Volkswillens, so wie es die Populisten von sich behaupten. Auch in Westdeutschland sind viele Entscheidungen, die heute zum Grundinventar der Bundesrepublik gehören, anfangs kritisiert und bekämpft worden: die Westbindung, Willy Brandts Kniefall in Warschau, die Nachrüstung gegen sowjetische SS-20-Raketen oder der Abschied von der D-Mark. Der Gründungsmythos der neuen ostdeutschen Gesellschaft lautete: Wir sind das Volk. Doch das heißt nicht, dass das Volk immer recht hat.

Bei der Ampelkoalition ist es andersherum: Sie hat sich entprofessionalisiert, und die Wähler haben das bestraft. Während die AfD selbst dann noch leidlich die Reihen geschlossen hält, wenn Funktionäre unter Spionageverdacht geraten, erklärt sich die Ampel inzwischen zur „Übergangsregierung“, wenn sie nicht noch ein paar weitere Milliarden zum Einsparen findet.

Mit jedem Streit sinkt das Vertrauen in die Ampelparteien, und mit jedem Vertrauensverlust glauben diese, sich noch deutlicher von ihren Partnern abgrenzen zu müssen. Dabei könnten sie von der AfD lernen, dass es umgekehrt ist: Bräute die Koalition mal etwas ohne Getöse zu Ende, würden das die Wähler aller drei Parteien honorieren.

„Mühselig“ sei das Regieren in der Ampel, hat der Bundeskanzler gesagt,

und manche Grüne machen schon der CDU schöne Augen. Nun ist gerade aber kein Bündnis denkbar, das weniger Mühsal verspricht. Von großen Koalitionen haben die Deutschen erst mal genug. Und Schwarz-Grün-Irgendwas: Macht nicht jeden Tag mindestens ein Unionspolitiker die Grünen für alle Probleme dieses Landes gleichzeitig verantwortlich?

Die Union wie die Ampelparteien handeln fahrlässig. Denn es geht nicht nur um mehr oder weniger Bürgergeld, um mehr oder weniger marktwirtschaftliche Instrumente in der Klimapolitik. Es geht um die Frage, wie lange die Parteien, die sich darin einig sind, dass man Menschen nicht pauschal wegen ihrer Religion ausgrenzt und dass Deutschland im Westen ganz gut aufgehoben ist, den gesellschaftlichen Grundkonsens noch gegen seine Feinde verteidigen können.

Um das zu schaffen, müssen diese Parteien zur Zusammenarbeit fähig bleiben. Machen sie so weiter wie gerade, werden sie vielleicht nicht mehr viele Chancen haben, die AfD von der Macht fernzuhalten. Auf deren Schwäche können sie sich nicht mehr verlassen.

75 Jahre – 75 Preise

75 Jahre Frankfurter Allgemeine

# Terror wächst nach

Von Franca Wittenbrink

**M**ehr als drei Monate nach dem Einmarsch der israelischen Armee in Rafah scheint das Ziel der umstrittenen Operation erreicht zu sein. Die Hamas-Brigade in der Stadt im Süden des Gazastreifens sei besiegt worden, erklärte Verteidigungsminister Joav Gallant vor wenigen Tagen. Er verkündete damit nicht weniger als das, was Ministerpräsident Benjamin Netanjahu über Monate als letzten Schritt zur endgültigen Vernichtung der Terrororganisation ausgegeben hatte.

Dass die Erfolgsmeldung daran gemessen fast beiläufig daher kam, mag mit dem aktuellen Fokus auf die Bedrohung im Norden und aus Iran zu tun haben. Es zeigt aber auch, dass der viel beschworene Sieg über die Islamisten noch immer ferner liegt, als die israelische Führung zuweilen glauben machen will.

Militärisch hat Israel der Hamas in den vergangenen Monaten durchaus stark zugesetzt. Die Armee gibt an, 17.000 ihrer Kämpfer getötet zu haben, laut Gallant sind allein in und um Rafah 150 Tunnel zerstört worden. Dass die Angriffe auf die Infrastruktur wirksam sind, zeigt nicht zuletzt die immer ge-

# Fahrlässige Ampel

Von Andreas Nefzger

**W**ann die AfD zu ihrer heutigen Stärke fand, lässt sich genau datieren: Es war das dritte Juniwochenende vor zwei Jahren, als die Partei im sächsischen Riesa einen neuen Vorstand wählte und die ewigen Flügelkämpfe beendete. Die AfD hat sich professionalisiert, und die Wähler haben das belohnt.

Bei der Ampelkoalition ist es andersherum: Sie hat sich entprofessionalisiert, und die Wähler haben das bestraft. Während die AfD selbst dann noch leidlich die Reihen geschlossen hält, wenn Funktionäre unter Spionageverdacht geraten, erklärt sich die Ampel inzwischen zur „Übergangsregierung“, wenn sie nicht noch ein paar weitere Milliarden zum Einsparen findet.

Mit jedem Streit sinkt das Vertrauen in die Ampelparteien, und mit jedem Vertrauensverlust glauben diese, sich noch deutlicher von ihren Partnern abgrenzen zu müssen. Dabei könnten sie von der AfD lernen, dass es umgekehrt ist: Bräute die Koalition mal etwas ohne Getöse zu Ende, würden das die Wähler aller drei Parteien honorieren.

„Mühselig“ sei das Regieren in der Ampel, hat der Bundeskanzler gesagt,



# Zukunft braucht Denkanstöße — wir liefern sie seit 1949

Feiern Sie mit uns 75 Jahre Qualitätsjournalismus und lesen Sie die Frankfurter Allgemeine Zeitung 4 Wochen mit 75 % Rabatt!

Kia Niro EV 64,8-kWh-Batterie (Strom/Reduktionsgetriebe); 150 kW (204 PS); Stromverbrauch kombiniert 16,2 kWh/100 km; CO<sub>2</sub>-Emission kombiniert 0 g/km; CO<sub>2</sub>-Klasse A.



PR24052

Jetzt Jubiläumsangebot sichern: (069) 75 91-33 59 oder [faz.net/75jahre](https://faz.net/75jahre)

Bei seinem allerletzten Spiel im Sommer 2024 führt Joshua Kocher seine Mannschaft als Kapitän aufs Feld.  
Fotos Remy Vroonen



In jener Woche, in der Toni Kroos im Estadio Santiago Bernabéu Ehrenrunden dreht, Marco Reus sich von der Dortmunder Südttribüne feiern lässt und Christian Streich sich vor den Freiburger Fans verneigt, sitze ich weinend im Regen an unserem Dorffußballplatz.

Ich habe gerade eine Rote Karte bekommen. Das ist mir noch nie passiert, und ich spiele seit fast 25 Jahren Fußball. Und jetzt, ausgerechnet jetzt, fliege ich vom Platz, weil mir nach einer Grätsche des Gegners ein Wort herausrutschte, das man außerhalb der badischen Weinberge zwar nicht versteht, das dem Schiedsrichter aber reichte, um mich wegen Beleidigung des Feldes zu verweisen: „Dubel“, was so viel heißt wie Idiot. Und der größte Idiot, der bin dann wohl ich.

Diese Saison des VfR Ihringen, die noch zwei Spiele dauern wird, sollte meine letzte sein. Ich hatte mich endlich vom Fußball losreißen können, hatte schweren Herzens akzeptiert, dass er mir nicht mehr guttut, und war entschieden, meine Karriere in der Kreisliga zu beenden. Eigentlich. Denn als ich so auf dem Rasen sitze und mit leerem Blick dem Spiel zuschnehe, das ohne mich weiterläuft, wird mir schnell klar: So einfach wird das nicht. Beleidigung gibt bestimmt zwei Spiele Sperre, murmelt unser Trainer, so kannst du nicht aufhören.

Als ob das nicht schon schwer genug wäre. Vom Fußball Abschied zu nehmen ist fast so schlimm, wie Schluss zu machen. Ganz ehrlich. Wir alle drücken uns davor, wir zwei Millionen Amateurfußballer in diesem Land, die wir 30, 35, 40 Jahre alt werden, denen Kreuzbänder reißen, denen Schultern auskugeln und die statt ans Aufhören doch immer wieder nur daran denken, wie wir möglichst schnell wieder auf den Platz zurückkehren. Fußball ist unsere Droge, ich kenne ungezählte Geschichten von Männern und Frauen, die einfach nicht davon loskommen. Warum ist es nur so schwer, damit aufzuhören?

Als kleiner Junge bin ich mit dem Fußball aufgewacht und mit ihm ins Bett gegangen. Aus der „Bravo Sport“ habe ich meine Helden ausgeschnitten und an mein Hochbett geklebt. Oliver Kahn, Bernd Schneider, Torsten Frings, Bastian Schweinsteiger und vor allem Michael Ballack, dessen Trikot ich mir wie einen heiligen Mantel überzog. Von der Wand schlichen sie sich in meine Träume, ich wollte so werden wie sie, ihre Trikots und Schuhe tragen, vor Tausenden von Fans den Ball ins Tor köpfen.

Alle meine Freunde hatten solche Träume. Der eine wollte schießen können wie Rafael van der Vaart, der andere den Ball streicheln wie Ronaldinho. Freunde, die nichts mit Fußball zu tun haben, habe ich bis heute nicht. Sogar das erste Mädchen, in das ich mich verliebt habe, spielte Fußball.

In der großen Pause schnappten wir uns den Schaumstoffball und jagten ihn über den Schulhof. Wenn um 13 Uhr der letzte Gong ertönte, rannten wir nach Hause, aßen zu Mittag, machten schnell unsere Hausaufgaben und trafen uns dann wieder draußen auf dem Schulhof, auf dem Bolzplatz oder vor irgendeiner Hauswand, an die wir stundenlang den Ball knallten. Bis es dunkel wurde oder bis der alte Mann auf dem Bolzplatz mit seinem Luftgewehr herumfuchtelte, mit dem er schon den einen oder anderen Ball abgeschossen hatte.

Fußball, das ist Kindheit, als wir noch träumten und so herrlich unbeschwert dröbbeln konnten. An guten Tagen kann ich mich noch heute, mit fast 30, in diese Zeit zurückversetzen. Wenn ich einen Gegenspieler ins Leere laufen lasse, den Ball per Flugkopfball ins Tor befördere – im Rausch des Jubels werde ich 20 Jahre jünger. Der Fußballplatz ist wahrscheinlich der letzte Ort in meinem Leben, an dem ich nicht erwachsen sein muss.

Am Tag nach meinem Platzverweis will ich nicht aufstehen. Ich habe unruhig geschlafen und überhaupt keine Lust zu arbeiten. Wann war ich das letzte Mal so schlecht gelaunt? Ich

## Wie lange willst du dir das antun?



Der Rhythmus seines Lebens war der Rhythmus der Kreisliga. Aber mit beinahe 30 tut Fußball dem Körper nicht mehr gut. Also nimmt Joshua Kocher Abschied – von seiner ersten großen Liebe.

schleppe mich ins Büro und starre auf den Computerbildschirm. Nervös schreibe ich mit unserem Manager hin und her, der meint, es sehe nicht gut aus. Statt wie sonst als Journalist an Reportagen zu arbeiten, wälze ich die DFB-Statuten. Unsportliches Verhalten, lese ich, zieht eine Sperre von mindestens zwei Spielen nach sich. Unser Trainer hatte also recht. Doch dann entdecke ich eine halbseidene Formulierung, die mir Hoffnung macht: In „minderschweren Fällen“ verhängt das Sportgericht auch mal nur ein Spiel Sperre. Daran klammere ich mich wie ein Schiffbrüchiger an ein Wrackteil.

Einerseits ärgert mich die drohende Katastrophe. Dass ein Abschied aus der Kreisliga nicht so spektakulär abläuft, wie wenn Manuel Neuer sich aus der Nationalmannschaft zurückzieht und die Welt kurz stillstehen scheint, war mir klar. Aber wenigstens ein bisschen Wehmut, ein paar Klatscher von den Edelfans, ein letztes gemeinsames Bier im verschwitzten Trikot, das wäre schon schön gewesen. Schließlich habe ich nichts in meinem Leben länger gemacht als Fußball. Andererseits hat dieses Drama am Ende auch wieder etwas Gutes. Ich spüre in diesen Tagen noch einmal eine echte Verbundenheit zu meiner ersten großen Liebe, will für sie kämpfen und unbedingt dieses eine letzte Spiel erleben.

Mein bester Freund hat erst vor Kurzem seine Karriere beendet. Auch er haderte über Jahre, eine Verletzung folgte der anderen. Doch selbst als ihm ein Gegenspieler mit dem Vollspann das halbe Gesicht zertrümmerte, kam er zurück und spielte mit Helm. Der Fußball, sagt er, habe ihm jahrelang Struktur und Halt gegeben. Der Rhythmus seines Lebens war der Rhythmus der Kreisliga: Dienstag, Donnerstag Training, Sonntag Spiel. Woche für Woche, Jahr für Jahr. So war es auch bei mir.

Wir alle, meine Freunde und ich, waren so aufgewachsen. Wir fühlten uns verantwortlich, dem Verein und den Mitspielern gegenüber. Wenn einer am Abend vor dem Spiel feiern war, dann waren wir ehrlich sauer. Und lachten dann, wenn er mit Restalkohol im Blut das Spiel seines Lebens machte. Uns wurden Werte vermittelt, die immer seltener werden. Zusammenhalt, Opferbereitschaft, wir standen füreinander ein. Partnerinnen, Eltern und Verwandte mussten am Wochenende zurückstecken.

Man muss kein Soziologe sein, um zu ahnen, dass es in unserer modernen Gesellschaft immer schwieriger wird, einen Fußballverein am Leben zu erhalten. Noch vor zehn Jahren war es kein Problem, ein paar Leute zu finden, die samstags die Hecke hinter dem Tor schneiden. Heute folgt auf den dritten Aufruf in unserer Whatsapp-Gruppe der vierte und dann der fünfte.

Ich will mich da gar nicht ausnehmen, auch ich merke, wie der Rhythmus immer weniger zu meinem Leben passt. Es fällt mir von Jahr zu Jahr schwerer, mich so bedingungslos auf diese eine Sache einzulassen. Jeden Sonntag angespannt zu frühstücken, dann auf irgendeinen Dorffußballplatz zu fahren, erst der Reservemannschaft zuzuschauen, dann 90 Minuten selber kicken, noch ein Bier zusammen zu trinken – die Sonntage auf dem Sportplatz waren manchmal länger als ein Arbeitstag. Unbezahlt. Das Einzige, was blieb, waren aufgeschürfte Knie und Muskelkater.

Kurz vor Weihnachten habe ich beschlossen, mit dem Fußball aufzuhören. Mit einer Derby-niederlage beendeten wir die schlechteste Hinrunde, die ich je erlebt habe. Aus zwölf Spielen holten wir nur einen Punkt. Zum Trost tranken wir noch ein paar Gläser Glühwein auf dem Weihnachtsmarkt. Plötzlich sprach mich einer der Jungs unvermittelt von der Seite an: „Wie lange willst du dir das eigentlich noch antun?“, fragte er. Ich stammelte verdutzt irgendwas dahin und versuchte, schnell das Thema zu wechseln. Doch als dann die Winter-

### AM RANDE DER GESELLSCHAFT

VON HAUCK & BAUER

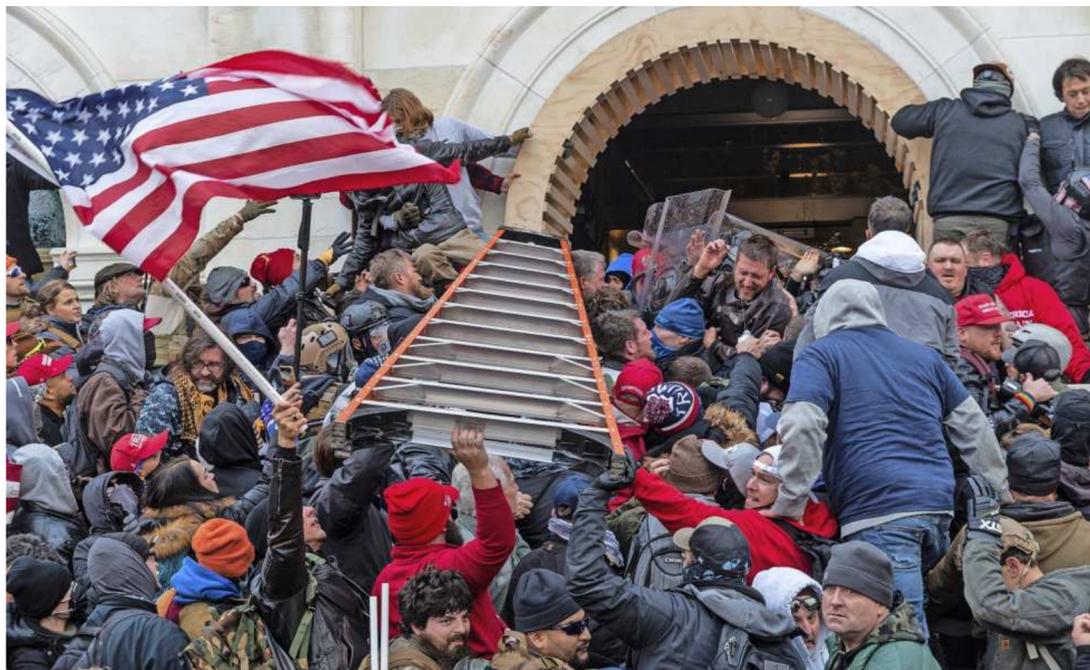


Fortsetzung auf der folgenden Seite

# Keine große Sache, oder?

Die Amerikanerin Fiona hat keinen Kontakt mehr mit ihrer Mutter, weil die dabei war, als Trump-Anhänger das Kapitol angriffen. Viele Familien erleben ähnliche Zerwürfnisse.

Von Frauke Steffens, Washington



Als werde eine mittelalterliche Burg gestürmt: Angreifer versuchen am 6. Januar, ins Kapitol einzudringen. Foto Action Press

Es ist acht Jahre her, da saßen Thomas und Kerry im Union Club in Boston und sprachen über Donald Trump – und ihre Ehe. Antike Mahagonimöbel, wuchtige Kamäne und alte Gemälde erinnerten an die mehr als 150-jährige Geschichte einer Institution, die während des Bürgerkriegs gegründet wurde und die Einheit und Stärke der amerikanischen Nation symbolisieren sollte. Thomas und Kerry waren bekannt geworden, weil sie einer großen amerikanischen Zeitung ein Interview gegeben hatten darüber, wie die bevorstehende Wahl ihre Ehe belastete. Kerry hatte sogar mit Scheidung gedroht, wenn ihr Mann Trump wähle.

Die beiden Mediziner waren einander an jenem Sommertag im Jahr 2016 trotz dem sichtlich nah, erzählten von 20 ge-

meinsamen Jahren, dem Leben mit ihren Kindern, Segeltörns und wohlthätiger Arbeit. Und sie berichteten von leidenschaftlichen Diskussionen über die Politik von Trump und seiner Gegnerin Hillary Clinton. Oft saßen sie am Abendbrot und sprachen über die Politik von Trump und seiner Gegnerin Hillary Clinton. Oft saßen sie am Abendbrot und sprachen über die Politik von Trump und seiner Gegnerin Hillary Clinton.

An die Begegnung mit Kerry und Thomas habe ich viel gedacht, als Trump gewählt war – doch weil Thomas, zum Zeitpunkt unseres Interviews 74 Jahre alt, unerwartet verstarb, hatte es keinen Sinn zu fragen, wie ihre Geschichte weiterging. Was mir im Gedächtnis blieb, war die Fähigkeit der beiden, über politische Grenzen hinweg zu diskutieren –

und das lag daran, dass sie Fakten nicht grundsätzlich anders sahen und Medien konsumierten, die sich an journalistische Standards halten.

Eine andere Begegnung brachte mir Kerry und Thomas wieder in Erinnerung. Fiona, die 49 Jahre alt ist und in der Filmbranche arbeitet, redet nicht mehr mit ihrer Mutter und ihrer Tante. Sie fand heraus, dass beide Frauen am 6. Januar 2021 dabei waren, als Trump-Anhänger das Kapitol in Washington angriffen. In Fionas Familie ist schon lange keine Diskussion mehr möglich, auch kein erhitzter politischer Streit am Abendbrot. „Wenn ich an meine Mutter denke, dann sehe ich dieses Video, das sich in mein Gedächtnis eingegraben hat: wie Officer Daniel Hodges von den Randalierern zerquetscht wird“,

sagt Fiona (die für diesen Artikel um Anonymität bat). Hodges wurde im Tunnel zum Kapitol von einem Angreifer mit einem gestohlenen Polizeischild gegen eine Tür gedrückt; er überlebte.

Die politische Spaltung Amerikas gehe mitten durch die Familien, hörte man in den vergangenen Jahren oft. Als Tim Walz, der neue *running mate* von Kamala Harris, mit seiner bodenständigen Art und seinen *dad jokes* die nationale politische Bühne betrat, schrieb jemand auf Twitter, der Gouverneur von Minnesota sei für viele Menschen so, wie ihr Vater hätte sein können – wenn es Fox News mit seinen rechtslastigen Kommentatoren nicht gäbe.

Politische Gegensätze innerhalb der eigenen Verwandtschaft sind an sich nichts Neues. Manchmal konnten die beiden Seiten einander unversöhnlich gegenüberstehen, etwa zur Zeit der schwarzen Bürgerrechtsbewegung, die manche junge Weiße unterstützten, während ihre Eltern militant dagegen waren, oder während des Vietnamkriegs. Unter Trump weigerten Republikaner sich immer hartnäckiger, zum Beispiel wissenschaftliche Erkenntnisse als Grundlage einer geteilten Konzeption von Wirklichkeit zu akzeptieren. Menschen, die dem politischen Gegner organisierten Kindesmissbrauch andichten oder jüdische Milliardäre zu Strippenziehern eines „Tiefen Staates“ erklären, haben in rechtskonservativen Kreisen Einfluss gewonnen. Die Diskussion am heimischen Küchentisch wird so unmöglich gemacht. Wo Thomas und Kerry abends beim Essen über gegensätzliche steuerpolitische Konzepte oder das Für und Wider einer allgemeinen Krankenversicherung diskutierten, gab es zwischen Fiona, ihrer Mutter und ihrer Tante irgendwann nur noch Unverständnis, Distanz, dann völligen Kontaktabbruch.

Fiona bleiben manchmal immer noch die Worte weg, wenn sie darüber spricht. Dann hält sie kurz inne, sammelt sich. „Gib mir einen Moment“, sagt sie. Die Beziehung zur Mutter war mal besser. Fiona wuchs in einem von Demokraten regierten Bundesstaat auf, lebt heute noch dort. In ihrer Familie gibt es viele Republikaner, aber mit ihnen konnte sie diskutieren. Auch mit ihrer Mutter hatte sie lange genug Gemeinsamkeiten. Beide arbeiteten in der gleichen Branche, und natürlich liebe sie ihre Mutter, sagt die zierliche Frau im Gespräch bei Zoom. Auch nach Trumps Wahl hätten sie manchmal noch über Politik geredet, sich aber zivilisiert darauf geeinigt, uneins zu sein (*agree to disagree*, in dem putzigen englischen Ausdruck).

Doch dann passierte der Mord an George Floyd Ende Mai 2020. Fiona war schon lange engagiert gegen Rassismus, hat nicht nur weiße Freunde, ging protestieren wie Millionen Amerikaner. Dann erfuhr sie, dass ihre Mutter ihren Job verloren hatte – es sei um eine Auseinandersetzung um Rassismus gegangen. „Erst dachte ich, meine Mutter habe etwa Partei für die Betroffenen ergriffen – doch schnell stellte sich heraus, dass es anders war“, sagt Fiona. Damals wurde in vielen Unternehmen darüber diskutiert, wie man Rassismus besser bekämpfen und nichtweißen Kollegen besser gerecht werden könnte. Von so einer Diskussion habe ihre Mutter nichts gehalten, sie habe ihre Kollegen stattdessen angegriffen und behauptet, sie selbst werde doch als Weiße diskriminiert. Nachdem sie ihren Job verloren hatte, kühlte der Kontakt mit der Tochter noch weiter ab. Fiona fing an, die Mutter zu meiden. „Ich sah, wie sie online mit Leuten in Streit geriet“, erzählt sie.

Politische Radikalisierung kann für Angehörige sein wie die Drogensucht eines nahen Verwandten – irgendwann müssen sie sich selbst schützen, sich fragen, wie viel sie aushalten können. Fiona zog immer schärfere Grenzen. „Und dann passierte der 6. Januar“, sagt sie mit stockender Stimme. Dass ihre Mutter gewaltsame Unruhen unterstützte, bei denen es letztlich um *white supremacy*, die Vorherrschaft der Weißen, gegangen sei, habe am Ende zum Kontaktabbruch geführt, sagt Fiona.

Viele Details kennt sie bis heute nicht: „Wie alle anderen in Amerika sah ich am Bildschirm zu, wie der Horror passierte. Wir wussten nicht, ob die Demokratie überleben wird.“ Sie wusste, dass ihre Mutter und ihre Tante in sozialen Medien angekündigt hatten, nach Washington zu fahren. Die Tante hatte geschrieben, man werde den „Diebstahl“ der Wahl durch die Demokraten stoppen. Fionas Mutter gab auch zu, dass sie und die Tante unter den Demonstranten waren, die in Washington Trump zuzubelten. Viele von ihnen machten sich dann auf den Weg zum Kapitol. „Habt ihr Regierungseigentum beschädigt?“, textete Fiona ihrer Mutter. Die Screenshots hat sie heute noch. Es sei die einzige Frage gewesen, die sie über sich gebracht habe. Die Antwort war: „Nein“ und ein Lachen. „Keine große Sache“, textete ihre Mutter, und das war es.

Fiona stellt sich bis heute manchmal vor, was passiert sein könnte. Sie fände die Vorstellung unerträglich, dass ihre Mutter und ihre Tante ins Kapitol eingedrungen sein könnten. Was, wenn sie jemanden verletzt hätten? Fiona ist nicht sicher, ob sie es überhaupt so genau wissen will. Sie weiß nur, dass es für sie im Moment keinen Weg zurück gibt, dass der zivilisierte politische Streit für ihre Familie schon längst nicht mehr möglich ist.

pause begann, der Trainingsrhythmus erlahmte und ich Zeit zum Nachdenken hatte, merkte ich: Er hat ja recht.

In letzter Zeit hatte ich immer häufiger Schmerzen. Das Band im rechten Knöchel war zum dritten Mal gerissen, plötzlich brannte mein Spann noch wochenlang. Dazu kam die Arbeit, die manchmal so anstrengend war, dass ich sonntags am liebsten den ganzen Tag nur schlafen wollte, statt mich mit 0:5 aus einem Weindorf schießen zu lassen. Auch meine Freundin würde sich allen Beteuerungen zum Trotz sicher freuen, wenn wir sonntags nicht nur Frühstück und „Tatort“ gemeinsam erleben. Es tat gut, den Gedanken zuzulassen, dass es genug war mit dem Vereinsfußball.

Kürzlich hat mir ein Mitspieler gesagt, dass er mit mir aufhören will. Was er wirklich vermissen wird, sagt er, ist die Offenheit, die der Fußball bietet. Alle in unserer Mannschaft waren gleich, egal wie alt sie waren, woher sie kamen, welchen Beruf sie ausübten. In all den Jahren, in denen ich im Verein spiele, habe ich mit keinem meiner Mitspieler über Politik gesprochen, außer mit unserem Manager, der arbeitet bei Rheinmetall. Ich weiß nicht, was die Jungs wählen, bei manchen weiß ich nicht einmal, was sie arbeiten. Ich habe mit Gefängniswärtern gespielt, mit Abiturienten, mit Flüchtlingen aus Gambia und mit Winzershöhen vom Kaiserstuhl. Fußball ist bedingungslos, er durchbricht jede Blase.

Ich erinnere mich an einen Urlaub mit meinen Eltern und meiner Schwester in einem kleinen Bergdorf in der Schweiz. Jeden Tag lief ich mit meinem kleinen gelben Ball unter dem Arm zu einer Mauer vor der Kirche und kickte stundenlang dagegen. Am zweiten Tag kam ein Junge aus dem Dorf dazu. Und obwohl wir kein Wort miteinander sprachen, er verstand

FORTSETZUNG VON SEITE 9

## Wie lange willst du dir das antun?

nur Italienisch und ich nur Deutsch, schossen wir von da an jeden Tag abwechselnd den Ball gegen die Mauer.

Drei Tage vor unserem letzten Spieltag kommt endlich der Brief vom Sportgericht. Mein Herz klopfte wie verrückt, als ich das PDF auf meinem Handy öffnete. „Gegen Joshua Kocher, Spieler des VfR Irlingen, wird gemäß § 73 RuVO (Unsportliches Verhalten) eine Spielsperre von 1 Pflichtspiel der 1. Mannschaft festgesetzt.“ Wieder schiefen mir Tränen in die Augen, diesmal vor Freude: Ich darf spielen.

In den Tagen vor dem Spiel werde ich wehmütig, weil ich merke, was mir alles fehlen wird. In meinem durchorganisierten Alltag sind Fußballspiele so etwas wie die letzte Bastion des Unkontrollierbaren. Auf dem Platz kann alles passieren, und zu keiner Zeit in der Woche bin ich so konzentriert und gleichzeitig so leer im Kopf wie in den 90 Minuten eines Fußballspiels. Gemeinsam ein Spiel zu gewinnen, danach erschöpft auf dem Rasen zu liegen und die Höhen und Tiefen dieses Passionsspiels noch einmal Revue passieren zu lassen, daran werde ich mich immer erinnern. Aber ich habe auch Respekt vor dem, was nach der Karriere kommt. Der Fußball war die letzte Verbindung zu meinen Freunden in dem

Dorf, in dem ich aufgewachsen bin. Der Draht ist schon dünner geworden, als ich in die Stadt gezogen bin, wird er jetzt ganz abreißen?

Am Morgen meines letzten Spiels bin ich so nervös wie schon lange nicht mehr. Viel zu früh fahre ich los und erreiche den Sportplatz, als noch niemand da ist. Ich lade die Bierkästen aus dem Kofferraum, die ich zum Abschied gekauft habe, starre auf den Rasen mit den akkurat gezogenen Kreidelinien und die gespannten Tornetze und begrüße meine Mitspieler, die nach und nach eintrudeln. Dann beginnt unser aller Sonntagsritual. Ansprache, Umziehen, Aufwärmen. Jeder weiß, was er zu tun hat. Dann die Überraschung: Mein Trainer überreicht mir die Kapitänsbinde. Noch nie in meinem Leben durfte ich sie ein ganzes Spiel lang tragen.

Als wir kurz vor dem Anpfiff im Kreis stehen und versuchen, uns für das Spiel gegen den ungeschlagenen Tabellenführer zu motivieren, fehlen mir die Worte. Mein Herz klopfte so schnell, dass ich keinen geraden Satz herausbekomme. Dann pfeift der Schiedsrichter mein letztes Spiel an. Ich versuche, so viel wie möglich mit Augen, Ohren und Nase wahrzunehmen. Den Duft des Grases, den Klang der Pfeife, das Gefühl, den Ball perfekt zu treffen, sodass er genau beim Mitspieler landet. Doch bald bin ich so außer Atem, dass ich nur noch rennen kann. Immer weiter, immer weiter, bis ich nach 80 Minuten ausgewechselt werde. Ich höre alle Zuschauer aus dem Dorf klatschen, als ich den Platz verlasse, muss schlucken, verdrücke zwei Tränen und sitze mit versteinerter Miene auf der Bank. So geht alles viel zu schnell zu Ende.

Eine Woche später schreibe ich ein paar Kumpels: Wollen wir mal wieder bolzen gehen?

Wer 34 Jahre nach der Wiedervereinigung dazu neigen sollte, mit verklärtem Blick auf die untergegangene DDR zu schauen, dem sei zu einem Gespräch mit Franziska Pietsch geraten. Pietsch, 1969 in Halle an der Saale geboren, lebt in Köln. Sie empfängt in einer stilvollen Altbauwohnung, die sich über zwei Etagen zieht. Im Wohnzimmer steht ein alter Flügel. Doch Pietschs Instrument ist ein anderes: die Geige. Sie hat ihren Lebensweg geprägt, und davon will die Violinistin an diesem Vormittag erzählen.

Dass das Leben bestimmte Aufgaben für bestimmte Menschen bereithält: Mit diesem Konzept, das manche Schicksal nennen, kann Franziska Pietsch viel anfangen. Ihres beginnt – nicht ungewöhnlich – mit dem Aufeinandertreffen ihrer Eltern Karin und Horst. Bevor diese die Liebe zueinander entdecken, teilen sie schon die für die Violine. Beide spielen im Rundfunk-Sinfonieorchester Berlin und vererben der Tochter die Musikalität. Im Alter von vier verlangt Franziska, unterrichtet zu werden an diesem Instrument, dem die Eltern so wunderbare Töne entlocken können. Auch eines der ersten Konzerte, das sie hört, gespielt vom Solisten Dawid Oistrach, hinterlässt Eindruck. Die Eltern erkennen das Talent ihres ehrgeizigen Kindes sofort – und so tut es auch der Arbeiter- und Bauernstaat, der im Sport und in der Musik auf die Förderung von Exzellenz setzt.

Das System entscheidet früh: Dieses Mädchen hat das Zeug zur Solistin. Auch dem Mädchen selbst gefällt der Gedanke, Besonderes an der Geige leisten zu können. Es verschreibt sich dem Instrument mit voller Hingabe. Schon bevor Pietsch auf die Musikspezialschule der Hochschule für Musik „Hanns Eisler“ wechselt, übernimmt Werner Scholz, selbst Solist und Professor für Violine an der Hochschule, ihren Unterricht. Mit elf debütiert Franziska auf der Bühne der Komischen Oper in Ost-Berlin mit Vivaldis a-Moll-Violinkonzert. Danach führt sie die Violinkonzerte von Bruch, Lalo, Sibelius und Paganini mit renommierten Orchestern in der DDR auf. 1982 gewinnt sie im Alter von zwölf Jahren beim Bach-Wettbewerb in Leipzig. „Über mich wurde gesagt: Das ist der neue Star“, berichtet Pietsch – und der willkommene Gegenentwurf zur sechs Jahre älteren Anne-Sophie Mutter, der Wundergeigerin aus Baden-Württemberg.

Im Frühjahr 1984 ist es damit von heute auf morgen vorbei. Ihr Vater nutzt eine Tournee in Österreich, um in die BRD zu fliehen. Am Abend vor seiner Abreise hatte er ihr mitgeteilt, was er vorhatte. Über einen Antrag auf Familienzusammenführung würden dann auch bald Franziska, ihre jüngere Schwester Susanna und die Mutter ausreisen können. Franziska Pietsch, damals 14 Jahre alt, sagt heute: „Ich war schon so erwachsen, dass mein Vater es unvorstellbar fand zu gehen, ohne mit mir darüber zu sprechen. Rational war das aber nicht.“

Denn in der kommenden Zeit steht sie nun unter dem ständigen Druck, kein falsches Wort zu sagen. Hätte sie preisgegeben, dass sie von dem Plan des Vaters wusste, wäre ihre Mutter, die gleichfalls behauptete, nicht eingeweiht gewesen zu sein, im Gefängnis gelandet. Von Mitarbeitern der Staatssicherheit wird Franziska – im Gegensatz zu ihrer Mutter – nur einmal befragt. Doch es findet sich eine andere Person, die ab sofort versucht zu ergründen, wie linientreu der Schützling noch ist: Werner Scholz.

Der Mann, der in den drei Jahren zuvor Pietschs Mentor gewesen ist, entpuppt sich als willfähriger Diener des Staates. Statt seine Eleve weiterhin zu fördern, hat er einen neuen Auftrag. Franziska Pietsch erhält keinen Geigenunterricht mehr. Um den Schein nach außen zu wahren, hat sie zwar den Geigenkoffer mitzubringen, wenn sie für ihre wöchentliche Einheit bei Scholz antritt – doch öffnen darf sie ihn nicht. Stattdessen monologisiert der Professor. Pietsch muss sich anhören, warum sie im Westen nicht glücklich werden könne, welchen Lebenswandel ihr Vater dort führe und dass ihr Leben, so wie sie es gekannt hatte, vorbei sei. Vor allem aber versucht Scholz, sie zu erpressen: Wenn Franziska bereit wäre, aus dem Familienzusammenführungsantrag auszusteigen und sich zur DDR zu bekennen, würde er alles tun, um ihre Karriere in die gewünschte Richtung zu lenken.

Pietsch sagt: „Ich hatte geglaubt, ein besonderes Vertrauensverhältnis zu ihm zu haben. Noch am Tag vorher war er privat bei uns zu Hause gewesen und hatte mich bis abends unterrichtet. Am nächsten Tag kannte er mich nicht mehr.“ Pietsch erzählt, sie sei Scholz damals in manchen Dingen näher gewesen als ihren Eltern. „Musik machen bedeutet: Du gibst alles preis. Es geht um tiefe Emotionen.“ Das, gepaart mit Druck und Drill, ergebe eine besondere Verbindung. Über die Stunden, die sie nach der Flucht des Vaters mit Scholz verbringen musste, spricht sie nicht gern; die Antworten der quirligen, eloquenten Frau werden knapp. „Wir standen meistens; er lief auch herum, echauffierte sich, wurde laut und aggressiv.“ Bis zur Ausreise musste die mittlerweile 16-Jährige bei Scholz antreten – und sah ihn, der 2012 starb, danach nie wieder. Hätte sie mit ihm gesprochen, wenn sie ihm begegnet wäre? „Ich glaube, es hätte nichts zu sagen gegeben.“

Das Verhalten von Scholz ist ein Schock für Franziska Pietsch. Der Vertrauensverlust wiegt schwer; wie schwer, wird sie erst sehr viel später erkennen. Die Mutter verstärkt das noch, indem sie der Tochter einschärft, mit niemandem zu reden. Jeder könne ein IM sein. „Für mich brach eine Welt zusammen“, sagt Pietsch. „Das war Isolation schlechthin – in einer Zeit, in der die Pubertät losgeht, in der man sich mitteilen muss, anfängt, sich mit der Welt auseinanderzusetzen. Und dann kommt so ein Einschnitt.“

Ziemlich genau zwei Jahre dauert diese verstörende Phase, in der Franziska Pietsch kaltgestellt ist: kein Unterricht, keine Konzerte, keine Wettbewerbe. Heute meint sie, dass zwei Jahre gar nicht so lang seien, dass sie damals aber überhaupt nicht gewusst hätten, wann und ob überhaupt der Staat dem Ausreiseantrag zustimmen werde. In dieser Zeit passierte etwas Entscheidendes. Die junge Frau, die bislang fest davon ausgegangen war, später zu der Handvoll Solisten gehören zu können, die auf den großen Bühnen der Welt brillieren, begreift, dass ihre Sonderstellung gar nicht dem Menschen Franziska Pietsch mit dem besonderen Talent gegolten hat, nicht der tollen Geigerin. Es war ihr Potential als sozialistisches Aushängeschild, das sie für den Staat attraktiv gemacht hatte.

Franziska Pietsch, hier in ihrer Wohnung in Köln, stellte nie das Geigespielen infrage. Aber die Form, in der sie es tun sollte.

Foto Patricia Kühfuss



## Wenn der Umweg die Heilung bringt

In den Achtzigern schmückte sich die DDR mit Franziska Pietsch, dem Wunderkind an der Geige. Doch dann blieb der Vater im Westen, und die Tochter wurde kaltgestellt. Eine deutsch-deutsche Geschichte, die bis heute nachwirkt.

Von Eva Schläfer



Da war sie noch sozialistisches Aushängeschild: Franziska Pietsch 1982 beim Bach-Wettbewerb in Leipzig  
Foto privat

Als sie aufgrund des vermeintlichen Fehlverhaltens des Vaters dafür nicht mehr taugte, wurde sie fallen gelassen. Was sie rational einordnen kann, hinterlässt emotionale Spuren und wird lange an ihrem Selbstvertrauen nagen. Veranlasst Pietsch aber auch zu folgendem Satz, den sie am Tag ihrer Ausreise formuliert: „Wenn ich irgendwann sterbe, möchte ich in den Spiegel schauen und sagen können: Ich bin den Weg meines Herzens gegangen.“ Im Mai 1986 steigen Karin, Franziska und Susanna Pietsch in den Zug gen Westen.

In der BRD angekommen, wird der Violinist Ulf Hoelscher ihr Lehrer; bei ihm in Karlsruhe erhält sie endlich wieder Unterricht. Mit ihm und seiner Familie spricht sie im Privaten über das, was passiert ist. Doch die Öffentlichkeit und ihr neues berufliches Umfeld interessieren sich nicht für ihre DDR-Vergangenheit. Pietsch hätte gern über ihre Erlebnisse geredet, doch als disziplinierte Musikerin hat sie gelernt, die Dinge mit sich allein auszumachen. Sie wechselt erst nach Hannover, wo die Eltern leben, 1991 geht sie für eine Weile nach New York an die Juilliard School. Sie ist bei einer renommierten Agentur unter Vertrag, die ihr wichtige Soloauftritte vermittelt. Ihre Karriere scheint auch im Westen bilderbuchmäßig weiterzulaufen. Doch Pietsch hat das Gefühl, noch nicht so weit zu sein. Sie äußert ihre Bedenken; die Agentur verspricht, sie langsam aufzubauen. Pietsch fühlt sich gleichwohl gestresst und herumgeschubst.

Sie spürt, dass etwas nicht gut ist, kann das Gefühl aber nicht einordnen. Der innere Druck sucht sich ein Ventil. Körperliche Symptome zwingen sie zu einer Pause. „Ich habe gemerkt, etwas stimmt nicht mit mir, aber ich wusste nicht, was. Und warum.“ Als „erste große Kreuzung“ bezeichnet sie diese Phase. Ihr sei immer klar gewesen: Sie stellte nicht das Geigespielen infrage, das gehörte zu ihr. Aber wie und in welcher Form – das musste sie herausfinden.

In dieser Zeit lernt Pietsch ihren Mann kennen, einen Arzt. Sie heiratet ihn mit 25, wird schwanger und bekommt einen Sohn – „obwohl alle gesagt haben, das kostet dich deine Solokarriere“. Bald darauf steht sie an der nächsten Kreuzung: Pietsch übernimmt mit 30 die Stelle der Konzertmeisterin beim Wuppertaler Sinfonieorchester und stellt das eigene Können damit in den Dienst des Orchesters und des Gesamtklangs. „Das hatte eigentlich nichts mit mir zu tun, weil ich klar auf die solistische Schiene gesetzt worden war. Aber es war meine Entscheidung, und ich bin aufgeblüht.“ Zur selben Zeit entwickelt sich ihre Liebe zur Kammermusik; sie gründet ein Trio mit Cello und Klavier. Das Musizieren im Orchester sowie im Trio ergänzt sich gut.

Erst um das Jahr 2010 herum wird Franziska Pietsch klar: Die DDR-Scouts hatten recht gehabt. Sie ist keine Orchestermusikerin. Sie gibt mit 40 ihre Festanstellung auf, verlässt ihr Klaviertrio und gründet ein Streichtrio, in dem sie noch heute aktiv ist und das sie mit dem hellen Klang ihrer Geige anführt. Das Klassiklabel Audite, bei dem sie mittlerweile unter Vertrag ist, registriert, dass da noch mehr in Pietsch schlummert. 2017 schlägt es der Violinistin eine Soloaufnahme mit dem Deutschen Sinfonieorchester Berlin vor. Für die beiden Violinkonzerte von Prokofjew erhält sie unter anderem den Vierteljahrespreis der Deutschen Schallplattenkritik.

Heute sagt Franziska Pietsch über ihre Konzertmeisterstätigkeit, sie habe diesen Umweg benötigt, um zu heilen. Das, was sie zwischen der Flucht des Vaters und der eigenen Ausreise hinnehmen musste, habe Verletzungen hinterlassen, die ihr zunächst nicht bewusst waren. „Es ist ein menschlicher Mechanismus, dass man nach einem Trauma nicht direkt verstehen und einordnen kann, was geschehen ist“, sagt Pietsch. Im Westen angekommen, „einem völlig anderen Land“ als die DDR, habe sie erst mal weiterfunktioniert, von außen betrachtet habe alles einen perfekten Eindruck gemacht. Doch: „Ich war noch nicht bereit für diese Maschinerie. Das war dasselbe, nur in einer anderen Farbe.“ Pietsch sagt: „Ich habe ein halbes Leben gebraucht, um die Dimension dessen, was damals passiert ist, halbwegs verstehen zu können und um darüber sprechen zu können.“

Und diese Gelegenheit bot sich plötzlich. Vor dem 30-jährigen Jubiläum der Wiedervereinigung fragten Medien bei ihr an, wollten wissen, was ihr in der DDR widerfahren und wie es ihr dann in der BRD ergangen war. Sie berichtete davon und erhielt positive Resonanz – anders als in den Jahrzehnten zuvor. Immer wieder war ihr Unverständnis entgegengedrückt worden, wenn sie beispielsweise erzählte, dass ihr die Bilder der Trabbi-Kolonnen, die nach dem 9. November 1989 in Richtung Westen fuhren, Angst gemacht hätten. „Wir hatten das doch hinter uns gelassen; jetzt sind sie wieder da“, sagte ihre Mutter damals am Telefon zu ihr. Auch sie habe trotz all der geschichtlichen Bedeutung den Fall der Mauer als Bedrohung empfunden, hatte Angst, wieder eingeholt zu werden. Auch die Akte, die die Stasi über sie führte, hat sie bislang nicht angeschaut.

In diesem Sommer hat Franziska Pietsch eine große Aufnahme mit dem Granada Symphony Orchestra sowie zwei weitere mit dem Streichtrio Trio Lirico und ihrem Klaviertrio Pikaso hinter sich gebracht. Im Herbst fliegt sie für eine Tournee nach Amerika. „Ich bin als Solist präsent, obwohl das gegen alle Regeln des Business verstößt“, sagt Pietsch. Ja, es sei nicht die Carnegie Hall. „Aber ich habe in den vergangenen Jahren in verschiedensten Formationen in allen großen Sälen in Deutschland gespielt.“ Und das mit Künstlern, die sie als herausragend bezeichnet.

Anfang des Jahres hat sie sich zudem einen Herzenswunsch erfüllt. Im Herbst 2022 spielte sie ein Konzert in Bautzen. Die Stadt steht mit ihrem berühmten Stasigefängnis für eine besonders dunkle Seite der ehemaligen DDR. Gleichzeitig aber ist sie auch das Zentrum der Sorben, einer slawischen Minderheit, der es gelang, ihre kulturellen Eigenheiten gegenüber dem Nivellierungsbestreben der SED zu verteidigen. „Dieser Saal in Bautzen hat auf meine Töne reagiert“, erzählt Franziska Pietsch. „Ich wusste, hierher muss ich zurückkommen.“ Ende Januar feierte das von ihr konzipierte und auch organisierte Festival „Winter Klassik“ Premiere – eine Verbindung von Musik und Lyrik unter Berücksichtigung der Besonderheiten der Region. Im kommenden Jahr wird sie es fortsetzen.

Mit 54 Jahren scheint Franziska Pietsch angekommen zu sein. Nicht am Ende des Weges, sondern auf dem Gipfel. Er liegt nicht so hoch, wie sie einst gedacht hatte. Aber die Aussicht versöhnt.

**HIER SPRICHT DER GAST**



**Kochkunst pur am Bodensee**

Das „Johanniter-Kreuz“ in Überlingen-Adelshofen bietet Erstaunliches.

Von Jürgen Dollase

Nein, ein richtiger Geheimtipp ist das „Johanniter-Kreuz“ eigentlich nicht. Es hat Bewertungen in verschiedenen Restaurantführern, die aber nicht so hoch sind, dass sie besonders auffallen. Nur: Was der Gast dann dort tatsächlich vorfindet, sprengt den Rahmen von beiläufigen Erwähnungen bei Weitem. Und dann ist das Restaurant von Koch Andreas Liebich eben doch ein Geheimtipp. Es gehört zum „Romantik Hotel Johanniter-Kreuz“ und liegt in Adelshofen, einem kleinen Dorf am Rande von Überlingen am Bodensee, ein wenig jenseits der berühmt-berühmten Bodensee-Staustrecke B 31, von Überlingen aus gesehen.

Es gibt verschiedene Restauranträume, darunter ein „Bauernstübli“ und auch eine klassisch-üppig wirkende Kaminstube mit Fachwerk und offenem Kamin. Das Essen beginnt zügig mit einer Etage, auf der sich neben dem Brot als Kleinigkeiten vorweg ein Pulpo-Kräutersalat, ein Stück Flan und ein Gazpacho befinden. Das schmeckt nicht schlecht, zeigt aber noch nicht unbedingt, wohin die Reise geht.

Das ändert sich bei einer Vorspeise aus dem vegetarischen Menü, „Mit Pfifferlingen gefüllte Artischoke auf Trüffelvinaigrette“ (18 Euro). Das Gericht mit dem leicht rätselhaften Titel entpuppt sich als eine Art Hamburger mit einem dicken und großen Artischokenboden, einer Schicht Pfifferlingen darauf und zum Abschluss einer dünnen Scheibe Artischokenboden, plus Salat und Sauce. Auch wenn sich die Trüffel nicht wirklich bemerkbar machen, schmeckt das Ganze sehr gut. Die Artischokenböden haben eine prächtige Frische und ein feines, nie säuerliches Aroma. Auch die Pilze wirken

frisch, präsent und auf den Punkt gegart. Bemerkenswert.

Spätestens mit der zweiten probierten Vorspeise, dem „Gebackenen Kalbsbries mit Kohlrabi“ (23 Euro, aus dem Romantik-Menü) fällt der Stil der Küche auf. Alles ist handwerklich perfekt, gleichzeitig wie selbstverständlich entspannt und immer produktiv. Hier ist das Bries genau so knapp gebraten, wie es nötig ist, es hat eine schöne Bratkruste, die wie eine Würze wirkt, und es liegt auf einer Art Tagliatelle von Kohlrabi mit einer klassischen Kalbsauce mit etwas Trüffeln darin. Das ist, wie es sein muss, in jeder Beziehung stimmig und ohne jeden forcierten Versuch, an irgendeiner Stelle des Gerichtes etwas zu machen, was der Qualität des Ganzen nicht dienlich ist. So etwas hat der Gast ganz selten irgendwo bekommen – schon gar nicht in dieser unpräzisions-guten Art. In hoch bewerteten Gourmetrestaurants hat man ja demgegenüber meist nicht nur die entsprechenden Preise und gerne auch Menüzwang, sondern eben häufig auch Artistik um der Artistik willen.

Andreas Liebich hält auch die Hauptgerichte präzise auf Kurs. Das „Bodensee-Welsfilet mit jungem Lauch, Sylter Royal und geschmolzener Tomate, dazu Bamberger Hörnchen“ (klein 28 Euro, als Einzelgericht 35 Euro) glänzt mit einem edel schmeckenden Fisch mit feiner Butterkruste, dezentem Gemüse und einer Sylter Auster, die er wie ein Gewürz einsetzt: Die nur leicht erwärmte „angezogene“ Auster bringt ein frisch-jodiges Aroma in die Komposition, die wieder auf wunderbar entspannte Weise gut und stimmig schmeckt.

Beim „Nüsschen vom Linzgauer Reh mit gebratener Bio-Entenleber, Zwergorangen und Ingwer“ (klein 29, als Einzelgericht 35 Euro) gibt es präzise Röstnoten für ein trotzdem sehr zartes Fleisch, eine Scheibe Fettleber von einer ungestopften Ente, die nur von einer Seite zu einer krossen Kruste angebraten wurde. Dazu ebenfalls fein angeröstete Scheiben von Serviettenknödeln, die dem Ganzen eine beeindruckend ausgeglichene Bodenständigkeit geben. Nur die Kumquats fallen da – weil etwas forciert – ein wenig aus dem Rahmen.

Und weil auch die empfohlenen Weine ein adäquates Niveau haben, denkt sich der Gast, dass so etwas im Grunde Kochkunst pur ist, bei der die handwerklichen Regeln für gute Küche bis ins letzte Detail endlich einmal eingehalten und nicht nur behauptet werden. In Frankreich gab es einmal mit Jean Ducoux in Tournus das Restaurant „Greuze“, in das berühmte Köche wie etwa Alain Ducasse ihre Mitarbeiter zwecks Studium der traditionellen französischen Küche schickten. Vielleicht sollte der ein oder andere Koch auch einmal hier in Überlingen vorbeischauchen.

Restaurant „Johanniter-Kreuz“ im „Romantik Hotel Johanniter-Kreuz“, Johanniterweg 11, 88662 Überlingen. Tel.: 07 55193 70 60, www.johanniter-kreuz.de. Geöffnet Di 18–21 Uhr, Mi–So 12–14 und 18–21 Uhr. Vorspeisen 7,80–22,50 Euro, Hauptgerichte 27–39,50 Euro. Menüs 68 Euro (3 Gänge), 82/4, 95/5; vegetarisch 57/3.

**KATRIN KOCHT**



**Tomatentarte**

Wenn ich im Sommer mal gar keine Lust habe zu kochen, dann gibt es häufig diese Tarte. Der Vorteil: Sie ist raffiniert, dekorativ und auch noch eher gesund, wenn man mal vom Weisfmehl absieht. Und fast die ganze Arbeit macht der Ofen; man muss also wohl zu Hause sein und ein Auge drauf haben, kann aber die meiste Zeit was anderes machen. Im Winter würde ich sie allerdings nicht empfehlen, weil die Tomaten dann einfach nicht süß genug sind.

**Für 2 Personen**

- 1 Rolle Blätterteig (Kühlregal)
- 1 kg Tomaten
- 1 Becher Crème fraîche
- 2 EL (körniger) Senf
- 1 Knoblauchzehe, gepresst
- Zucker, Salz, Olivenöl
- Thymian (frisch oder getrocknet)

Ofen auf 140 Grad vorheizen. Tomaten waschen und in eher dünne Scheiben schneiden, Strunk dabei entfernen. Scheiben auf ein mit Backpapier ausgelegtes Backblech legen. Mit einigen Tropfen Olivenöl beträufeln. Tomaten 40 Minuten lang im Ofen trocknen.

Danach den Ofen auf 200 Grad erhitzen. In einem Schälchen Crème fraîche mit Senf und Knoblauch vermischen. Blätterteig auf einem weiteren Backblech ausrollen und mit der Senf-Knoblauch-Creme bestreichen. Getrocknete Tomaten darauflegen. Leicht salzen, mit etwa 1 TL Zucker und etwas Thymian bestreuen. Tarte in den Ofen schieben und weitere 15 bis 20 Minuten backen. Im Auge behalten, damit die Tomaten nicht verbrennen! Dazu passt ein grüner Salat.

PS: Wenn Sie keine Zeit haben, die Tomaten im Ofen zu trocknen, können Sie den Schritt zur Not auch weglassen. Dann aber nur halb so viele Tomaten nehmen und den ausgerollten Teig vorher mit einer Gabel einstechen, damit die Flüssigkeit unten austreten kann. Es schmeckt aber aromatischer, wenn Sie die Tomaten vorher trocknen, und es sieht auch schöner aus, weil sie dann mehr leuchten!

„Leben“-Redakteurin Katrin Hummel teilt ihre Lieblingsrezepte am jeweils letzten Wochenende im Monat und freut sich über Feedback unter [katrinkocht@faz.de](mailto:katrinkocht@faz.de). Ältere und andere Rezepte finden Sie unter [faz.net/rezepte](http://faz.net/rezepte)



Foto: Jakob Schmezer

Im Restaurant „Jordnær“ im dänischen Gentofte aß Matthias Ruhl Chawanmushi (japanischen Eierstich), Königskrabbe, rote Garnelen, Sansho-Pfeffer, Limettenschale, Osietra-Kaviar, Blumen und frischen Wasabi.

Foto Matthias Ruhl



„Ich bin auf den Geschmack gekommen“

Matthias Ruhl hat alle 145 Dreisternerrestaurants der Welt besucht. Sein Lieblingsgericht aber stammt aus der badischen Heimat.

**Herr Ruhl, seit wann interessieren Sie sich für Dreisternerhäuser?**

Ich habe früher bei Google gearbeitet, und da war das Essen für uns Mitarbeiter umsonst. Manchmal aber haben die Chefs spezielles Essen organisiert, das man bezahlen musste. Es war mit besseren Zutaten gekocht und schmeckte viel besser. Ich war erstaunt, wie gut Restaurants Sachen zubereiten können, wenn sie ein bisschen mehr Geld investieren. Und so kam ich auf die Idee, meine Vorstellung von der Sterneküche zu überdenken.

**Hatten Sie denn so einen schlechten Eindruck davon?**

Ich komme aus Freiburg und dachte früher immer: Sterneküche ist was für ältere Leute oder für Hochzeitstage oder so was, man kann da nicht einfach mal hingehen. Aber in Kalifornien, wo ich jetzt lebe, kann man da auch in Jeans und T-Shirt hingehen. So habe ich das einfach mal gemacht, und dann bin ich auf den Geschmack gekommen.

**Wann wurde das zu einem systematischen Vorhaben?**

Während Corona. Ich war in den etwa 15 Jahren vor Corona schon in 60 bis 70 Dreisternerrestaurants essen gewesen, meist wenn ich beruflich unterwegs war oder im Urlaub. Ich habe damals, während Corona, für ein Start-up gearbeitet und wollte dann einfach mal ein, zwei Jahre lang gar nichts machen, nur reisen. So entstand die Idee, bis zu meinem 50. Geburtstag – ich war damals 48 – alle Dreisternerrestaurants auf der Welt zu besuchen.

**Wie haben Sie Ihre Reisen geplant?**

Das Problem war, dass der Guide Michelin einmal im Jahr neue Bewertungen rausbringt. Und zwar für jede Region. Alle zwei Wochen kommt irgendwo in der Welt ein neuer Führer raus. Deswegen muss man Glück haben, dass in einem Land, in dem man schon war, nichts Neues dazukommt und dass die Restaurants, in denen man schon war, nicht ausradiert werden.

**Wie lange hat es gedauert, bis Sie alle Restaurants besucht hatten?**

Zweieinhalb Jahre.

**Wo hat es am besten geschmeckt?**

Eines der besten Restaurants auf meinen Reisen nach Corona war „Schloss Schauenstein“ in den Schweizer Alpen. Die kochen da nur mit Zutaten aus der

Region. Meine Frau und ich waren im Dezember da, und da findet man in den Alpen nicht viel zu essen. Dass das Menü dort trotzdem superlecker und intensiv geschmeckt hat, das hat mich schon ziemlich umgehauen. Weil das sozusagen ein besonders hoher Schwierigkeitsgrad für die Köche war.

**Das meiste war wahrscheinlich fermentiert?**

Ja, genau.

**Gab es Probleme bei der Umsetzung Ihres Plans?**

Zum Teil war es aufgrund von Flugverspätungen schwierig, pünktlich in den

Restaurants zu sein. Ich habe alle Reservierungen geschafft, war aber teilweise nur zwei Minuten vorher da, obwohl ich einen Puffer von fünf Stunden hatte.

**Muss man was bezahlen, wenn man zu spät kommt?**

Ja, viele Restaurants machen Vorkasse. Da muss man schon bezahlen, wenn man reserviert, 500 bis 1000 Euro. Wenn man nicht kommt, ist das Geld verbrannt.

**Konnten Sie überall problemlos einen Tisch bekommen?**

Im Restaurant „Makimura“ in Tokio, da kann man nur am ersten Tag jedes Monats um 9 Uhr morgens anrufen, um zu reservieren. Das haben wir auch versucht. Ich bin aber nie durchgekommen, es war immer besetzt, oder es war ein Anrufbeantworter dran. Es ist ein ganz kleines Restaurant mit nur sieben Sitzplätzen, alle rund um den Tresen. Viele Stammgäste reservieren schon, wenn sie abends dort sind, für das nächste Mal. Es gibt aber eine Website, auf der ganz sporadisch online Reservierungen möglich sind, und zwar immer dann, wenn kurzfristig ein Termin frei wird, weil jemand abgesagt hat. Ich habe dann ein Computerprogramm geschrieben, das jede Minute nachguckt, ob was frei geworden ist, und mich gegebenenfalls per SMS informiert. Und das hat dann nach ein paar Monaten wirklich geklappt. Als die SMS kam, bin ich sofort zum Computer gestürzt und habe einen Platz am Tresen reserviert.

**War das Essen denn dann wirklich so gut?**

Das war alles ganz einfach gehalten. Und ein paar Gerichte haben mir sehr, sehr gut gefallen. Die Atmosphäre ist dort vor allem sehr besonders. Es ist extrem heimelig und gleichzeitig hochprofessionell. Und auch, dass die beiden Gastgeber, ein Ehepaar,

nicht wirklich Englisch sprechen und mit Google Translate übersetzt haben. Und sich dafür entschuldigt haben, dass sie bei manchen Zutaten nicht wussten, wie die auf Englisch heißen.

**Was haben Sie insgesamt für den ganzen Spaß bezahlt? Und woher hatten Sie das Geld dazu?**

Zusammengerechnet habe ich es mir nie. Aber wahrscheinlich haben wir zu zweit rund 100.000 Euro für das Essen und noch mal genauso viel für die Hotels und Reisen ausgegeben. Insgesamt bin ich zu knapp 90 Restaurants gereist, in den anderen war ich ja schon vor Beginn des Experiments gewesen. Das Geld dafür habe ich im Silicon Valley verdient.

**Sind Sie eigentlich der einzige Mensch, der alle Dreisternerrestaurants besucht hat?**

Zum Zeitpunkt meines letzten Dreisterneressens war ich meines Wissens der einzige. Aber seitdem habe ich von anderen gehört.

**Ursprünglich stammen Sie aus Freiburg. Gab es da bei Ihnen zu Hause auch schon gutes Essen?**

Wir sind fast nie essen gegangen. Das war leider ein Geldproblem. Einmal im Jahr sind wir ins Restaurant, direkt zum Griechen in der Nähe. Also ich erinnere mich eher so Richtung Maggi-Suppe und Tiefkühlpizza. Aber meine Mutter wird wahrscheinlich widersprechen, weil sie wohl auch selbst gekocht hat.

**Und Sie? Kochen Sie auch?**

Eher weniger. Das ist ein Zeitproblem. Wir haben zwei kleine Kinder zu Hause, und ich glaube, meine Frau ist da etwas effizienter beim Kochen als ich.

**Was ist Ihr Leibgericht?**

Brätele, wie man in Freiburg sagt. Bratkartoffeln mit Zwiebeln, Speck und Kräuterquark. Selbst heute, wenn ich nach Freiburg zurückkomme, versuche ich, zumindest einmal Brätele zu essen.

**Und was war das für ein Gefühl, als Sie im April das letzte Restaurant besucht hatten?**

Erleichterung, es endlich geschafft zu haben.

Die Fragen stellte Katrin Hummel.



Um einen Platz in einem immer ausgebuchten Tokioter Restaurant zu ergattern, schrieb Software-Ingenieur Ruhl eigens ein Computerprogramm. Foto privat

Lockere Hose und etwas gegen den Wind: Leyla Piedayesh mit ihrem Fahrrad im Schlossgarten Charlottenburg  
Foto Laila Sieber

# Rad und Rat

Kann man sommers verkehrssicher Fahrrad fahren, ohne dabei modische Abstriche zu machen? *Stefanie von Wietersheim* hat in Paris und Berlin nachgefragt.

**K**ettenschmierre auf der weißen Hose, blaue Flecken an den Waden, Kleiderknoten in den Speichen, Höschen-Alarm an der Ampel – wer im Sommer mit dem Rad unterwegs ist, kann die schöne Jahreszeit wie einen von Anfang an verlorenen Stil-Wettbewerb erleben. Bei plötzlichen Regengüssen elegant ins Büro gelangen: unmöglich. Vollgestopfte Handtaschen am Lenker akrobatisch durch den Tag transportieren: gefährlich. Rüschenkleider kunstvoll um die Beine kneten und dabei das Gleichgewicht halten, ohne in die Straßenbahnschienen zu geraten: ein Zirkusakt. Und Radlerhosen? Sehen selbst wenn sie von Versace, Fendi und Burberry stammen auf dem Weg zwischen Kita, Büro und Supermarkt meist nach den hässlichen Schwestern der Leggings aus. Dabei kann es modisch auch gut laufen. Zwei Frauen, die in diesem Text zu Wort kommen, wissen, welche Kleidungsstücke man von vornherein vergessen kann und mit welchen man sich beschäftigen sollte.



## Das rät Leyla Piedayesh aus Berlin

Die Modedesignerin Leyla Piedayesh, die mit ihrem hellgrünen Hollandrad täglich in Berlin unterwegs ist, rät dazu, enge Jeans bei hohen Temperaturen zu meiden und stattdessen eher weitere Hosen wie Pyjama Pants zu tragen. „Die Hosen sollten aber wegen der Sicherheit nicht allzu weit, dafür aber winddurchlässig sein, das Bein umhüllen und eine gewisse Wärme geben, wenn die Sonne untergeht und es abends kühler wird“, sagt sie.

Pedayesh gründete vor 20 Jahren ihr eigenes Modelabel Lala Berlin, für das sie noch heute als Kreativdirektorin tätig ist, obwohl es nun, nach einer Insolvenz im vergangenen Jahr, vom Unternehmen Copenhagen Studios übernommen wurde. Wenn sie auf dem Rad sitzt, trägt sie zur Hose gerne ein Tanktop – und darüber ein Baumwollhemd, das in Wind und Sonne weht, aber auch am Abend schützt. Die Velo-Variante mit Glamour-Potential für den Abend ist für sie ein schlankes Slipdress. Tagsüber kombiniert sie es mit einem Hemdchen, welches das elegante, glänzende Kleid optisch herunterholt. „Bloß keine Volants und Volumen am Rad“, warnt sie. Piedayesh ist eine Old-School-Radlerin aus der Zeit ohne Speichenschutz und hat sich deshalb diese Re-

flexe erhalten. „Ich habe immer noch die Befürchtung, dass meine Kleider sich im Rad verheddern, und bin immer am Zupeln und Hochziehen“, sagt sie.

Großen Wert legt Leyla Piedayesh auf das richtige Schuhwerk als Radlerin. „Es kommt auf die persönliche Konstitution an, wie man sicher fahren kann, aber Schuhe dürfen keine zu harte Sohle haben, da man sonst in Krisensituationen nicht schnell in die Pedale drücken kann“, sagt sie. Schuhe müssten am besten einen gewissen *grip* haben wie ein Turnschuh.

Beim Thema Handtaschen hat Piedayesh klare Vorstellungen. Sie radelt am liebsten mit Modellen, die einen Henkel von 25 Zentimeter Länge haben, den sie an den Lenker hängt. Zudem liebt sie Just-in-case-Teile: „Am besten nimmt man immer

Mit Sonnenbrille: Inès de la Fressange in Paris; nicht im Bild: Pumpe und Hosenträger, die sie immer dabei hat.  
Foto Action Press

einen dünnen leichten Pullover mit, einen kleinen Paschmina oder ein Seidentuch für den Hals gegen den Wind.“

Das große Thema Helm ist für Leyla Piedayesh ein vor allem praktisches Problem. „Ich trage wegen meiner Haare keinen Helm, weil sie danach ganz *frizzy* aussehen. Zudem hasse ich im Sommer das Schwitzige, deshalb fahre ich mit meinem Hollandrad immer sehr vorsichtig und vermeide schnelle Aktionen.“ Für die Sicherheit gibt sie zudem noch den Rat: „Wenn man bunt angezogen ist, dann ist man im Verkehr besser geschützt, weil man auffällt!“

## Das rät Inès de la Fressange aus Paris

Wie betrachten Pariserinnen, die in jeglichen Lebensfragen häufig als Vorbilder gehandelt werden, das Thema Bekleidung beim Radfahren? Tragen sie Helme? So viel vorab: In der französischen Hauptstadt hat die Zahl der Radler in diesem Jahr die Zahl der Autofahrer das erste Mal überholt. Stilikone Inès de la Fressange ist schon seit Jahren eine begeisterte Radfahrerin und gilt in ihren lässigen Looks als Vorzeigefrau der eleganten Rive-Gauche-Pariserinnen. „Hier ist es viel leichter, an einem Tag verschiedene Termine mit dem Rad zu erreichen als mit

dem Auto“, sagt de la Fressange, die selbst mehrere eigene Radmodelle in Blau-Weiß-Rot entworfen hat. „Für mich ist das Radeln immer eine freudige Pause vom Alltag, ein kleiner Urlaub, der einen mit den anderen Radlern zudem so universell verbindet wie eine Jeans.“

Die Pariserin, die zu gerne darüber spricht, wie verknallt sie in ihre Stadt ist, und darüber mehrere Ratgeber geschrieben hat, liebt es, auf den Seine-Brücken zu fahren, und ist sich nicht zu schade, kurz anzuhalten und wie eine Touristin Fotos zu machen.

Auf dem Rad trägt Inès de la Fressange am liebsten weiße Jeans, die sie mit einem blauen Hemd, einem blauen Blazer oder einer beigefarbenen Wildlederjacke kombiniert. Ein gutes Radelgefühl geben ihr im Sommer besonders blau-weiß gestreifte Blusen, weil sie den Eindruck hat, dass Auto- und Motorradfahrer sie dann optisch schneller bemerken und vorsichtiger fahren. „Jetzt, da es in der Mode viele weite Hosen gibt, spricht nichts dagegen, Hosenträger zu tragen“, sagt sie. Fressange fährt diese altmodischen Klammern neben einer Pumpe und Befestigungsgummis immer in den Satteltaschen mit sich herum. Im Fall der Fälle verheddern sich ihre Palazzo-Pants nicht in den Speichen.

„Da ich auch im Sommer eher pessimistisch beim Wetter bin, habe ich auch

immer eine wetterfeste khakifarbene Jacke in einer kleinen Tasche dabei“, sagt de la Fressange. Und was sagt sie zum leichten Thema Schuhe und Sicherheit am Rad? „Das Radeln in der Stadt ist ja keine Tour-de-France-Fahrt den Col du Lautaret hinauf.“ So erinnert sie sich daran, dass sie vor Kurzem an einer roten Ampel eine radelnde Dame mit sehr hohen Schuhen sah, die sie spontan beglückwünschte: „Bravo, eine echte Pariserin!“

Fressange rät dennoch zu Schuhen mit Gummisohlen, seien es Sandalen oder Sneakers. Obligatorisch natürlich: eine Sonnenbrille. Sehen und gesehen werden ist in der Stadt der Flaneure auch mit dem Rad ein Spiel – gerade weil die Einwohner das Rad zunehmend als Autoersatz nutzen. „Es ist unglaublich, was man auf dem Fahrrad alles transportieren kann“, sagt de la Fressange. „Neulich habe ich auf Instagram einen Mann mit einem Schrank auf seinem Gepäckträger gesehen.“ Das tägliche Transportproblem löst Inès de la Fressange, indem sie ihre zwei Radtaschen vollstopft und für den guten Look eine Bandouliere, also eine Umhängetasche mit langem Riemen, mitnimmt.

Das größte Stilproblem – den Fahrradhelm – betrachtet die Pariserin ganz praktisch: „Selbst wenn die Haare nach dem Tragen platt sind, ist es besser, zum Friseur zu gehen, als im Hospital zu landen“,

Das Design ist keine Ausrede mehr: Fahrradhelme von Märkö, Thousand und Egide (von oben nach unten)  
Fotos Markohelm, Thousand, Egide



predigt sie. Sie nimmt deshalb immer eine Bürste und ein Mini-Frisierspray mit. Inès de la Fressange schwärmt regelrecht von ihrem handgefertigten braunen Lederhelm der französischen Marke Egide, deren Modelle sie auch in ihrer Boutique in einer ehemaligen Bronzegießerei im Stadtteil Saint-Germain-des-Prés verkauft. Für den eleganten Helm, der auch mit einem Schirmvisier und Winterverkleidung kompatibel ist, gibt es etwas, das man sonst nur von Luxushandtaschen kennt: eine Warteliste.

Und im Herbst? Inès de la Fressange rät für die Zeit von September an, seriöse mit sportlichen Elementen zu mischen: etwa eine Anzughose mit einem T-Shirt und Turnschuhen. Eine Perlenkette mit einem um die Hüften gerollten Pullover. Alternativen dazu sind weite schwarze Hosen, die ein Stück über dem Knöchel abschließen, kombiniert mit schwarzen Rollis und weißen Turnschuhen. Blazer aus Harris-Tweed und passende dünne Lederhandschuhe, die vor Wind schützen.

Der Herbst ist schließlich auch die Zeit der Stiefel und blickdichten Strumpfhosen, die blaue Stoffflecken vermeiden oder kaschieren. Und sollten es bis zum Herbst unbedingt Radlerhosen sein müssen, einfach eine Vintage-Jacke dazu kombinieren, rät Inès de la Fressange. So wird aus der Stadtrallye eine Tour de Style.



Frankfurter  
Allgemeine  
Buch

## Arbeitgeber-Attraktivität erhöhen

Der demografische Wandel ist allgegenwärtig. Arbeitgeber-Attraktivität wird zu der zentralen Erfolgsvoraussetzung für Organisationen. Sie setzt gute Führung voraus. Beide sind untrennbar miteinander verbunden.



ARBEITGEBER-ATTRAKTIVITÄT UND FÜHRUNG  
Cornelius Riese  
112 Seiten – 22 Euro – ISBN 978-3-96251-206-4  
www.fazbuch.de – 0711-7899 2044  
faz@zeitfracht.de



Herr Nießner, wir haben vor vier Jahren schon einmal miteinander gesprochen, als Sie den Bestseller „Die geheimen Tricks der 1,0er-Schüler – wie du in der Schule richtig durchstartest“ geschrieben haben. Ein Jahr später haben Sie selbst Abitur gemacht. Mit 1,0? Nicht ganz, es war 1,2.

Damit kann man sich auch sehen lassen.  
Das denke ich auch.

Damals standen Sie – so wie viele Schüler gerade, die vor den Sommerferien ihr Abitur gemacht haben – vor der Frage: Was kommt jetzt? Sie haben sich damals entschieden, ein Hilfsprojekt für Afrika zu starten. Ein eher ungewöhnlicher Weg für einen Abiturienten.

Die gemeinnützige Organisation „Lets-BuildASchool e.V.“ habe ich schon zu Schulzeiten gegründet, aber weil ich noch ein zweites Buch geschrieben hatte, verzögerte sich das alles. Damals ging mir schon durch den Kopf, dass es in Afrika und Asien viele Kinder gibt, die gar nicht zur Schule gehen können, und wie toll es wäre, eine Schule aufzubauen. Nach dem Abi habe ich das Projekt dann weiterverfolgt.

Kein ganz kleines Projekt für jemanden ohne jede Erfahrung.

Wobei es dann gar nicht so kompliziert war. Ich hatte schon immer die Idee, dass man Influencer dazu bringen könnte, Spenden zu sammeln. Wenn jeder der Follower einen kleinen Beitrag spendet, kommt ganz schnell einiges zusammen. Zudem hat man auf diese Weise keine Ausgaben für Marketing oder aufwendige Werbekampagnen. Das wollte ich ausprobieren, und das hat alles auch super geklappt mit der Finanzierung. Was den Bau der Schule betrifft, haben wir mit der Christian-Liebig-Stiftung als Partnerorganisation zusammengearbeitet und das Projekt umgesetzt. 2022 haben wir dann eine Grundschule in Malawi eröffnet.

Die meisten Schüler machen nach dem Abitur entweder ein Gap-Jahr, eine Lehre oder studieren. Hatten Sie den Gedanken nicht?

■ ZUR PERSON

Tim Nießner, Jahrgang 2002, wuchs in Solingen auf und machte 2021 dort sein Abitur.

Bekannt wurde er 2020 durch seinen Bestseller „Die geheimen Tricks der 1,0er-Schüler“, den er noch zu Schulzeiten schrieb, genauso wie seinen zweiten Ratgeber „Der Zeugnisretter“.

Schon zu seiner Schulzeit engagierte er sich für die UN-Flüchtlingshilfe, der er auch einen Teil seiner Einnahmen spendete. Im April 2021 gründete er den Verein „LetsBuildASchool e.V.“. Die Philosophie des Vereins ist es, zusammen mit Social-Media-Influencern Schulen in Afrika zu finanzieren. Im Oktober 2022 wurde die erste Schule in Malawi eröffnet.

Das habe ich auch gemacht. Ich studiere seit 2021 International Business Administration in Rotterdam. Das Projekt mit der Schule habe ich hauptsächlich in meiner Freizeit gemacht.

Wie haben Sie den Übergang von Schule und Universität erlebt? Muss man sich da anders motivieren als in der Schule?

Der Übergang von der Schule zur Uni ist schon ein großer Schritt, das habe ich auch bei Freunden mitbekommen. Im ersten Jahr hatte ich auch meine Probleme. Was die Motivation angeht, ist es wichtig zu wissen, warum man das macht. Es funktioniert in meinen Augen nicht, wenn die Eltern sagen: Mach dies, oder mach das.

Es wird ja oft gesagt, dass die Generation Z nicht mehr leistungsfähig sei. Beobachten Sie das auch an sich oder Ihren Freunden?

Ich glaube, es kommt immer drauf an. Es gab schon immer die Extreme. Jeder regt sich in der Debatte über die Leute meiner Generation auf, die wenig arbeiten, aber keiner redet über die Leute, die viel arbeiten. Da hat sich meiner Ansicht nach gegenüber anderen Generationen nicht viel verändert: Es gibt halt welche, die keinen Bock haben, und andere, die was erreichen wollen.

Sind die, die in der Schule leistungsstark waren, auch die, die im Studium Gas geben?

Meistens schon. Ich habe Freunde, die sehr gut waren, unbedingt Medizin studieren wollten und das auch jetzt zielstrebig durchziehen. Aber ich kenne auch welche, die im System Schule gut waren, aber im System „echtes Leben“ nicht wirklich wissen, was sie wollen. Die brechen dann auch mal ab oder wechseln zu anderen Studiengängen.

Die Tipps in Ihren Büchern bezogen sich auf die Schule. Konnten Sie auch welche für das Studium übernehmen? Zum Beispiel empfehlen Sie ja, dass man beim Lehrer für einen guten ersten Eindruck sorgen sollte, weil er einen dann als leistungsstark abspeichert, auch wenn man mal schwächelt. Funktioniert das auch bei Professoren?

Es kommt darauf an, an welcher Uni man ist. Bei mir fingen 500 Studenten gleichzeitig an, da wusste der Professor nicht, wer genau vor ihm sitzt. Den Tipp hätte ich also nicht anwenden können. Wichtig ist aber wie in der Schule auch, sich gut zu motivieren. Je besser die Abi-Note ist, desto mehr Möglichkeiten hat man. Aber wenn man nicht weiß, was man machen soll, nutzt auch die beste Note nichts.

Haben Sie das Gefühl, dass die Schule einen gut aufs Leben danach vorbereitet hat?

Ja und nein. Was das Lernen und die Motivation betrifft, schon. Aber es gibt viele Lücken bei anderen Dingen. Wie schließe ich eine Versicherung ab, oder was muss ich bei den Steuern beachten? Solche Sachen kommen in der Schule zu kurz.

In Frankreich ist das Fach Empathie eingeführt worden. Bei uns gibt es nichts Vergleichbares. Auch kein Fach, bei dem man lernt, sich für die Gemeinschaft einzusetzen. Woher hatten Sie die Motivation, ein Hilfsprojekt in Afrika zu starten?



Tim Nießner bei der Eröffnung einer Schule in Malawi

Foto Chifundo Takamano

Meine Motivation war erst einmal, dass ich mit meinen Büchern schon so vielen Kindern in Deutschland geholfen hatte und zu der Erkenntnis gekommen war, dass die Kinder in Afrika viel mehr Hilfe brauchen. Aber ich wollte auch herausfinden, ob das, wie ich finde, sehr innovative Konzept mit dem Spendensammeln durch Influencer tatsächlich funktioniert.

Letztlich war es ja auch ein betriebswirtschaftliches Projekt, bei dem Sie sich überlegen mussten: Wie plane ich ein Projekt, wie finanziere ich es, und wie setze ich es um?

Da gab es schon Überschneidungen zu meinem BWL-Studium. Da geht es auch darum, wie ich ein Produkt bewerbe, das ich verkaufen möchte. Ich habe durch das Hilfsprojekt viel für mein Studium gelernt. Andersherum konnte ich bei der Umsetzung einiges gebrauchen, was ich im Studium gelernt hatte.

Sie sind gerade fertig geworden mit Ihrem Studium. Wie geht es jetzt weiter?

Ich fange bei einer Berliner Firma an, die Solaranlagen und Wärmepumpen vermietet. Darauf freue ich mich, weil mich das Thema Energiewende interessiert. Es ist ein sehr junges Unternehmen.

Und Afrika?

Ich versuche nebenbei, die Organisation weiter auszubauen und hoffentlich neue Projekte realisieren zu können.

Als Sie damals das Buch geschrieben haben, sagten Sie, eine Motivation seien Ihre Geschwister gewesen, die zum damaligen Zeitpunkt besser in der Schule waren als Sie. Da Sie Drillings sind, haben Sie alle zur gleichen Zeit Abitur gemacht. Was machen Ihre Geschwister jetzt? Meine Schwester hat sich für einen Studiengang zum Thema Nachhaltigkeit entschieden, mein Bruder studiert auch BWL.

Und wer hat das beste Abitur gemacht?

Wir haben alle drei ein gutes Abi gemacht und lagen nah beieinander, aber ich habe den besten Schnitt.

Was ist der wichtigste Tipp, den Sie den jetzigen Abiturienten geben würden?

Man muss sich klar darüber sein, was man im Leben will. Ich bin zum Beispiel jemand, der sehr viele Ideen hat, gerne Projekte initiiert und umsetzt und vergleichsweise viel arbeitet. Das ist aber absolut kein Muss. Man sollte einfach nur für sich wissen: Wie wichtig ist mir Arbeit, wie wichtig ist mir Freizeit, wo will ich die Balance haben? Das sehe ich in meinem Umfeld. Vor dem Abitur ist das wichtigste Ziel, die Schule fertig zu bekommen. Aber nach dem Abitur haben viele oft keinen Plan. Dabei geht es doch darum, was man den Rest seines Lebens machen möchte, das ist vielen nicht klar. Deshalb sollte man sich hinstellen und überlegen. Oder Praktika machen und arbeiten, um herauszufinden, was zu einem passen würde.

Die Fragen stellte Anke Schipp.

# „Man muss wissen, was man will im Leben“

Noch vor seinem Schulabschluss schrieb er ein Buch mit Tipps für das 1,0-Abi. Was macht Tim Nießner heute? Und welche Ratschläge hat er für Abiturienten, die jetzt ins Danach starten?

NUR FÜR KINDER UND ALLE ANDEREN

**LABOR**  
ATELIERGEMEINSCHAFT  
PRÄSENTIERT

**SPIEL  
PLATZ**

HEUTE VON MONI PORT

Fahrräder sind toll! Es gibt sie schon über 150 Jahre. Viele Künstlerinnen und Künstler behaupten, es sei schwerer ein Fahrrad zu zeichnen, als Fahrrad zu fahren. Haben sie recht? Probier's mal aus!

Jetzt du: ↓

## DER LANDARZT



## EXPLODIERENDE NACHFRAGE

VON DR. THOMAS ASSMANN

Manchmal denkt man, man hätte alles schon erlebt. Aber auch der Landarzt muss erkennen, dass es Dinge gibt, die er sich nie vorstellen konnte. In meinem heutigen Fall ist es eine Art „Zeitenwende“, die jedoch nicht eindrucksvoll angekündigt wurde, sondern unscheinbar in Form eines Briefes daherkam. Eines Briefes, der eigentlich ganz unauffällig aussah.

Ich dachte, wieder ein typisches Werbeschreiben einer Pharmafirma für eines ihrer Produkte. Solche erhalten wir regelmäßig. Doch weit gefehlt! Es war das Gegenteil: die Bitte des Unternehmens, wir sollten ein Medikament, das diese Firma vertreibt, nicht mehr verschreiben und keine neuen Patienten darauf einstellen.

War das Medikament unwirksam, oder hatte sich herausgestellt, dass es fatale Nebenwirkungen mit sich bringt?

Nein, eigentlich das Gegenteil. Das Medikament hemmt unter anderem das Hungergefühl und wird gegen Adipositas, also gegen starkes Übergewicht, eingesetzt. In diesem Bereich wird es in Deutschland nicht von den Krankenkassen bezahlt, die Patienten müssen die Kosten für die sogenannte „Abnehmspritze“ selber zahlen, bis zu 500 Euro im Monat. Das Medikament wirkt, und die Nachfrage ist weltweit explodiert! Aber wo ist das Problem?

Das Problem liegt darin, dass dieses Medikament in den vergangenen Jahren eine zentrale Bedeutung für die Therapie des Diabetes bekommen hat, auch Zuckererkrankung genannt. Auch diese nimmt weltweit immer weiter zu.

Für die Nachfrage bedeutet das daher: Von beiden Seiten ist sie ganz enorm angestiegen – die Diabetiker benötigen das Medikament, die Adipösen wollen es auch. Die Nachfrage ist derart explodiert, dass die Diabetiker nur noch mit größter Mühe mit dem Mittel versorgt werden können, das sie zum Überleben brauchen, und das, obwohl die Spritzen an die Selbstzahler nicht verschenkt werden.

Die Firma kommt nicht mehr mit der Produktion des Wirkstoffes nach, sodass sie nun die Notbremse gezogen hat und uns Ärzte bittet, Patienten nicht mehr darauf einzustellen.

Aber das scheint die Spitze eines Eisberges zu sein. Vor drei Wochen bekam ich Besuch von einem Vertreter eines bekannten deutschen Herstellers für Covid-Impfstoffe. Nach einem kurzen Gespräch bat ich den Pharmarepäsentanten, mir zu zeigen, welche neuen Medikamente in der Pipeline der Pharmafirma sind. Bereitwillig zeigte er mir diese, und ich war überrascht. Fast 15 neue Medikamente sind geplant oder teilweise schon in der praktischen Anwendung, alle in der Therapie gegen Krebs.

Ich glaube, diese Geißel der Menschheit wird in absehbarer Zeit mit den neuen Medikamenten zumindest teilweise wirksam bekämpft werden können. Aber das hat seinen Preis! 500.000 Euro pro Behandlungsfall sollen diese neuen Medikamente kosten.

Dieser Blick in die Zukunft lässt mich nachdenklich werden: auf der einen Seite hochwirksame Medikamente, die nicht in ausreichenden Mengen hergestellt werden können; auf der anderen hochwirksame Medikamente, die einen exorbitanten Preis haben. Die Gesellschaft wird entscheiden müssen: Welche Patienten sollen diese Arzneien bekommen, und wie sollen diese Therapien bezahlt werden?

Ich befürchte, dass wir in der Gesundheitsversorgung vor ganz, ganz harten Verteilungskämpfen stehen.

Was ich hingegen ganz genau weiß: Wir Hausärzte werden weiterhin an der Seite unserer Patienten stehen.

Ihnen, liebe Leser, noch eine sehr schöne und hoffentlich entspannte Sommerwoche – Ihr Landarzt

Dr. Thomas Assmann, 61 Jahre und Internist, hat eine Praxis im Bergischen Land. Er schreibt hier alle 14 Tage.

Die Schmerzen, die in Caroline Sprotts Beinen und Armen wüten, sind vielfältig. Mal stechend und schwer zu lokalisieren. Mal kribbelnd, als wären die Beine eingeschlafen. Brennend, wenn sie ihre Arme hebt. Schwer, als trage sie zusätzliche Gewichte an den Beinen. „Die Schmerzen machen müde. Sie erinnern mich immer wieder daran, dass ich krank bin“, sagt die 34-Jährige aus Augsburg. Doch bis auf die Kompressionen, die heute in Flieder ihre Arme und Beine zieren, sind diese Schmerzen für Außenstehende unsichtbar.

Sprott leidet an der Krankheit Lipödem, einer Fettverteilungsstörung, die an den Beinen, seltener auch an den Armen auftritt. Auffallend ist das Verhältnis von einer oft schmalen Taille zu disproportional dicken Beinen. Viele Frauen neigen zu blauen Flecken, die Hautoberfläche ist delig und knotig.

Von Lipödem sind fast ausschließlich Frauen betroffen. Niemand weiß wie viele. Laut Schätzungen könnten es bis zu zehn Prozent der weiblichen Bevölkerung in Deutschland sein. Wie bei vielen Krankheiten, die vermehrt Frauen betreffen, ist die Forschung jung und die Ursache für die Erkrankung noch unbekannt. Die Fettverteilungsstörung tritt oft nach hormonellen Umstellungen wie der Pubertät, einer Schwangerschaft oder den Wechseljahren auf. Meist sind mehrere weibliche Familienmitglieder betroffen.

Die chronische Krankheit wurde schon in den Vierzigerjahren das erste Mal beschrieben; trotzdem war Lipödem bis vor wenigen Jahren kaum bekannt, auch unter Ärzten. Umstritten ist auch die passende Behandlung, darunter die Liposuktion. Bei der Fettabsaugung werden die krankhaften Fettzellen operativ entfernt.

Lipödem war Caroline Sprott kein Begriff, als sie mit Anfang 20 ihre Diagnose erhielt. Ihr Hausarzt überwies sie in eine Gefäßklinik, dort hatte ein Arzt zufälligerweise mit einem Lipödem-Experten studiert. „Es war ein Sechser im Lotto, dass ich in der Provinz richtig diagnostiziert wurde“, sagt Sprott. Denn viele Frauen warten jahrelang auf eine Diagnose, werden mit ihren Schmerzen nicht ernst genommen oder erhalten den Rat, dass sie einfach abnehmen sollten. Doch zumindest die erkrankten Fettzellen sind resistent gegen Diäten und Sport.

Nach dem ersten Schock blieb Sprott zunächst hoffnungsvoll. Sie gewöhnte sich an das tägliche Tragen ihrer Kompression. Diese eng gewebte Strumpfhose lindert die Schmerzen, indem sie einen kontinuierlichen Druck ausübt und dadurch Schwellungen minimiert. Das Anziehen der widerspenstigen Strümpfe erleichtert Sprott Gummihandschuhe. Bei hohen Temperaturen im Sommer schwitzt sie durch die Kompression stark. Wie viele Betroffene lernte sie, sich damit zu arrangieren, baute sich gesunde Routinen auf, nahm viel ab. Als ihr Arzt ihr zwei Jahre später Lipödem auch in ihren Armen diagnostizierte, fiel sie jedoch in ein tiefes Loch.

„Dieser Moment, wenn man ganz viel tut und merkt, wie trotzdem schleichend der Schmerz in den Armen von Tag zu Tag zunimmt, erinnert dich immer wieder daran, dass da noch was kommt. Und das bricht die Psyche völlig“, erinnert sie sich. Das Tragen der Armkompression, die mit Handschuhen fast komplett ihre Finger umschließt, fiel ihr schwer. Sie dachte, dass nun jeder erkenne, dass sie krank ist. Selbst bei der Erinnerung daran stehen der eigentlich lebensfrohen Frau heute noch Tränen in den Augen. Sie fühlte sich damals perspektivlos und verzweifelt, ihr Selbstbewusstsein schwand.

Mit diesen Schmerzen und seelischem Leiden, mit denen Frauen kämpfen, beschäftigt sich Gabriele Faerber täglich. Sie ist Ärztin am Zentrum für Gefäßmedizin in Hamburg und behandelt auch Lipödem-Betroffene. Zudem ist sie Koordinatorin der neuen Version der Leitlinie zur Diagnostik und Therapie des Lipödems. „Der Schmerz wird unterschiedlich empfunden, und das macht die Sache natürlich schwierig“, sagt Faerber.

Die Therapie besteht aus dem Tragen der Kompression, Lymphdrainage, Bewegung, Ernährung und auch aus Operationen; sie wird mit jeder Patientin individuell abgestimmt. Manchen helfe Sport im Wasser, anderen eine ketogene Ernährung. Wenn eine Frau das erste Mal in Faerbers Praxis kommt, hört sie sich die Krankheitsgeschichte der Frau an und untersucht sie umfassend. Anderen Ärzten fehlen meist die Zeit und das Fachwissen dafür.

Nachdem Caroline Sprott ihren Tiefpunkt erreicht hatte, fand sie mit Reha, Ernährung, Sport, Selbstmanagement und einer Psychotherapie wieder zu ihrer alten Stärke. Dabei half ihr auch ihre „modische Eigentherapie“, wie sie es nennt. Sie kauft Outfits, in denen ihre Kompression an Beinen, Armen und Händen sichtbar und farblich auf ihre Kleidung abgestimmt ist. „Man muss sich vorstellen, man hat ein Scheißgefühl und zieht sich ein besseres an“, erklärt sie.

Ihre Outfits teilt sie auf ihrem Instagram-Account Powersprott mit mittlerweile 21.000 „Lipödem-Schwestern“, wie

# Oft bleibt nur die OP

Viele Millionen Frauen leiden an Lipödem, einer schmerzhaften Störung der Fettverteilung. Therapien gibt es; die wirksamste muss aber meist selbst bezahlt werden.

Von Susanne Klöpfer



Caroline Sprott trägt Kompressionskleidung an Armen und Beinen, um die Schmerzen der Krankheit zu lindern.

Foto: Amelie Sachs

sie ihre Follower nennt. Vor allem geht es ihr aber darum, die Frauen im Umgang mit der Krankheit zu bestärken. In ihrem Onlineshop und Showroom verkauft die ehemalige Mediengestalterin stylische Hilfsmittel wie Massageroller, Cremes oder Shirts mit dem Aufdruck „Schmerz ist unsichtbar“. Sie spricht über ihre Krankheit, ob bei Vorträgen, in ihrem Podcast oder auf ihrer Lesereise. Für ihre „Lipödem-Schwestern“ möchte sie die Person sein, die sie nach ihrer Diagnose gebraucht hätte.

Offen spricht Sprott auch über ihre Operationen. Bisher wurde Lipödem in drei Stadien eingeteilt, die das Fortschreiten der Krankheit mit zunehmenden Fettpolstern, Disproportionen und Hautveränderungen beschreiben. Nach den ersten Leitlinien sollen seit diesem Jahr erstmals anstatt des Aussehens die Schmerzen entscheidend für die Therapie der Frauen sein. Leiden die trotz der bisherigen Behandlungen weiterhin an Schmerzen, können sie sich für eine Liposuktion entscheiden. Seit Jahren werden diese Fettabsaugungen an Betroffenen durchgeführt, oft von plastischen Chirurgen. Dabei wird in mehreren Eingriffen das krankhaft veränderte Fettgewebe entfernt. Lipödem bleibt trotzdem eine chronische Krankheit; die Beschwerden können an abgesaugten oder anderen Körperstellen zurückkehren.

„Wenn Frauen alles ausprobiert haben, aber nichts die Schmerzen ausreichend lindert, dann habe ich großes Verständnis dafür, dass sich Frauen operieren lassen“, sagt Gabriele Faerber. Die Liposuktion ist aus ihrer Sicht kein Allheilmittel. Aber nicht jede Frau könne dreimal in der Woche schwimmen gehen. Um das Fortschreiten der Krankheit einzuschränken, sollten schon bei jungen Frauen Operationen in Betracht gezogen werden. Das Problem sei die Kostenübernahme.

Für ihre Liposuktion nahm Sprott wie viele Frauen einen Kredit auf. „Es war einfach in diesem Moment die einzige Möglichkeit, die ich gesehen habe“, erin-

die Operationen für alle Betroffenen übernommen werden, soll eine Erprobungsstudie des Gemeinsamen Bundesausschusses (G-BA) zeigen. Diese untersucht die Wirksamkeit der Liposuktion bei Lipödem im Vergleich zu Kompression und Lymphdrainage; die Ergebnisse werden zurzeit ausgewertet und sollen Anfang des kommenden Jahres veröffentlicht werden. Dafür wurde die Hälfte der 450 Probandinnen operiert und danach ein Jahr lang beobachtet. Der andere Teil erhielt über zwölf Monate konservative Therapie und auf Wunsch danach ebenfalls eine Liposuktion.

Eines der Studienzentren ist die Praxis in Bad Soden in Hessen, in der Stefan Rappich arbeitet. Der Dermatologe und Phlebologe operiert seit 30 Jahren Frauen mit Lipödem. „Nach den Operationen sind die meisten Frauen schmerzfrei“, sagt er. Auch das Schweregefühl, rasche Ermüdung, Druckempfindlichkeit und die Disproportionen verschwinden. Er beobachtet, dass bei nur etwa zehn Prozent die Beschwerden mit der Zeit zurückkehren.

Als Vorstand der Lipödem-Gesellschaft setzt sich Rappich ebenfalls gesundheitspolitisch für die Erkrankten ein. Er geht davon aus, dass die Studie zeigen wird, dass die Fettabsaugungen den Betroffenen helfen, wie er es bereits seit Jahren bei seinen Patientinnen sieht. Gesundheitsökonomisch mache es ebenfalls Sinn, da die Krankenkassen sonst die Kosten für die Kompression und Lymphdrainage bis ans Lebensende einer Patientin übernehmen müssen, was deutlich teurer als eine Liposuktion ist.

Rappich zufolge wurde schon 2014 ein Antrag gestellt, um den Nutzen der Liposuktion zu überprüfen. Der G-BA, der darüber entscheidet, ob eine Maßnahme in den Leistungskatalog der gesetzlichen Krankenversicherung aufgenommen wird, kritisierte, dass die bisherigen wissenschaftlichen Erkenntnisse über die Methode nicht ausreichten. Eine eigene Studie sollte beauftragt werden. Jahre vergingen, bevor das Thema

nert sie sich. Sie fühlte sich eingeschränkt, hatte immer Angst, starke Schmerzen zu bekommen. Der Arzt entfernte ihr in drei Operationen zwölf Liter an Fett aus Beinen und Armen. Ein anstrengendes Prozedere für sie, doch sie war glücklich. Nach einigen Monaten kehrten die Schmerzen allerdings zurück, was sich für Sprott niederschmetternd anfühlte.

Studien haben gezeigt, dass Fettabsaugung die Beschwerden der Frauen reduziert, sie ihre Kompression weniger tragen müssen, weniger Lymphdrainage benötigen und ihre Lebensqualität wieder zunimmt. Trotzdem übernimmt die Krankenkasse die Kosten für die Operationen, die je nach Betroffenheitsgrad bei mehreren Zehntausend Euro liegen, nur unter bestimmten Bedingungen.

Seit 2020 trägt die Krankenkasse die Kosten der Liposuktion, wenn Frauen ein Lipödem im höchsten Stadium 3, einen Body-Mass-Index (BMI) von unter 40 haben und die konservative Therapie keine Besserung gezeigt hat. Voraussetzungen, die für die Frauen oft nur schwer zu erreichen sind, da sich bereits so viel krankhaftes Fettgewebe angesammelt hat und der Leidensdruck Bewegung erschwert. Diese Übergangsregelung gilt bis Ende 2024 mit Aussicht auf Verlängerung. Ob zukünftig auch die Kosten für

mediale Aufmerksamkeit erhielt, als der damalige Gesundheitsminister Jens Spahn die Kosten für die Liposuktion zur Kassenleistung machen wollte. Doch Kritik aus der Politik führte dazu, dass man sich auf den Kompromiss mit der Übergangsregelung einigte.

Wenn nun die Operation für alle Betroffenen eine Kassenleistung werden sollte, kommt es aus Rappichs Sicht auf die Vergütung an und ob die Kliniken bereit sind, unter diesen Bedingungen zu operieren. „Der Haken bei der Sache ist, dass die Krankenkassen diese Eingriffe sehr schlecht bezahlen. Das ist jetzt schon so für Stadium 3“, erklärt Rappich. Die Krankenkassen würden ihm, wenn er ambulant Frauen mit Lipödem operiere, 1200 Euro zahlen. Ein vernünftiges Honorar liegt seiner Ansicht nach zwischen 4000 und 5000 Euro. Immer weniger Kliniken würden die Liposuktion für das Stadium 3 daher als Kassenleistung anbieten. Er geht davon aus, dass auch in Zukunft sich nur Frauen operieren lassen werden, die sich das leisten können.

Von ihren Schmerzen und ihrer Krankheit möchte Sprott nicht ihr Leben bestimmen lassen. „Sonst hätte ich etwas falsch gemacht“, sagt sie. Sie sei daran gewachsen, mental, körperlich und menschlich stärker geworden.

Ein Dämmerndeschlaf zur Mittagszeit – hier im Herrngarten in Darmstadt – macht eigentümlich frisch.  
Foto Sandra Schildwächter



**E**ndlich Wochenende! Lust auf einen spontanen Spaziergang? Könnte 15.00 bei dir klingeln. So schönes Wetter! – Ich bin gerade dabei, die dünnen Vorhänge vor meiner Terrassentür zu schließen, als die Nachricht auf meinem schon lautlosen Telefon blinkt. Ich antworte nicht. Völlig abwegig, in den nächsten zwei Stunden das Haus bei der Hitze zu verlassen. Denn auch wenn ich in Deutschland geboren und aufgewachsen bin, tickt meine biologische Uhr spanisch. Zwischen 13.30 und 15.30 Uhr passiert bei mir – nichts.

Draußen sind es fast 30 Grad. Vor dem Fahrradladen ölt ein Mechaniker Ketten ein, die Sonne brennt auf seinen Kopf, wo nicht mehr ganz so viele Haare wachsen. Leute sitzen vor der Bäckerei und fächern sich Luft zu, und während im Hinterhof Wasser in Putzeimer rauscht, sinke ich auf meinem Sofa langsam in den süßen Siestaschlummer.

Was nach dem Privileg einer deutsch-spanischen Schriftstellerin ohne Care-Vpflichtungen klingt, ist genau genommen keins. Die Siesta hat in Spanien Tradition, vor allem in der Land- und Bauwirtschaft. Auch viele Geschäfte und Ärzte schließen am Mittag und öffnen erst wieder gegen 17 Uhr. Seinen Ursprung hat das Wort „Siesta“ im lateinischen „sexta hora“ und bezeichnet die Mitte des Tages. Siestakulturen gibt es im Mittelmeerraum, aber auch in anderen Ländern wie China und Mexiko: Für zwei bis drei Stunden gegen Mittag steht das öffentliche Leben mehr oder weniger still. Was das genau bedeutet, bleibt flexibel, doch in der Zeit finden traditionell keine Arbeiten, Feiern oder Besuche statt. Längst ist die Siesta Mythos und Realität zugleich: Globale Unternehmen wollen mit ihren Mitarbeitern in Spanien zu jeder Tageszeit kommunizieren, und auch für spanische Beamte gilt schon seit 2006 eine reduzierte Mittagsruhe.

Als Kind befremdete mich die Siesta. In meiner deutschen Heimat zwang mich niemand dazu. Und vielleicht traf es mich gerade deshalb mit voller Wucht, wenn wir in Spanien waren, zu Ostern und in den heißen Sommermonaten, dass das ganze Land plötzlich und unvermeidlich in einen kollektiven Dämmerzustand verfiel.

Die Siesta wurde mit dem gedämpften Geschirrkloppern meiner Großmutter eingeläutet, meine sonst immer laute und unruhige Familie verstummte nach und nach. Eine seltsame Stille trat ein, die nichts mit der Stille der Nacht zu tun hatte, eine Art gewolltes, absolutes Innehalten. Ich wusste nichts damit anzufangen, ich war zwölf Jahre alt und hellwach.

Im Haus waren die Türen zu. In der Bibliothek hörte ich meinen Onkel auf dem Sofa schnarchen. Manchmal schlich ich mich nach draußen, die Sonne brannte, das Thermometer zeigte 39 Grad – nur die kleinen Straßenbars hatten geöffnet, vereinzelt saßen Männer, die Arme auf die Theke gestützt, da, kauten selbstvergessen auf Zahnstochern herum oder warfen mit schweren Lidern Geld in einen Spielautomaten. Ich stellte mir vor,

# Schlummern gegen die Hitze

Von der kollektiven Mittagsruhe der Spanier könnten die Deutschen lernen, findet *Stefanie de Velasco*. Eine Hommage an die Siesta.

dass diese armen Hunde von ihren Frauen aus dem Haus getrieben worden waren, weil sie zu nichts nutze waren und deshalb keine Siesta verdienten.

Zurück zu Haus stellte ich aus Langleweilte den Fernseher an und knackte Sonnenblumenkerne. Was in Deutschland am Vorabend lief, zeigte das Fernsehen hier während der Siesta: „Falcon Crest“ und „Baywatch“. In den Werbepausen schaute ich mit einer Mischung aus Ekel und Faszination Stierkämpfe. Die Zeiger der Uhr bewegten sich so zäh, als würde selbst sie Siesta halten.

Mir blieb nichts anderes übrig, als schließlich in den gleichen sirupartigen Dämmerndeschlaf zu verfallen wie meine Verwandtschaft. Halb wach, halb schlafend träumte ich von Billy Warlock, dem süßen „Baywatch“-Rettungsschwimmer, und erwachte schließlich von dem Geruch nach Kaffee und Nenuco, dem spanischen Kölnisch Wasser, mit dem mein Onkel sich frisch machte, bevor er gut gelaunt zurück ins Büro ging.

Mit dieser eigentümlichen Frische, die keinen Schlafsand, keinen Mundgeruch oder Falten vom Kissen im Gesicht kennt, erwache ich bis heute täglich aus

meiner Siesta und freue mich dann wieder auf Schreib- und Büroarbeit, Arbeitstermine und Videocalls.

Um die Siesta ranken sich viele Mythen und Geschichten. Der französische Soziologe Roger Caillois spricht von der Siesta als „Stunde der Dämonen“. Schon in der griechischen Antike bevölkerten Nymphen, Sirenen und Götter die schattensichere Zeit – auch deswegen zögen sich viele während der Siesta in ihre Häuser zurück. Die Hirten jedoch seien dem Mittagsdämon hilflos ausgeliefert. Vor allem der Gott Pan soll dafür verantwortlich sein, den armen Hirten während der Siesta das Masturbieren beigebracht zu haben.

Auch über die Art und Weise, wie die Siesta gehalten werden soll, um maximale Erholung zu erzeugen, wird immer wieder diskutiert. Auf Folgendes kann man sich einigen: Siesta hält man ohne Schlafanzug oder Bettdecke, man bleibt angekleidet, dunkel nicht ab. Für die Dauer gibt es keine Vorgaben. Aber als Regel gilt: Der Schlaf soll so leicht sein, dass man theoretisch noch einen Schlüsselbund in der Hand halten könnte. Fällt der Schlüsselbund aus der Hand, hat

man zu tief geschlafen – dann ist es keine Siesta mehr.

Auch in Deutschland ist es angesichts steigender Temperaturen eigentlich an der Zeit für eine Siestakultur. Die Fälle von Hautkrebs bei deutschen Bauarbeitern sind in den letzten Jahren exponentiell gestiegen, auch wenn Arbeitgeber verpflichtet sind, Sonnencreme zu verteilen. Es ist nicht gesund, wenn Angestellte in Büros ohne Klimaanlage die Mittagsstunden bei Temperaturen von über 30 Grad durcharbeiten. Studien belegen außerdem: Mittagsschlaf verlängert den Alterungsprozess, verhindert Unfälle und steigert die Produktivität.

In Spanien nutzen viele die lange Pause, um zu Hause gemeinsam mit den Kindern zu essen, schließlich sind auch die Schulstundenpläne entsprechend getaktet. Für arbeitende Eltern jedoch kann sich dadurch der Arbeitstag verlängern. Auch damit wollte die spanische Regierung Schluss machen, als sie seinerzeit ihre Neuregelung für Beamte einführte, die auch dem privaten Sektor ein Beispiel sein sollte. Aber bis heute verheißt die Siestakultur zumindest die Möglichkeit, sich mittags richtig zu erholen.

Dabei musste auch Spanien diese besondere Ruhe einst lernen. Wirklich etabliert hat sich die Siesta erst im 20. Jahrhundert. Als Spanien um die Jahrhundertwende seine Kolonien verlor, blieb es müde und ratlos zurück und verfiel in eine Art Depression. Zu dieser Zeit besann sich der große Intellektuelle Miguel de Unamuno in seinem Essay „Leben ist Traum“ darauf, wieder Demut, Bescheidenheit und Freude am Alltäglichen zu entdecken. Spanien solle sich auf die Nachbarschaft, gutes Essen und die Siesta konzentrieren, um wieder echtes Glück zu lernen.

Unamuno sah die Siesta auch als Möglichkeit der kollektiven Regeneration – als Wiederherstellung eines Spaniens, welches keine Kolonien, keine Kriege, keine Soldaten brauchte, um zu frieden zu sein: ein Gedanke, der so schön ist, dass ich mir wünsche, er würde sich auch in unserer Gegenwart verfangen. Es ist an der Zeit, von Spanien zu lernen. Die Siesta ist ein süßes Angebot, das wir annehmen sollten – ein Bonbon, das uns aus dem Süden Europas gereicht wird und das wir bedenkenlos lutschen dürfen.

HERZBLATT-GESCHICHTEN

VON JÖRG THOMANN

## Kraft für eine letzte Runde



**D**as Horoskop, welches „Frau im Spiegel“ uns Fische-Geborenen vorsetzt, stürzt uns in ein Dilemma. „Jemand ruft in Ihnen romantische Gefühle hervor“, lesen wir. „Doch etwas scheint Sie zögern zu lassen. Ist es Schüchternheit?“ Ja, könnte sein. Oder vielleicht doch der Ehering, den wir an unserer rechten Hand tragen? Wobei hier ein Denkfehler vorliegt: Romantische Gefühle lassen sich selbstverständlich auch in der Ehe ausleben. Bei Daniela Katzenberger und Lucas Cordalis liegt das auch daran, dass sie abgenommen haben: „Wir haben beide eine ganz andere Kondition, auch im Bett“, hat Katzenberger laut „Neue Post“ gesagt. Und: „Nach einem Salat mit Pute ist abends immer noch etwas Kraft für eine letzte Runde übrig.“ Gut, für manche mag das weniger romantisch als anstrengend klingen, und Katzenberger wird aufpassen müssen, dass sie es mit der Diät nicht übertreibt, wie es nach dem Urteil der „Freizeitrevue“ Andrea Berg getan hat: „Die Wärme und Weichheit der Schlagerkönigin – verschwunden.“ Vielleicht sollten sich Katzenberger und Cordalis abends auch mal einen warmen und weichen Nudelauflauf gönnen.

Zielstrebig ist Daniela Katzenberger auch außerhalb der eigenen vier Wände, hat sie in einem von „Bild“ zusammengefassten Interview mit „TV Digital“ doch gesagt: „Mit 40 will ich in den ‚Playboy‘.“ Bislang, so Katzenberger, „habe ich denen immer abgesehen, aber mit 40 ziehe ich mich aus.“ Da hat sie noch gut zwei Jahre Zeit – womöglich aber ihre Verhandlungsposition stark geschwächt. Nun, da der „Playboy“ von ihrer verzweifelt Entschlossenheit weiß, könnte er von ihr eine sehr hohe Gage verlangen.

Viel zu weich ist die Bundesregierung aus Sicht des Reality-TV-Darstellers und CDU-Mitglieds Julian F. M. Stoeckel, der sich als einer von vielen Prominenten an der Anti-Ampel-Kampagne der „Bild“-Zeitung beteiligt: „Die Ampel soll aufhören, weil es Friedrich Merz oder Markus Söder besser machen werden! Dann haut endlich mal wieder jemand auf den Tisch!“ Man könnte also sagen, Stoeckel wünscht sich einen Wumms oder gar Doppelwumms. Doch ist es nicht eigentlich so, dass bei der Ampel gerade viel zu viele Leute auf viel zu viele Tische hauen? Zu den wenigen Ampel-Fürsprechern in „Bild“ zählt die einstige Frankfurter Oberbürgermeisterin Petra Roth: „Die Ampel muss durchhalten, weil die Alternativen schlimmer für die Bundesrepublik Deutschland wären.“ Roth muss wissen, wovon sie spricht, sie ist in der CDU. Oder meint sie mit den Alternativen die unzweifelhaft schlimmen Alternativen für Deutschland?

Der notorische Auf-den-Tisch-Hauer Donald Trump war, wie „Bild“ zufolge ein neues Buch schildert, auch bei der englischen Königin nicht gut angesehen, die er 2019 traf: „Es missfiel ihr besonders, dass der Amerikaner

im Gespräch mit ihr wiederholt über ihre Schulter blickte, als hielte er Ausschau nach jemandem.“ Wen mag Trump gesucht haben: Lady Di? Seinen Geistesbruder Prinz Andrew? Oder diesen Typen, den sie in England Union Jack nennen?

Einem anderen starken Mann trauert in „Bild“ Franz Josef Wagner hinterher: „Seine Augen sind undurchdringliche Marmor, sein Gesicht ist beherrscht“, analysiert er das Video, mit dem sich Manuel Neuer aus der Nationalelf verabschiedet hat – und für einen Torwart ist es sicher gut, wenn allein schon seine Augen undurchdringlich sind. Doch auch Neuerers Hände sind nützlich: „Manuel Neuer hat das Talent, alles zu fangen, was in seine Nähe kommt. Mal als Delfin, ich sehe Bilder, wie er aus dem Strafraum fliegt.“ Und auch wir sehen sofort Bilder von fliegenden Delphinen, die mit ihren starken Armen und Händen alles Mögliche fangen.

Stärke lässt sich schon von klein auf trainieren. Ein gutes Beispiel ist Prinzessin Lilibet (3), die, wie die dpa berichtet, „nach Angaben ihrer Mutter Herzogin Meghan ein ziemlich lautstarkes Kleinkind“ ist: „Ich ermutige



Macht dem „Playboy“ ein Angebot: Daniela Katzenberger. Foto dpa

unsere Tochter dazu, die mit drei Jahren ihre Stimme absolut gefunden hat, und darauf sind wir so stolz“, erzählte Meghan bei einem Besuch in Kolumbien. So etwas beobachten wir auch hierzulande immer wieder: Kleinkinder, die absolut ihre Stimme gefunden haben, zum Beispiel an der Supermarktkasse. Seltensamerweise sehen die Eltern meist gar nicht so stolz aus.

Dass er noch keine Kinder hat, dauert Andreas Gabalier. „Ich hätte blutjung heiraten sollen!“, klagt er in „Woche heute“. Früher, da „wurde nicht lang nachgedacht, sondern einfach Liebe gemacht – und dann waren plötzlich die Kinder da“, so der Sänger. Ja, heute ist alles viel langsamer, selbst Kinder brauchen stolze neun Monate. „Nicht lang nachgedacht / einfach Liebe gemacht“ scheint uns übrigens ein gutes Gerüst für einen neuen Gabalier-Schlager zu sein.

Innen allen wünschen wir nun ein schönes Wochenende, an dem Sie hoffentlich richtig entspannen können. Sollte Ihre Partnerin oder Ihr Partner Ihnen allerdings Salat mit Pute servieren, dürfte das nichts werden.

QUADRATORTUR NR. 1 080 – 24./25.08.

**WAAGERECHT:** 1 Eigens gewebt, dass Kleinfingerring deren Verfügblichkeit nicht überleben... (12) 13 Wozu sich ein Antwortbaum verästelt in Digital-Foren, hat schon was von Labyrinth-Reading... (int.; 6) 14 Come on, mal Hit rausbauen mit so 'ner irischeren Frau, von Dexy und seinen Midnight Runners! (6) 15 Umständlich raushörbar aus umlautvollem Ara-Schrei, wie staatlich noch verfremdworteter Klänge... (9) 18 Klingt ja nur ungekocht, was für Hellas-ABC-Schützen 17. Lektion von 23 war (3) 19 Konsole mal nicht für Gamer, sondern für Hervorragendes am Bau, als wäre das Karge buchstäblich verbastelt!? (5) 20 Nietzsche meinte mal unbescheiden, solche machten aus der Tugend eine Not (7) 22 Bei wemoderwas an der Themse schon wertvollste Ming-Vasen unter den Hammer kamen, und das unbeschadet! (8) 25 Wo das Ufer des Garda-Sees ortlich wortwörtlich zum Rennbooten lockt (4) 27 Klang Eduard Schnitzer namentlich nämlich annehmlicher mit! (4+6) 29 Damit hätte das Raten schon ein Ende, wenn Ennepe-Ruhr-Kreis gefunden... (mal knapp; 2) 30 Haff halt im Norddeutschen, wie Eckernfördes Windebyer Binnensee eines ist (4) 31 Knappste elektronische Reisegenehmigung für

jedwede USA- und Kanadabodenbetreuung (int.; 3) 33 Jalousie, sich da: ein Herabpendelndant! Um vom 1. Normandie-Herzog nicht zu schweigen... (5) 34 Welche Werte äußerst gern erhalten, wo weniger Adonis-Appeal gilt (6) 36 Kann ja Seele vom

Mensch mit Tristesse gebrauchen, läuft wie geschmiert – und irgendwie so labiam... (6) 38 An Börsen notiert als Fellfall von Pessimismus, verachtet als Baisse-Beißer! (int.; 4) 39 Einstimmig vielstimmig mimisch ein verheerenderer Chor (3) 41 Die

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12
13						14					
15				16				17	18		
19					20					21	
22						23	24	25		26	
27				28							29
30					31	32	33				
34					35						37
38						39	40		41		42
43	44			45					46		
47									49	50	
51											

Glückliche allein namentlich, mitwerkelnd an Merkel-Memoiren, werden Freiheit heißen und bald auch erscheinen (Vorn.; 5) 43 Wie salopp Gigs heißen, die für den guten Zweck über Bühnen gehen (4) 45 Springst solch' Spring doch inbegrifflich ins Auge für Maghreb-Demokratisierer! (int.; 4) 46 Au clair de la lune? Singt sich am einschlafschönsten in ihr... (franz.; 4) 47 Steht weit nach bevor im Wörterbuch und doch für eben dasselbe (3) 48 Braucht Haus zum Haus wie ein Maus zur Maus, als Lein-Klein vom Janze (4) 49 Endet nach dem Laichen meist als Leiche, so'n Kaplan, ob nu entkräftet oder als Kabeljaufrutter (5) 51 Oder ein Puppenheim folgt doch bei Literaten wem? Henrikrikrig! (4) 52 Sein Schneidezahn-Vierer macht jedes aus, im Wetzwesentlichen (8)

**SENKRECHT:** 1 Kessant ja geradezu, andererseits, womit ein Storch sich durch den Salat tastet!? (7) 2 Duft, dass Stoffe dieser Art nur auf Viecher mit Riecher gleicher Art wirken! (9) 3 Ist nach Dürrenmatt doch der Zug am Menschen, nicht nach seinen Einsichten zu handeln, ein solchener (12) 4 Wäre auf Britisch-Inseln ja wahrhaft loughhaft laughhaft, einen noch größeren See zu suchen! (5) 5 Nein

aber auch im Süddeutschen, nicht aktiv auch im kürzelnden Norden (2) 6 Was Herausgeber vorworteten & voll verantworten (Jargon; 3) 7 Wäre auf Britisch-Inseln ja wahrhaft loughhaft lochhaft, einen ungeheuerliche- ren See zu suchen! (4) 8 Im Knatterton tiefster Überzeugung taufte einen Krimi-Mimi ihren Spross so – kombiniere... (4) 9 Unser Mann in Holly-

### Welche Werte äußerst gern erhalten, wo weniger Adonis-Appeal gilt...

wood hieß es schon in den 1920ern: bei ihm, jenem Naughty-but-nice-Pionier! (Init.; 2) 10 Wie sich jedes Jahr einstens dreiteilen ließ, liebe sie immer noch zum Altier umsatteln – um einen ganz anderen Teil-Rat zu geben... (7) 11 Stehen wir in Bodenhaftung drauf, egal, ob veronkelt oder nicht (4) 12 Wird wie auch mitten in Genova immer vorangeschrieben vor Weinwollers Teca-Traum... (3) 16 In Hamburg sind die Nächte lang? Und wo ziehen sie sich längstens hin? (10) 17 Und was musste man mal Flasche Bier erst für den Schröderdurst? (8)

20 Der den weltgeistlichen Vorsitz über ein Dutzend Monaco-Mönche hat, superiore als il priore (ital.; 5) 21 Nur 0,000001 mm und doch so groß in Minimaßmode – im Omen-Raten zu erraten, andererseits! (9) 23 Schon in Physikkreisen bewiesen, dass so Yottasekunde 1 000 Trilliarden Sekunden lang währt?! (Abk.; 2) 24 Buchstäblich was für spielerische Anlegestrategen (8) 26 Wie Altroms Tücher ins Italienische segelten und als solches auch spanisch knattert (4) 28 Kleine Nummer chiffriert, neue Rechnung kurz quittiert: et voilà! (2) 32 Wo Tal so gaaaanz sanft Rücken hat nur, führt so einer herunter (6) 34 Bekanntester Puppenheimer für alle auf nordischer Literaturtour (5) 35 Arealtypischer könnten bei blühender Phantasie Lüneburgdeerns nicht heißen! (5) 37 Wie Klischeese nicht zu gern heißt, selbst in Wissenschafts-auditorien... (5) 40 Bringt Feuchte in Kosmetika, ist ganz harm-, nur nicht harmlos! (med.; 4) 42 Rhythmus, bei dem sie mitmuss, die See – ein einziges Kommen und Gehen doch... (4) 44 Reimt sich auf Chapeau, hebt auf Bewunderniveau – aber in klein! (3) 50 Große Dame des auch nazideutschen Films? Ihre Entgegnung: Ich verschweige nichts! (Init.; 2) up.

### AUFLÖSUNG DER LETZTEN QUADRATORTUR

**WAAGERECHT:** 1 (wie im Schlager: sog.) Liebeslaube 12 Osterli 13 Anagramm aus t-r-a-u-n) Unart 15 (statt Cowboys mal) Cowgirls 16 (im Fe-into-sis-) indo-17 klar + „klar (Schiff machen)“ + Lalles klar? 18 Nilpferd 20 „Eia...“ 22 (Vorsilbe) entero- + (sog.) Entero(skop) 24 (div. Papsste namens) Leo (auch in Napo-leo-n) 25 (auf einen) Nenner (bringen) + „Nenn“ er... 26 nervig 28 (PR für) Graz 29 Raki 31 (Roman: „Of Mice and Men“, dt. Von Mäusen und Menschen?) 32 (Salz)streuer 34 (Sänger Sascha Röntgen-Schmittz alias) „Sasha“ (alias „Dick Brave“) 36 (als Anagramm aus N-a-p-i-i) pain (franz. Brot bzw. engl. Schmerz) 38 (nackt franz.) nu 39 (noch) aeger + Aeger 42 (2x) Unflug 44 (die) „Mund-Art“ + (im) Mundart 46 Soiree 48 „Sei frech...!“ 50 (das) Sie (beim Bräderschaft-Trinken) 51 (sog.) Ismen (auch in Ereignis-ismen-ge) 52 Respekt (als Anagramm aus „p-e-r-s-e-k-t“)

**SENKRECHT:** 1 (sie) locken + Locken 2 (2x) isoliert + „(gut) isoliert“ 3 (3x) etwa 4 begrenzen (Anagramm aus Z-e-n-B-e-r-g-e-n) 5 (Entnerungen) 6 (die) Apple-App „Siri“ (enthalten in Qua-siri-gorosität) 7 (allen) 8 (sog.) auspreisen 9 uniform + Uniform 10 (engl.) ban 11 (aus dem) Erdreich + „erdreich“ 14 To-do(-Liste) (in De-fac-to-do-minanz) 19 „Elvis (the Pelvis)“, engl. „Becken“) 21 -ana (als Anfang von Ana-lyseversuchen) 23 (ein) Traumer 27 geartet 28 (spsui) 30 (gegen) krause (Petersilie) 33 Riff(-Gebirge) 35 (als Ende von wunder-bar) AR (Augmented Reality) 37 años (span. Jahre) + (Roman von Gabriel Garcia Marquez „Cien Años de Soledad“, also „Hundert Jahre Einsamkeit“) 40 Gase 41 „Enk (der Rote)“ 43 (im Jagdkult-ure-rbes) Ure 45 Dip 47 I.M. (Inge Meyssel) 49 (dem sog.) Es

Renovierte Städte allein machen die Menschen nicht glücklich: Blick auf den historischen Stadtkern von Görlitz  
Foto Picture Alliance



## Das Geld hat dem Osten nicht geholfen

Vor den Landtagswahlen schauen alle auf die ostdeutschen Bundesländer – und auf ein Gefühl, mit dem politisch schwer umzugehen ist: Trotz.

Von Ralph Bollmann

Es ist gar nicht so leicht festzustellen, was die deutsche Einheit eigentlich gekostet hat. Jetzt, vor den Landtagswahlen in Sachsen und Thüringen, beugen sich westdeutsche Beobachter wieder über die kleine Minderheit ihrer ostdeutschen Landsleute, die – ohne Berlin – nicht mal mehr 15 Prozent der Gesamtbevölkerung ausmacht, weniger als allein Bayern: Das liegt weit unter dem Anteil, den eine Gruppe braucht, um einen maßgeblichen Einfluss aufs Ganze auszuüben. Er wird etwa für Frauen in Führungsgremien auf 30 Prozent geschätzt.

In gewöhnlichen Zeiten verhält es sich eher umgekehrt, da hält sich das Interesse des großen Westens am kleinen Osten in engen Grenzen, während umgekehrt die alte Bundesrepublik für viele zwischen Ostsee und Erzgebirge immer noch der Bezugspunkt ist, immer häufiger im Negativen. Mit dem Soziologen Steffen Mau könnte man sagen, dass „der Westen“ geradezu eine östliche Erfindung sei.

Dabei stellen die Erschütterungen, die das Resultat der bevorstehenden Wahlen von Erfurt und Dresden aus womöglich ins politische System Gesamtdeutschlands hineinragen, einen Bruch des Deals von 1990 dar. Damals drängte die große Mehrheit der DDR-Bürger nicht nur auf eine schnelle staatliche Einheit, sondern vor allem auf die schnelle Wirtschaftswunder und Währungsunion mit der wohlhabenden Bundesrepublik. Damit waren die Weichen gestellt für den raschen Niedergang der ostdeutschen Wirtschaft, die durch Transferzahlungen auszugleichen war. „Nirgends war der Transformationschock so hart wie in Ostdeutschland“, stellte der Historiker Ilko-Sascha Kowalczyk jüngst fest. Aber nirgends sei er auch „so stark staatlich sozial abgefedert worden“.

Nach der ersten Euphorie des Mauerfalls begleitete die Mehrheit der Westdeutschen den Prozess nicht mehr mit Begeisterung, sondern eher mit einem gewissen Bangen. Aber sie wussten natürlich, dass die Ostdeutschen für die gemeinsame historische Schuld sehr viel härter gebüßt hatten als sie selbst, und sie konnten sich nicht verweigern. So lösten sie das Problem, wie sie seit den Jahren

des Wirtschaftswunders noch jedes Problem gelöst hatten: mit Geld. Im Gegenzug sollte sich an den bewährten Institutionen, mit denen die Bundesrepublik in der liberalen Demokratie angekommen war, nichts ändern. Warum auch?

Die Frage ist, warum das viele Geld nicht zu der erhofften „Einheitlichkeit der Lebensverhältnisse“ geführt hat, auch nicht in Bezug auf gesellschaftliche Strukturen und politische Mentalitäten. Berechnungen des Ifo-Instituts aus dem Jahr 2012, als die Phase der speziellen Förderprogramme weitgehend abgeschlossen war, ergaben für die Jahre seit 1991 Zahlungsströme von 3,4 Billionen Euro, denen Steuer- und Beitragseinnahmen von 1,8 Billionen Euro gegenüberstanden. Es bleibt also ein Nettotransfer von gewaltigen 1,6 Billionen Euro. Allein die Gesamtverschuldung der öffentlichen Haushalte, die 1990 noch bei einer Billion D-Mark gelegen hatte, verdoppelte sich bis 1995 auf zwei Billionen Mark: In fünf Jahren kamen so viel neue Schulden hinzu wie in den vier Jahrzehnten zuvor.

Noch nicht mal an dem verbreiteten Klischee, im Osten sei übermäßig viel öffentliche Infrastruktur abgebaut worden, ist etwas dran. Sachsen und Thüringen sind mit jeweils 58 Beschäftigten im öffentlichen Dienst je tausend Einwohner auf demselben Niveau wie Nordrhein-Westfalen. Mecklenburg-Vorpommern kommt mit 63 Bediensteten sogar auf den Spitzenwert aller deutschen Flächenländer, was allerdings den weiten Wegen in dem dünn besiedelten Bundesland geschuldet ist. Und Brandenburg, das Schlusslicht in dieser Statistik, verlässt sich in vielerlei Hinsicht auf die Dienstleistungen Berlins, von den Unikliniken bis zu den Opernhäusern.

Heute werden die Transfers nicht mehr systematisch erfasst, einen Hinweis ergibt aber das Verhältnis von Binnen- nachfrage und eigener Wertschöpfung in den östlichen Bundesländern. Nach den neusten vorliegenden Zahlen aus dem Jahr 2020 konsumieren die östlichen Bundesländer noch immer fast 16 Prozent mehr, als sie selbst erwirtschaften. In absoluten Zahlen sind das 59 Milliarden Euro, die durch öffentliche und private Transfers ausgeglichen werden, so die

Zahlen, die der Dresdener Ifo-Forscher Joachim Ragnitz zusammengestellt hat. Und diese Transfers haben durchaus einiges bewirkt. Nicht nur, was die vielfach zitierte Sanierung pittoresker historischer Innenstädte betrifft. Das Lohnniveau hat sich stark angeglichen. Dass die Durchschnittseinkommen im Osten noch immer um rund 20 Prozent unter dem westlichen Niveau liegen, hat seine Ursachen auch in der unterschiedlichen Unternehmens- und Branchenstruktur. Höher als in anderen mitteleuropäischen Transformationsländern sind die Einkommen allemal. Bei den Vermögen allerdings ist der Abstand weit größer, nur zwei Prozent der gesamtdeutschen Erbschaftsteuer werden im Osten bezahlt. Das mag erklären, dass steigende Energiepreise, höhere Kosten für Lebensmittel oder Debatten über einen Heizungsaustausch schneller in Existenzsorgen münden.

Hinzu kommt: Während der Neunzigerjahre stieß im Osten eine andere, weniger sozial abgefederte Form des Kapitalismus auf ein stärker ausgeprägtes Gleichheitsideal. Ladeninhaber klagten, „im Westen“ dürfe man ja keine Mittagspause machen, was in Kleinstädten der alten Bundesrepublik gar nicht der Fall war. Leute berichteten, wie Nachbarn hinter der Gardine neidisch ihre Möbellieferung beobachteten, was es „zu Ostzeiten“ angeblich nicht gegeben habe. Der erste Schweriner Nachwendeministerpräsident Harald Ringstorff klagte, sein Landsleute äßen lieber allesamt trockenes Brot, als dass sie einigen Kaviar gönnten, um selbst Butter zu bekommen. Und Beschäftigte behaupteten, dem westdeutschen Vorgesetzten dürfe man nicht widersprechen, während der Chef umgekehrt über eine servile Untertanen-Mentalität seiner Mitarbeiter klagte.

Bislang konnten Studien über das Wahlverhalten allerdings keinen klaren Zusammenhang zwischen dem örtlichen Wohlstandsniveau und dem Stimmanteil für radikale Parteien ermitteln. Das gilt übrigens auch für das Gebiet der alten Bundesrepublik: In manchen ländlich-katholischen Gebieten mit eher bescheidenem Durchschnittseinkommen hat die AfD einen eher schweren Stand, während sie am Rande der süddeutschen

Wohlstandsregionen erstaunliche Erfolge verzeichnet, für westdeutsche Verhältnisse jedenfalls.

Der einzige messbare strukturelle Indikator für rechtspopulistische Wählerfolge, den Forscher über alle westlichen Demokratien hinweg ausgemacht haben, besteht in der Quote der Abwanderung, und in Ostdeutschland befinden sich nun mal einige der Regionen, in denen die Bevölkerung im weltweiten Vergleich am schnellsten zurückgeht. Auf dem Gebiet der alten Bundesrepublik leben heute 60 Prozent mehr Menschen als vor dem Zweiten Weltkrieg, auf dem Gebiet der früheren DDR hingegen 15 Prozent weniger. „Gerade weil sie spüren, dass sie sich auf der nach unten geneigten Ebene der Demographie befinden, werden solche Gegenden abwehrender und skeptischer“, schreibt der Soziologe Mau. Weil mehr Frauen wegziehen als Männer, habe das wiederum Rückwirkungen „auf Männlichkeitsnormen und Gewaltneigung“. Und offenbar auch auf die Lebenserwartung: In ländlichen Regionen Ostdeutschlands sterben Männer im Durchschnitt fünf Jahre früher als im Westen.

Das führt wiederum zu einer weiteren Abwärtsspirale. Unter der Oberfläche einer bis vor Kurzem noch höheren Arbeitslosenrate leiden viele Regionen schon sehr viel länger unter einem Mangel an geeigneten Arbeitskräften, da die Statistik auch viel Langzeitarbeitslose ohne echte Jobperspektive umfasst. Selbst eine positive wirtschaftliche Entwicklung und gute Stellenangebote fördern dann nicht die Neigung, in eine solche Frustrationsregion umziehen zu wollen. Das zeigt sich auch an den Pendlerströmen. Während in den meisten westlichen Ballungsräumen die Leute zum Arbeiten aus dem Umland in die Stadt fahren, ist Leipzig zu einem Ort der Auspendler geworden: Wer einen Job im westlichen Sachsen, dem südlichen Sachsen-Anhalt oder dem östlichen Thüringen annimmt, sucht sich oftmals eine Wohnung in der Großstadt mit ihrem positiveren gesellschaftlichen Klima.

In der chaotischen Umbruchzeit der Neunzigerjahre, die heute als ein kollektives Trauma gilt, waren die Dinge wenigstens noch im Fluss. Mau spricht von „Frakturen“, es waren Dinge aufgebro-

chen, die auch neue Möglichkeiten zu schaffen schienen, bei allen oft auch körperlichen Bedrohungen jener Baseballschläger-Jahre. Heute hat sich die Lage verhärtet, die Dinge sind wieder festgewachsen, oft auf ungute Weise. Von einer „Ossifikation“ spricht der Soziologe, während andererseits steht Ossifikation als medizinischer Fachbegriff für Aushärtung, für „pathologische Verknöcherung“, wie Wikipedia verrät.

Beharrungskräfte gibt es auch im Westen, aber sie sind anderer Natur. Sie beruhen eher auf der Sättigung einer Wohlstandsgesellschaft, während im Osten das Übermaß an Veränderung nach der politischen Wende von 1989/90 oftmals zu einer Abwehr neuerlicher Transformationsansprüche führt, auch zu einer Risikoaversion etwa im Verhältnis zum russischen Aggressor. Das aktuelle Bild von Deutschland als einer vergleichsweise veränderungsresistenten Gesellschaft mag damit zusammenhängen, das hier als einzigem Land der jeweils spezifische Konservatismus des alten Westens mit demjenigen des neuen Ostens zusammentrifft.

Trotz aller historischen Brüche scheint es in Ostdeutschland aber doch eine Kontinuität zu geben, was die Sicht auf „die da oben“ betrifft. Das berechtigte Ressentiment gegen SED-Funktionäre überträgt sich für manche in eine irrationale Abneigung gegen demokratisch gewählte Politiker. Der Historiker Kowalczyk staunt in seinem neuen Buch über viele seiner ostdeutschen Landsleute, „über ihren Hang zum Opferdasein, über ihren Glauben, immer seien andere schuld“.

Diese Gefühle freilich wurden durch die Transferzahlungen aus dem Westen nicht abgemildert, sondern eher verstärkt. Der bulgarische Politologe Ivan Krastev erklärte den politischen Backlash in den Transformationsländern des östlichen Mitteleuropas vor allem mit dem Gefühl, zur Nachahmung verdammt zu sein. Wenn dabei auch noch finanzielle Almosen im Spiel sind, wird die Sache vermutlich nicht besser. Daraus entsteht dann ein Trotz, mit dem politisch schwer umzugehen ist.

### EIN BALANCE-AKT



### EIN DETOX-SOMMER

VON BETTINA WEIGUNY

Die Trends des Sommers sind Ihnen sicherlich nicht entgangen. Getränke haben wir hier schon letztes diskutiert, da steigt man um von Aperol Spritz auf Campari Spritz. Ja, weg vom Süßen, hin zum Bitteren. Denn bitter macht lustig.

Wenn es überhaupt Alkohol sein muss: Alkoholfreies Bier ist das Getränk der Stunde, das trinken neuerdings selbst die eingefleischten Biertrinker in der bayerischen Verwandtschaft, aber die essen auch keine Haxn mehr. Rückendeckung bekommen sie von der Deutschen Gesellschaft für Ernährung. Diese ist aber rüchert vom „Gläschen in Ehren“, wonach der Konsum einer geringen Menge Alkohol nach Expertenmeinung bisher in Ordnung war, man sogar vom „French Paradox“ sprach. Ab sofort ist moderater Weinkonsum aber kein Geheimrezept mehr für ein langes, gesundes Leben. Sollen die Franzosen machen, was sie wollen, wir riskieren keines unserer wertvollen Lebensjahre. Longevity, wir kommen!

Deshalb fahren wir auch nicht mehr nach Arcachon oder an die Côte d’Azur. Wir schließen uns dem „Coolcation“-Trend an, urlauben gar nicht mehr im Süden, in der Wärme, sondern holen uns die Sommerfrische im hohen Norden. Wo wir dann wohl vor uns hin frösteln, uns derweil freuen, dass weit und breit keine Gluthitze zu sehen ist, keine Feuerkatastrophe droht, kein Kreislaufkollaps ansteht. Schuld an dem Ganzen ist, na klar, der Klimawandel. Der Schurke bringt nicht nur die Vogelwelt durcheinander, weil die Zugvögel nicht mehr wissen, wann sie gen Süden losfliegen sollen und ob überhaupt. Er vermiest den Deutschen auch den schönen Rimini-Urlaub samt Hitzepusteln, Feuerquallen und dem obligatorischen Sonnenbrand. Ein Glück, dass auf die Kosmetikindustrie Verlass ist. Dank der „Sunburn Blush“-Produkte können wir uns Krebsrot schminken. Ist für die Haut auch besser.

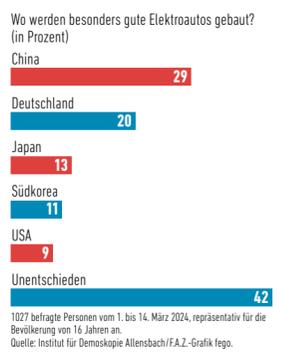
Wer will noch in der prallen Sonne brutzeln, wenn es in Skandinavien Polarlichter zu entdecken gilt? Wir in Riksgränsen, Nordschweden, im Sommer Ski fahren können? Und eisbaden. Waldbaden. Pilze sammeln. Angeln. Wildcampen. Mehr Detox als in diesem Sommer geht nicht!

### VOLKES STIMME

### GUTE E-AUTOS AUS CHINA

INSTITUT FÜR DEMOSKOPIE ALLENSBACH

Gute Elektroautos bringt die Bevölkerung eher mit chinesischen als mit deutschen Herstellern in Verbindung: Nur jeder Fünfte ist hierzulande davon überzeugt, dass in Deutschland besonders gute Elektroautos gebaut werden, für 29 Prozent kommen gute Elektroautos hingegen aus China. Trotz Tesla schreiben nur 9 Prozent den USA zu, dass dort gute Elektroautos gebaut werden.





## Der Staat macht sich breit

Von Patrick Bernau

Ein bisschen unübersichtlich ist es schon, was sich gerade mit der Arbeitslosigkeit tut. Einerseits gibt es Unternehmen, die Arbeitsplätze abbauen. Im Überlebenskampf mancher Industrien ist es auch in manchen Regionen nicht mehr so leicht ist wie früher, eine neue Stelle zu finden – einerseits. Andererseits halten die meisten Unternehmen an ihren wertvollen Arbeitnehmern fest, so gut sie nur können, denn es gibt immer noch viele Regionen und Berufe, in denen es schlicht an Arbeitskräften fehlt. Bis leere Stellen besetzt sind, dauert es im Bundesdurchschnitt immer länger, inzwischen sogar sechs Monate. Eines aber ist ganz eindeutig: Wer in Deutschland immer noch nennenswert Arbeitsplätze aufbaut, wer Stellen schafft und dafür auch noch Arbeitskräfte findet, das ist der Staat.

Da sind die Verwaltungen im engen Sinn, die allein in den vergangenen zwölf Monaten rund 50.000 Mitarbeiter zusätzlich eingestellt haben. Da sind aber auch die staatsdominierten Branchen, in denen der Staat praktisch alles bestimmt: das Gesundheitswesen, die Pflege, Bildung und Erziehung. Gegen das, was in diesen Branchen an Beschäftigung aufgebaut wird, ist selbst die IT-Branche ein Krümel neben dem großen Kuchen des öffentlichen Dienstes.

Und demnächst bekommt der Staat auch noch rund 3000 ehemals privat Bedienstete dazu, wenn er bei der taumelnden Meyer Werft einsteigt – in einer Region, in der selbst nach statistischen Kriterien Vollbeschäftigung herrscht. Weder FDP noch CDU haben den Mut, sich dagegen auszusprechen. Offenbar ist zu vielen Leuten in Deutschland der Glaube abhandengekommen, dass ein „industrielles Kronjuwel“ (Scholz) einen privaten Eigentümer finden könnte, spätestens wenn eine Insolvenz die Altschulden getilgt hat.

Den Deutschen wird diese Entwicklung ganz recht sein. Seit Jahren ist unter Studenten der Staat der beliebteste Arbeitgeber. Und es sind ja wichtige Aufgaben, die da erfüllt werden. Das Problem ist nur: Irrendjemand muss das Geld erwirt-

schaften, mit dem all die Leute im öffentlichen Dienst bezahlt werden können. Und da sieht es mau aus.

Das liegt nicht nur an der Konjunktur, das ist ein längerer Trend. Der hat auch damit zu tun, dass der Staat in blühenden Regionen den anderen Unternehmern die Arbeitsplätze wegkauft. Immer wieder passiert das sogar in eigentlich privaten Branchen wie zuletzt der Chipindustrie, wo im Osten große Ansiedlungen mit Milliarden gefördert werden und gleichzeitig den Arbeitskräftemangel in der Region verschärfen, viele Handwerker haben jetzt schon Angst.

Vor allem aber liegt es daran, dass sich in den vergangenen Jahren ein neuer Etatismus ausgebreitet hat, der privater Initiative nicht mehr viel zutraut. Dabei wäre sie so nötig. Neue Techniken, die die Energieverwendung vereinfachen? Die Chancen von Digitalisierung und Künstlicher Intelligenz nutzen? All das geht besser mit jungen – oder alten, aber hungrigen – Unternehmen, die sich auf der Suche nach Profit neue Dinge einfallen lassen, die in den Regeln der Bürokratie noch jahrelang keine Chance auf Verwirklichung hätten.

Da kommt beides wieder zusammen: Eigentlich müssen sich öffentliche Aufgaben und private Arbeit gar nicht ausschließen, wenn Deutschland sich die Arbeit ein bisschen einfacher machen würde. Es ist doch bemerkenswert: Deutschland hat zwar kaum noch Kinder, aber immer mehr Kinderärzte als früher – und trotzdem war es noch nie so schwer, einen Termin zu bekommen. Das liegt nicht zuletzt daran, dass die Kinderärzte mit Bürokratie überhäuft werden: mit Abrechnungsfragen, mit Antragsformularen und Attesten. Ähnlich geht es anderen Ärzten, den Krankenpflegern – fast in jedem Mangelberuf Deutschlands stellt sich bei näherem Hinsehen heraus, dass große Teile der Arbeitszeit nicht mehr für die eigentliche Arbeit aufgewendet werden können.

Und da wäre die doppelte Chance für Deutschland: Ein Bürokratieabbau, der seinen Namen verdient, schaufelt einerseits Arbeitskraft im öffentlichen Dienst frei – und löst andererseits die Fesseln, die die Industrie behindern.

## DER SONNTAGSÖKONOM

# DIE KONKURRENZSCHLÄFT NICHT

Amerika ärgert sich über hohe Preise. Präsidentschaftskandidatin Kamala Harris hat es zum Teil ihres Wahlkampfes gemacht, hohe Preise im Supermarkt und in der Apotheke anzuprangern und Maßnahmen dagegen zu versprechen. Es ist nur die jüngste Volte einer Debatte um hohe Preise und mangelnden Wettbewerb, die in den USA schon eine Weile läuft. Vor drei Jahren kündigte Noch-Präsident Joe Biden eine härtere Gangart gegen Großunternehmen an: „Kapitalismus ohne Wettbewerb ist kein Kapitalismus, sondern Ausbeutung“, sagte er damals: „Wir haben jetzt 40 Jahre lang das Experiment gemacht, riesigen Konzernen immer mehr Macht zu überlassen. Und was haben wir davon? Weniger Wachstum, schwächere Investitionen, weniger kleine Unternehmen.“ Das Experiment sei gescheitert. Biden gab die neue Marschrichtung vor: Keine Toleranz mehr für missbräuchliche Handlungen von Monopolen! Keine schlechten Fusionen mehr!

Die Debatte gibt es nicht nur in der Politik. Auch namhafte Ökonomen sorgen sich angesichts des Aufstiegs der Tech-Giganten wie Google, Amazon, Meta, Apple und Microsoft zu „Superstarfirmen“ um den Wettbewerb in Amerika. Tatsächlich gibt es einige starke Indizien dafür, dass die Konkurrenz schwächer wird. Der Umsatz in vielen Branchen konzentriert sich zunehmend auf eine kleine Anzahl von Unternehmen. Zudem haben Ökonomen die Entwicklung der Gewinnspannen in Amerika untersucht: Laut einer viel zitierten Forschungsarbeit von Jan de Loecker, Jan Eeckhout und Gabriel Unger haben sich die Gewinnspannen – gemessen als Differenz zwischen Grenzkosten und Verkaufspreis – amerikanischer Unternehmen seit dem Jahr 1980 verdreifacht.

Dennoch stößt die These vom flächendeckenden Niedergang des Wettbewerbs in Amerika auch auf Kritik. Zweifel an der These äußern etwa die beiden

Amerika sei voller großer Monopole, heißt es oft. Jetzt zweifeln Ökonomen an dieser These.

Von Till Neuscheler

Ökonomen Carl Shapiro (Berkeley) und Ali Yurukoglu (Stanford) in ihrem soeben erschienenen NBER-Arbeitspapier „Trends in Competition in the United States: What Does the Evidence Show?“

Die These vom Niedergang des Wettbewerbs sei zu kurz gegriffen: „In Wirklichkeit hat der Wettbewerb auf einigen Märkten abgenommen und auf anderen zugenommen“, schreiben die beiden. Viele Daten würden falsch oder zumindest fragwürdig gedeutet. Tatsächlich deuteten viele Entwicklungen, mit denen Befürworter einer stärkeren Monopolkontrolle argumentierten, sogar eher auf das Gegenteil, nämlich auf einen funktionierenden Wettbewerb. Daher sei es verwunderlich, wie schnell die Hypothese des Wettbewerbsrückgangs als grundlegende Wahrheit akzeptiert worden sei.

Vorbehalte haben die beiden etwa dagegen, wie die Macht von Unternehmen gemessen wird – die Konzentration des Marktes auf wenige Firmen. Solche Maße könnten nur dann sinnvoll ermittelt werden, wenn vorher der relevante Markt richtig abgegrenzt worden sei – sachlich und geographisch. Das werde aber meist überhaupt nicht gemacht, weil eine wirklich wettbewerbsökonomische Marktabgrenzung genau analysieren müsste, welche Produkte aus Sicht der Konsumenten austauschbar seien. Das ist sehr aufwendig und nur in Einzelfällen möglich, zum Beispiel bei großen Wettbewerbsverfahren. Stattdessen wird in der Praxis oft auf leicht verfügbare Statistiken zurückgegriffen.

Es sei aber wenig sinnvoll, die Konzentration auf „dem Pharmamarkt“ zu messen, weil Arzneien für Kopfschmerzen und Arzneien gegen Durchfall aus Sicht der Konsumenten sowieso keine Konkurrenz sind. Statt eines Pharmamarktes gibt es Hunderte verschiedene. Wird der Markt zu breit abgegrenzt, wird die Marktkonzentration unterschätzt; wird er zu eng abgegrenzt, wird sie überschätzt.

Tatsächlich sei die Marktkonzentration auf wettbewerbsökonomisch sinnvoll abgegrenzten Märkten oft sogar noch höher als gedacht, das sei aber nicht zwangsläufig ein Problem. Richtig abgegrenzt, sei sie zwar oft höher, aber über die Zeit nicht so stark gestiegen, wie durch herkömmliche Daten oft suggeriert werde.

Eine gestiegene Konzentration deute auch nicht immer auf fehlenden Wettbewerb hin. Wichtig sei immer zu ergründen, warum sich die Konzentration verändert habe: Wenn die Konzentration zugenommen habe, weil einige Unternehmen effizienter wurden und anderen Unternehmen Marktanteile abgenommen haben, indem sie bessere Produkte zu niedrigeren Preisen angeboten haben, dann sei dies „als Zeichen für funktionierenden Wettbewerb anzusehen, nicht als Versagen der Wettbewerbspolitik.“

Wie missverständlich herkömmliche Konzentrationsmaße auf nationaler Ebene sein können, illustrieren die beiden auch anhand des Beispiels einer Einzelhandels-Filialkette, die es bislang nur regional gab und die sich nun mit günstigen Preisen überregional ausbreitet. Wenn sie ihr Sortiment günstiger anbieten kann als viele Konkurrenten und sich so allmählich ausbreitet in Dörfer, in denen es bislang immer nur einen lokalen Monopolisten gab, dann sei dies eine gute Entwicklung: Es gibt auf lokalen Märkten plötzlich Wettbewerb, wo es vorher keinen gab. Doch ein oberflächlicher Blick auf die Marktkonzentration auf nationa-

ler Ebene würde in diesem Fall steigende Werte zeigen für die expandierende Filialkette. Ein geographisch sinnvoll abgegrenzter Markt müsste stattdessen die Dörfer zeigen, die vorher von Lokalmonopolen dominiert wurden und in denen es nun aktiven Wettbewerb gibt. Die kleinen Lokalmonopole sind in nationalen Statistiken freilich nie aufgetaucht, weil ihre Größe dafür viel zu klein war. Je nachdem, wie man den Markt hier geographisch abgrenzt, fällt oder steigt der Marktanteil. Beim Deuten der Daten über die Marktkonzentration könnten schnell Fehler unterlaufen, warnen Shapiro und Yurukoglu. „Folglich sind die üblicherweise angeführten Konzentrationsmaße nicht aussagekräftig in Bezug auf Marktmacht. Punkt“, schreiben die beiden: „Wenn überhaupt, dann deuten die Belege für Konzentrationstrends darauf hin, dass wir Wettbewerb in Aktion sehen, weil erfolgreiche Unternehmen in angrenzende Märkte expandieren.“

Was lässt sich daraus lernen? Sicher nicht, dass Monopole kein Problem sind. Aber der Hinweis ist berechtigt, dass sich allein aus Statistiken über die Marktkonzentration noch nicht ableiten lässt, ob Wettbewerbsbehörden zu lax sind. Wichtiger als die Marktkonzentration bleibt die Frage, ob die Marktstellung grundsätzlich angreifbar ist. Also die Frage nach Marktzutrittschranken. Gerade in einer dynamischen Wirtschaft mit viel technischem Fortschritt können hohe Konzentrationen auch eine Momentaufnahme der „schöpferischen Zerstörung“ darstellen, in der neue Ideen kurzzeitig hohe Marktanteile haben, die Position aber dennoch angreifbar ist, weil keine Marktzutrittschranken Nachahmer daran hindern, die Stellung – zugunsten der Konsumenten – mittel- bis langfristig wieder einzunehmen.

Carl Shapiro und Ali Yurukoglu: Trends in Competition in the United States: What Does the Evidence Show? NBER Working Paper 32762, Juli 2024.

## HANKS WELT

# Streiten tut gut

Doch leider weiß die Ampel nicht, wie das geht.

Von Rainer Hank



Die Ampel streitet. Das ist keine überraschende Meldung. Sondern der Normalfall der aktuellen Regierungskoalition. Die Sommerwochen waren geprägt von einem Haushaltsstreit um Milliardenersparungen, bei denen jedes Ressort der Meinung war, am besten sei es, das Nachbarressort würde sparen. Noch besser natürlich wäre es, man dürfe mehr Schulden machen. Dann müsste keiner sparen. Inzwischen verharren die Koalitionäre in einer Mischung aus Lethargie und Depression.

Streit kommt bei den Bürgern schlecht an. Wenn Regierungen sich streiten, verlieren sie an Zustimmung in den Umfragen der Meinungsforscher. Das ist verständlich, rührt vermutlich aus unserer Kindheit. Wenn Kinder sich streiten, schimpfen die Eltern. Die FDP-Koalitionäre benähmen sich „wie böckige Kinder“, heißt es. Kommentatoren erinnern den Kanzler an seinen Satz: „Wer bei mir Führung bestellt, bekommt sie auch.“ Na, so was, und jetzt haut er nicht auf den Tisch, der Schwächling. „Wir brauchen einen starken Politiker an der Spitze, keine endlosen Debatten und Kompromisse“, sagen 60 Prozent der Bürger in Ost-, aber auch 49 Prozent der Leute in Westdeutschland. So steht es in der jüngsten Allensbach-Umfrage für die FAZ vom 22. August.

Der Wunsch nach „Führung“ durch einen starken Mann offenbart ein merkwürdiges Demokratieverständnis. Man könnte es den autoritären Charakter nennen. Machertypen sind gefragt, die sagen, wo es langgeht, und dafür sorgen, dass alle an einem Strang ziehen. Es sind dieselben

Stimmen, die uns täglich mit besorgter Miene davor warnen, die Populisten von AfD oder BSW wollten die Demokratie abschaffen und den Autoritarismus oder gar den Faschismus einführen, die von den derzeit regierenden Demokraten Autoritarismus fordern und den Konflikt als Kleinkinderei kritisieren.

Wer die liberale Demokratie verteidigen will, muss den Konflikt verteidigen und sich über den Streit freuen. Kompromissfindung ist mühselig. Doch so funktioniert das politische System. Um Mehrheiten zu bilden, braucht es Koalitionen unterschiedlicher Parteien mit unterschiedlichen ideologischen Ausrichtungen. Man könnte eine Koalition eine Institution zur Internalisierung von Opposition innerhalb eines Regierungs-

bündnisses nennen. Dass der FDP regelmäßig vorgeworfen wird, sie verhalte sich wie die Opposition in der Regierung, wäre, so gesehen, systembedingt und systemgewollt. Und nicht einer destruktiven Lust an der Blockade geschuldet. Wer die binnenkoalitionäre Opposition nicht will, muss ein Mehrheitswahlrecht einführen (wie in Großbritannien oder den Vereinigten Staaten). Da nimmt sich der Sieger alles und kann durchregieren. Das wollten die Deutschen ja gerade nicht, weil sie ihre Neigung zum Autoritären kennen und sich durch ein Verhältniswahlrecht gegen ihre historische Charakterschwäche schützen wollten.

Koalitionen sind teuer. Je mehr Parteien eine Koalition bilden, umso kostspieliger

wird es am Ende für den Steuerzahler. Denn jeder der Koalitionäre muss seiner Wählerklientel beweisen, dass er etwas für sie herausgeholt hat. Sonst hätte die Stimme an der Wahlurne keine Rendite abgeworfen, und man könnte das nächste Mal gleich die anderen wählen.

So viel zur politischen Theorie. Jetzt zur politischen Praxis der Ampel. Mein Eindruck ist, dass das rot-grün-gelbe Bündnis bei seinem Gründungsakt selbst nicht wusste oder nichts davon wissen wollte, dass Koalitionen zu Konflikt und mühsamer Kompromissfindung verdammt sind. Zum Beweis reicht ein Blick in den Koalitionsvertrag (144 Seiten!), in dem es von Konsensparadoxon nur so trieft. „Mehr Fortschritt wagen“, so lautete das Motto, mit dem man Deutschland und

den Deutschen eine Art Paradies auf Erden versprach. Die Dreiparteientruppe meinte, sich den Konflikt sparen zu können, um gleich mit dem Weltverbessern zu beginnen.

Dumm nur, dass sich rasch herausstellte, dass man unterschiedliche Vorstellungen hatte, wie die Welt zu verbessern sei. Der SPD war vor allem der weitere Ausbau des ohnehin schon üppigen Sozialstaats wichtig. Bürgergeld (in Wirklichkeit Stütze ohne Gegenleistung), Kindergrundsicherung, Rentenversprechen (ohne Rücksicht auf demographische Finanzierungsnot), satte Mindestlöhne: Vorhaben, die viel Geld kosten und selbst durch die „Zeitenwende“ keiner Korrektur unterzogen werden durften. Weltverbesserung mit dem Kopf durch die Wand.

Getoppt wurde das von den notorisch zur Bürgerbevormundung neigenden Grünen: Eine CO<sub>2</sub>-neutrale Welt, möglichst übermorgen, braucht weder klimaneutralen Atomstrom noch Gas oder Kohle. Eine schöne neue Welt, flächendeckend überzogen von E-Autos, Fahrrädern und Wärmepumpen. Teuer, aber wer wird kleinkrämerisch übers Geld reden.

Im Konsensdusel des zauberhaften Anfangs hat die FDP unterschrieben, was sie eigentlich nicht wollen konnte, nämlich all die von SPD und Grünen versprochenen Wohltaten. Und dazu einen Haushaltsbremse mitgetragen, den später das Bundesverfassungsgericht kassiert hat. Darüber hinaus hat die FDP auch in Brüssel ziemlich viel ordnungspolitischen Unsinn mitgetragen (Lieferkettenverordnung, Renaturierungsgesetz).

Als die FDP mit Blick auf ihre Wähler endlich aufwachte und zu opponieren begann, waren die teuren Beschlüsse meist schon auf dem Weg vom Kabinett ins Parlament. Dass dies kognitive Dissonanzen zu erkennen gibt, die von Rot und Grün in der Koalition liebevoll-boshaft aufgespießt werden, nimmt nicht Wunder. Die Widersprüche ermöglichen es, die Liberalen als eine Blockadetruppe öffentlich zu geißeln, die sich von der Fortschrittspolitik abgewandt habe. In Wirklichkeit hätte sich die FDP nie dafür hergeben sollen, eine Politik des üppigen Sozialstaatsausbaus und der überbeurten Klimatransformation Fortschritt zu heißen. Sie hätte besser nie den hohen Subventionen an die Großindustrie zugestimmt, die den Standort nicht stärken, sondern seine Schwäche offenbaren. Erst mitmachen und hinterher moeren – schwierig.

Zurück zum Streit. Die parlamentarische Opposition kann sich Fundamentalwiderstand leisten, muss es womöglich tun, um auf dem Weg zur Entmachtung der Regierung ihre Alternativen deutlich zu machen. Opposition innerhalb einer Koalition kann nicht darin bestehen, an Maximalpositionen trotz festzuhalten oder – wie im Fall der FDP – mal hü, mal hott zu sagen. Denn dann gerät der Fluchtpunkt des Konflikts aus dem Blick: die Kompromissfindung.

Nicht dass sie streitet, ist das Problem dieser Regierung. Sondern, dass sie schlecht streitet. Und dass sie zu spät mit dem Streit angefangen hat. Jetzt ist nichts mehr zu retten. Aus der „Übergangsregierung“ (Omid Nouripour) ist eine Unterregierung geworden.

# „Ein Jahr ohne Titel können wir verkraften“

**FC-Bayern-Chef Jan-Christian Dreesen sagt, wie sein Verein mit Geld umgeht und warum er seinen Klub solidarisch findet.**

**Herr Dreesen, am Sonntag spielt der FC Bayern zum Saisonauftakt der Bundesliga in Wolfsburg. Mit welchen Zielen gehen Sie als Vorstandsvorsitzender des größten deutschen Fußballunternehmens in die Spielzeit?** Unsere Zielsetzung ist jedes Jahr die gleiche: Wir wollen immer möglichst alles gewinnen. Der ehrlichste Titel, der über die längste Strecke ausgespielt wird, ist die deutsche Meisterschaft. Aber auch im DFB-Pokal und in der Champions League nehmen wir uns einiges vor. Die Einstellung hat in der ersten Pokalrunde gestimmt. Jetzt geht es darum, Fahrt in der Liga aufzunehmen.

**Geld schießt Tore, heißt es im Profifußball. Warum wurde der FC Bayern mit dem höchsten Etat der Liga in der vergangenen Saison nur Dritter?** Es war eine Mischung aus verschiedenen Dingen. An der Qualität der einzelnen Spieler hat es sicher nicht gelegen, wir hatten eine Topmannschaft. Aber auch bei hoch bezahlten Fußballprofis kommt es am Ende auf den Teamgeist und die Spielfreude an. Und daran hat es uns in der vergangenen Saison an der einen oder anderen Stelle gefehlt.

**Wie sehr schlug diese verkorkte Saison wirtschaftlich ins Kontor?**

Wir waren mit dem sportlichen Abschneiden überhaupt nicht zufrieden. Aber große wirtschaftliche Auswirkungen hatte es für uns vordergründig nicht, selbst wenn uns einige Einnahmen aus Sponsorenverträgen oder zusätzlichen Spielen wie dem Supercup entgangen sind. Wir werden auf der Jahreshauptversammlung im Herbst wieder sehr ordentliche Zahlen vorlegen und den einen oder anderen damit positiv überraschen. Das mag ein bisschen erstaunen. Aber für den deutschen Meistertitel gibt es ja keine Extraprämien.

**Ist die Marke FC Bayern so stark geworden, dass Sie weitere Titel nicht brauchen für den finanziellen Erfolg?** Nein. Ich glaube auch nicht, dass es dazu jemals kommen wird. Das Wichtigste für unser Image, für unsere Strahlkraft, für unser internationales Auftreten und selbstverständlich auch für unsere Fans ist der sportliche Erfolg. Er ist der Kern, die Basis unseres Geschäfts. Ein Jahr ohne Titel können wir in dieser Hinsicht verkraften. Aber wenn wir über mehrere Jahre sportlich nicht erfolgreich wären, dann würde sich das mittel- und langfristige negativ auf unsere Marke und unsere Wirtschaftskraft auswirken.

**Nun haben Sie die Schatulle für Spielerkäufe weit aufgemacht. Wie hoch darf das Transferminus ausfallen?** Der Kader war vor dieser Saison eine Herausforderung, deshalb haben wir ordentlich investiert, das ist richtig. Dazu müssen Sie eins bedenken: Für uns ist es nicht entscheidend, den maximalen Gewinn zu erwirtschaften. Für uns ist es

entscheidend, den maximalen sportlichen Erfolg zu erreichen. Das ist der Punkt, in dem sich unser Geschäft fundamental von anderen Branchen unterscheidet. Allerdings gehört es zur Bayern-DNA, dass wir dabei keine wirtschaftliche Unvernunft walten lassen, sprich kein Minus machen wollen.

**Bisher haben Sie rund doppelt so viel ausgegeben wie eingenommen.**

Die Transferperiode ist noch nicht beendet. Wir sind finanziell stark genug, um erst kaufen und später verkaufen zu können. Die Grundlage dafür ist durch umsichtiges Wirtschaften in den letzten 25 Jahren gelegt worden. Das gibt uns jetzt die Power, auch ein Stück weit in Vorleistung gehen zu können. Wir haben sehr gute Einkäufe getätigt: Michael Olise ist ein spannender Flügelspieler, der zuletzt bei Olympia in Paris begeistert hat; João Palhinha wollten wir schon vor einem Jahr verpflichten, da hat sich der Satz bewährt, dass man sich immer zweimal im Leben sieht; und Hiroshi Ito war einer der Gründe dafür, dass der VfB Stuttgart vergangene Saison weniger Gegentore bekommen hat als wir.

**Olise und Palhinha kommen aus England, wie zuletzt Harry Kane. Dabei heißt es stets, in der Premier League würden Phantasiebeträge gezahlt. Warum lassen Sie sich darauf ein?**

Wir haben uns getraut, größere Transfers zu tätigen, von denen wir überzeugt waren. Ich würde uns trotzdem ungern mit Premier-League-Klubs vergleichen wollen, die uns mit ihren Einnahmen aus der TV-Vermarktung erstens Lichtjahre voraus sind und zweitens überwiegend andere Eigentümerstrukturen haben als wir. Wir müssen uns im Unterschied dazu selbst refinanzieren und ohne die Zuwendungen von Staaten oder reichen Privatleuten auskommen.

**Sie haben lange als Banker gearbeitet. Kane hat 100 Millionen Euro gekostet. Wenn ein Mittelständler mit 850 Millionen Euro Umsatz – wie der FC Bayern – so viel für eine einzelne Anlage ausgeben wollte, was würden Sie als sein Risikoberater dazu sagen?**

Eine Investition von mehr als 10 Prozent des eigenen Umsatzes ist sicher nicht ohne Risiko. Aber im Unterschied zu klassischen industriellen Unternehmungen ist die entscheidende Frage im Fußballgeschäft nicht, wie sich eine Investition im Verhältnis zum Umsatz verhält. Sondern ob wir uns diese Investition jetzt leisten können, ob wir dafür liquide genug sind. Und da sage ich: Ja, das können wir – weil wir nur Geld ausgeben, das wir vorher eingenommen haben.

**Uli Hoeneß sagte als Bayern-Manager einst, er bezahle alle Transfers vom Festgeldkonto. Gilt das noch, oder machen Sie das als ausgewiesener Finanzfachmann raffiniert?**

Wir könnten uns zweifellos vielfältige Optimierungen für unsere Anlagen ausdenken, die zu mehr Kapitalertrag führen würden. Das ist aber nicht unser Ziel. Unser Ziel ist, wie gesagt, Erfolg im Sport. Die wichtigste Aufgabe im Bereich der Finanzen ist für uns deshalb nicht die maximale Kreativität der Kapitalanlage, sondern das intelligente Steuern von Liquidität. Das muss nicht zwingend ein Tagesgeldkonto oder ein 30-Tage-Festgeld sein. Aber wir wollen das Geld für einen Transfer dann parat haben, wenn wir es brauchen und die erste Rate für einen neuen Spieler fällig wird,



Der Banker Jan-Christian Dreesen, 56, ist seit vergangenem Mai Vorstandsvorsitzender des FC Bayern München. Foto Amelie Sachs

den wir unbedingt haben wollen. Wir wollen dann nicht in eine kurzfristige Verschuldung gehen müssen, weil unsere Mittel gerade irgendwo vermeintlich besonders gewinnbringend angelegt sind. Uns kommt es auf immerwährende Verfügbarkeit an. Das hat Uli Hoeneß mit dem Begriff Festgeldkonto gemeint, und das gilt heute noch genauso wie damals.

**Derselbe Hoeneß wies kürzlich darauf hin, nicht mal der FC Bayern habe einen „Geldscheißer“. Der Wettbewerb verlangt nach mehr Einnahmen. Woher soll das Geld kommen?**

Erstens aus dem Sponsoring. Wir haben die Einnahmen aus dieser Quelle in den vergangenen zehn Jahren mehr als verdoppelt. Wir wollen international weitere Sponsoren gewinnen, auch mittels re-

gionaler Sponsorenpräsenz. Technisch ist es dank virtueller Werbung möglich, Bandenwerbung unterschiedlich von Region zu Region, von Land zu Land, für eine Live-Übertragung im TV zu belegen. Dafür schaffen wir in unseren Sponsorenverträgen nun auch die juristischen Voraussetzungen. Zweitens aus dem Merchandising. Auch da sehe ich vor allem im Ausland noch Wachstumsmöglichkeiten. Denn sosehr ich es mir auch wünsche, werden wir es nicht bekommen, 60 oder 70 Millionen Bundesbürger zu Bayern-Fans zu machen.

**Und was ist mit dem Fernsehgeld?** Das ist der dritte Punkt. Die Bundesliga hinkt den anderen großen europäischen Ligen vor allem in Asien und Amerika weit hinterher. Die Premier League

kommt auf rund 4 Milliarden Euro TV-Gelder im Jahr, davon über die Hälfte aus der Auslandsvermarktung. Die Bundesliga erlöst nur etwa ein Drittel davon, aus dem Ausland kommt davon wiederum nur ein Bruchteil. Damit können wir nicht zufrieden sein, diese Differenz muss kleiner werden.

**Der von Ihnen befürwortete Einstieg eines Investors, der das Kapital für neue Vermarktungsangebote bringen sollte, ist geplatzt. Wie soll die Liga diese Lücke schließen? Etwa mit einem Kredit oder mit einer Umlage?** Eine Schuldenfinanzierung lehnen wir strikt ab. Und eine Umlage gibt es ja schon: Der FC Bayern trägt allein rund 30 Prozent der gesamten Reichweite der Bundesliga. Im In- und Ausland! Wir

steuern also viel mehr zur Zentralvermarktung bei, als an uns ausgeschüttet wird, sind dementsprechend sehr solidarisch mit den anderen Vereinen. Aber es sind ja durchaus noch andere Modelle vorstellbar. Zum Beispiel könnte man einzelne Märkte mit einem strategischen Partner erschließen und die Einnahmen dann zwischen der Liga und diesem Partner teilen. Das wäre ein kreativer Weg. Aber da möchte ich der Diskussion in den Liga-Gremien nicht vorgreifen.

**Ist die Liga mit ihren vielfältigen Interessen für Sie ein Klotz am Bein, könnten Sie allein mehr erreichen?** Die Bundesliga ist unser Fundament, dazu stehen wir. Deswegen habe ich mich auch immer klar gegen irgendwelche Konkurrenzveranstaltungen oder Superligen ausgesprochen. Wir haben ein Spiel, das spannend ist, das jeder kapiert und das auf der ganzen Welt gespielt wird. Und wir haben eine Liga, die international einen guten Ruf genießt. Das Potential ist also da. Jetzt müssen wir unser Produkt, unseren Fußball, aber auch nach draußen tragen, und dabei müssen die Klubs die DFL mutig unterstützen. Vor der vergangenen Saison haben nur zwei Bundesligavereine eine Reise ins außereuropäische Ausland gemacht, jetzt waren es sechs. Bei der Premier League sind es mindestens die Hälfte der Klubs. Die Botschaft ist klar: Wir müssen alle sichtbar werden.

**Die Spieler müssen also noch öfter als bisher die Knochen hinhalten?**

Es gibt eine Belastungsgrenze für die Spieler, das ist völlig klar. Aber schauen wir auf die Fakten: Die Bundesliga hat 18 Klubs, die Premier League 20. Das macht je Saison schon einmal vier Spiele Unterschied. Dazu kommt: Wir haben einen Pokalwettbewerb, die Engländer zwei. Ich habe es mir für den FC Bayern genau angeschaut: Im Durchschnitt hatten unsere Spieler in den vergangenen fünf Jahren weniger als 50 Pflichtspiele im Jahr zu bestreiten. In den zehn Jahren davor waren es im Durchschnitt 52 Pflichtspiele. Es sind also nicht mehr, sondern weniger Partien für den Verein geworden. Was ich damit sagen will: Wenn die Belastung der Topspieler gestiegen ist, dann kommt es weniger von den Klubs als von den Nationalmannschaften mit ihren zusätzlichen Freundschaftsspielen und Wettbewerben.

**Überall sollen die Erlöse steigen. Nur über die Eintrittspreise für das Stadion haben Sie nicht gesprochen.**

Das habe ich ganz bewusst nicht getan. Sicher könnten wir unsere Erlöse aus Ticketverkäufen um einen hohen zweistelligen Prozentsatz steigern. Aber das wollen wir nicht. Unser Stadion ist jedes Spiel ausverkauft. Andere Klubs, ob in England, Frankreich oder Spanien, nehmen viel mehr für ein Ticket als wir. Wir wollen eine Preisstruktur aufrechterhalten, die es jedem ermöglicht, ins Stadion zu kommen. Mit einer Stehplatzdauerkarte für die Bundesliga kostet der Eintritt je Spiel bei uns umgerechnet weniger als 10 Euro. Auch das gehört zur Marke FC Bayern: Wir wollen für die Breite erreichbar sein, weil wir zu unseren Wurzeln in München und in Bayern stehen. Dass wir diesen Kern, diesen Teil des „Mia san mia“, in den vergangenen Jahren nicht verloren haben, unterscheidet uns von anderen europäischen Spitzenklubs.

Das Gespräch führte Sebastian Balzter.

## Kamala Harris' Frauenfaktor

Die Präsidentschaftskandidatin hat zuletzt vier Mal so viel Geld eingesammelt wie Donald Trump. Das liegt vor allem an den Amerikanerinnen. Von Alexander Wulfers

Die frisch gekürte Kandidatin der Demokratischen Partei, Kamala Harris, hat gute Chancen, die amerikanische Präsidentschaftswahl zu gewinnen. In Umfragen liegt sie vor ihrem Konkurrenten Donald Trump. Auch wenn Harris ihr Geschlecht im Wahlkampf eher zurückhaltend behandelt: Im Moment sind es gerade Frauen, die sie von Woche zu Woche näher ans Weiße Haus bringen.

Harris kann dabei auf eine ganze Riege prominenter (und reicher) Unterstütze-

rinnen zählen. Die ehemalige Facebook-Managerin Sheryl Sandberg ist privat mit Harris befreundet. Die Steve-Jobs-Witwe Laurene Powell Jobs kennt sie ebenfalls schon lange. Melinda French Gates, Ex-Frau des Microsoft-Gründers Bill Gates und Multimilliardärin, hat in diesem Jahr erstmals überhaupt in einem Wahlkampf Partei bezogen. Sie alle geben großzügig – und spannen ihre Netzwerke für Harris ein.

Hollywood steht ohnehin hinter der Kalifornierin. Zu ihren prominenten

Unterstützerinnen zählen unter anderem die Schauspielerin Jamie Lee Curtis oder die Fernsehproduzentin Shonda Rhimes. Auch Musikerinnen wie Charli XCX („Kamala IS brat“) und Cardi B gehören zum Harris-Lager. Und Megastar Beyoncé, deren Vermögen das „Forbes“-Magazin auf 800 Millionen Dollar schätzt, unterstützt Harris nicht nur finanziell (Berichten zufolge mit mehr als vier Millionen Dollar), sondern lässt diese auch ihren Song „Freedom“ in Wahlwerbespots und als Einlaufmusik nutzen. Der Titel ist zum informellen Motto der Harris-Kampagne geworden.

Auch Kleinspenderinnen hat Harris animieren können. Mehr als 55 Prozent der Harris-Spender sind laut der Plattform „Open Secrets“ Frauen. Die meisten davon geben weniger als 200 Dollar. Die Graswurzelorganisation „Women for Harris“ hat nach eigenen Angaben ein Netzwerk von mehr als einer Million Frauen im ganzen Land aufgebaut, die die Vizepräsidentin unterstützen.

Die Lobbygruppe Emily's List, die sich für das Recht auf Schwangerschaftsabbruch starkmacht und ausschließlich für weibliche Kandidatinnen wirbt, steht ebenfalls hinter Harris und soll sie mit mehr als 20 Millionen Dollar unterstützen. Stärker als zuvor Joe Bi-

den hat die Vizepräsidentin das Recht auf Abtreibung in den Mittelpunkt ihres Wahlkampfes gestellt – und damit ein Thema, das vor allem Frauen bewegt.

Ganz überraschend ist das Ergebnis nicht. Politikwissenschaftler haben in vergangenen US-Wahlen gezeigt, dass Frauen eher für Frauen spenden und Männer eher für Männer. Insbesondere linksliberale Spenderinnen messen dem Geschlecht einer Kandidatin demnach einen hohen Wert zu. Für Republikaner ist das Geschlecht weniger entscheidend.

Der Harris-Hype macht sich im Kasstentand bemerkbar. Als der Kandidat

der Demokraten noch Joe Biden hieß, hatte Donald Trump nach der verhassten Fernsehdebatte des Präsidenten dessen Spendenvorsprung aufgeholt. Jetzt ist Harris, die die Spendenkasse von Biden übernehmen konnte, wieder davongezogen. Fast 220 Millionen Dollar hat sie in der Kasse, während es bei Trump 151 Millionen sind. Im Juli hat die Harris-Kampagne mehr als viermal so viel neue Spenden eingesammelt wie Trump.

Explizit macht Harris ihr Geschlecht weit weniger zum Thema als Hillary Clinton im Wahlkampf 2016. Clinton



Sheryl Sandberg Foto AP



Melinda French Gates Foto AFP



Beyoncé Foto Reuters

# Wo der Kanzler irrt

Früher war das Regieren einfacher, sagte Olaf Scholz nach dem Haushaltsstreit. Von wegen. So heftig wie in der Ampel wurde schon oft ums Geld gestritten.

Von Ralph Bollmann

Schon klar, Mythen leiten ihre Kraft nicht von einem empirisch nachprüfbareren Realitätsgehalt ab. Deshalb wird sich auch durch diesen Text kaum jemand im Land von der Überzeugung abbringen lassen, bei der amtierenden Bundesregierung aus SPD, Grünen und FDP handele es sich angesichts der ewigen Haushaltsstreitereien um die „schlechteste Regierung, die die Bundesrepublik je hatte“. So hatte es schon im Frühjahr die politische Familienunternehmerin Saira Wagenknecht formuliert, so tönt es naturgemäß auch aus anderen Oppositionsparteien. Und so nehmen es offenkundig auch die Regierenden wahr, sonst würden Grüne und FDP mit Blick auf die nächsten Wahl nicht so deutlich von der aktuellen Koalition abrücken.

Nur einer scheint noch unberührt, es ist Olaf Scholz, der Kanzler selbst. Er forderte diese Woche im Dialog mit Bremer Bürgern zwar mehr „gutes Benehmen“ in der Regierung ein, macht aber zugleich wenig Hoffnung auf Besserung auch in neuen Konstellationen, über die nächste Bundestagswahl hinaus. „Das ist mit der Aufspaltung der politischen Landschaft verbunden“, sagte er. Wir lebten nun mal nicht mehr in einer Welt, in der eine große und eine kleine Partei zur Regierungsbildung geeignet hätten.

Scholz muss es wissen, denn im Gegensatz zum fünfundsiebzigjährigen FDP-Politiker Lindner und dem erst seit gut zwei Jahren amtierenden Grünenvorsitzenden Omid Nouripour hat er schon etliche dieser Streitereien im engeren Machtzirkel miterlebt – erst als SPD-Generalsekretär im Streit um die Arbeitsmarktreformen Gerhard Schröders, dann als Arbeitsminister im prekären ersten Kabinett Angela Merks, schließlich als Finanzminister ihres notorisch zerstrittenen letzten Kabinetts. Zwischendurch durfte er aus der wohligen Distanz des Hamburger Rathauses beobachten, wie sich die Union mit einem nicht sozialdemokratischen Koalitionspartner zerstritt.

In einem irrt der Kanzler in Bremen allerdings: in der Annahme, es sei mit nur einem großen und einem kleinen Partner zwangsläufig leichter, sich über Gelddinge ins Benehmen zu setzen.

Das galt schon für Schröders rot-grünes Regierungsbündnis der Jahre 1998 bis 2005, vor allem am Schluss, als es um die Hartz-Reformen ging. Im Grunde rangen damals schon drei Parteien: die Schröder-Scholz-SPD, die linke SPD – und die Grünen, die sich aus dem Thema eher heraushielten. Trotzdem gelang es dem Kanzler am Schluss, seine mutwillig herbeigeführte Abwahl mit einem unerwarteten Ergebnis fast noch abzuwenden.

Mit Merks Amtsantritt 2005 wurde es nicht unbedingt besser, jedenfalls in der Innenpolitik. Dass es sich bei der damals noch mit fast 70 Prozent der Wählerstimmen ausgestatteten großen Koalition um ein Dreiparteienbündnis aus CDU, SPD und CSU handelte, spielte anfangs noch keine große Rolle. Die vierte Partei, die stets den Streit suchte, war die Partei der mit Merkel rivalisierenden Ministerpräsidenten aus der CDU. Erst rang ihr der Nordrhein-Westfale Jürgen Rüttgers eine Teilrücknahme der Hartz-Reformen ab, sehr zum Unwillen der SPD. Dann zerpfückten die Länderchefs den in Nachsitzen mühsam erzwungenen Kompromiss für eine sogenannte Gesundheitsreform. Damals ging es übrigens nicht um so grundsätzliche Themen wie die Schuldenbremse oder die Kosten eines Kriegs auf europäischem Boden, sondern ums Verteilen der Beiträge auf unterschiedliche Krankenkassen, genauer: um den „morbidityorientierten Risikostrukturausgleich“, kurz Morbi-RSA.

Schlimmer geht es aber natürlich immer, das zeigte sich in der folgenden Wahlperiode. Auf einmal hatten Union und FDP wie zu den seligen Zeiten des Pfälzers Helmut Kohl wieder eine gemeinsame Mehrheit, eine Konstellation, die Merkel nie angestrebt hatte. Der FDP-Vorsitzende Guido Westerwelle war mit dem Ruf nach Steuersenkungen in seinen erfolgreichen Wahlkampf gezogen, verschmähte dann aber auf Anraten seines Ehrenvorsitzenden Hans-Dietrich Genscher das Finanzzugestehen des Außenministeriums. Merkel installierte stattdessen den Staatsfreund Wolfgang Schäuble im Haushaltsressort und wandte sich infolge der europäischen Schuldenkrise vollends gegen einen kreditfinanzierten Nachlass für die Bürger. Die Folge war ein vier Jahre lang anhaltender Dauerzwist. Dass ein CSU-Politiker die FDP eine „Gurkentruppe“ nannte, bildet nicht die volle Dimension des Konflikts ab. Am Ende hatte sich auch der konservative Flügel der Unionsparteien vom Traum schwarz-gelber Bündnisse verabschiedet, und die FDP schleifte fortan ein Merkel-Trauma mit sich herum.

Die Kanzlerin selbst allerdings präsentierte sich im folgenden Wahlkampf als



Von Horst Seehofer verfolgt: Angela Merkel auf dem Balkon des Kanzleramts, Juli 2018  
Foto dpa



Ringens um den Haushalt: Robert Habeck und Olaf Scholz mit den Sherpas von FDP und SPD, Juli 2024  
Foto dpa

barländern neuartige Verträge über die Rücknahme von Asylbewerbern gemäß dem Dublin-System schließen. Beides ist bis heute nicht geschehen. Die mühsam verhandelten Papiere blieben folgenlos – ganz ähnlich wie jene sechs eng bedruckten Seiten, auf denen die aktuellen Regierungsparteien jüngst darlegten, dass sie sich nach einer neuerlichen Runde des Haushaltsstreits im Grunde auf gar nichts geeinigt hatten.

Wer wollte, der könnte sogar noch weiter in die Geschichte zurückgehen. Zu den Koalitionsverhandlungen des Jahres 1961, als die FDP im Wahlkampf den Amtsverzicht Konrad Adenauers gefordert hatte – und ihm dann doch zwei letzte Jahre im Bonner Palais Schaumburg genehmigte. Zu Ludwig Erhards Koalition mit der FDP, die schließlich am Nein des kleinen Partners zu Steuererhöhungen scheiterte. Zum

Rücktritt Willy Brandts, der vordergründig einer Spionageaffäre, in Wahrheit aber der fehlenden Rückendeckung durch den eigenen Fraktionsvorsitzenden geschuldet war („Der Herr badet gern lau.“). Zum Sturz Helmut Schmidts 1982, der auch dem schwindenden Rückhalt in der eigenen Partei, vor allem aber dem Seitenwechsel der FDP geschuldet war. Zur quälenden letzten Amtsperiode Helmut Kohls, die geprägt war vom Zerwürfnis mit dem ewigen Kronprinzen Schäuble und der Blockade der SPD im Bundesrat.

Es gehört tatsächlich wenig Hellschere zu der Erkenntnis, dass es in der Zukunft nicht zwangsläufig besser wird. Ausgerechnet das Bündnis aus Union und SPD, das bis vor drei Jahren noch als Geburtshelfer des politischen Radikalismus galt, erscheint nun manchen als die einzige Konstellation, die mit einer Wirtschaftspolitik für die sogenannte arbeitende Mitte den Aufstieg der Populisten stoppen könnte. Andere glauben, dass Schwarz-Grün doch noch Realität werden könnte. Allerdings in einer völlig veränderten Konstellation, die von der CDU und vor allem der CSU mehr Abgrenzung von einer früher mal sympathisch erscheinenden Partei erfordert, die plötzlich für so viele zu einem Feindbild geworden ist.

Dass es für solche vermeintlich einfachere Bündnisse reicht, wie die Umfrager suggerieren, ist keineswegs sicher – vor allem dann nicht, wenn Scholz' Kalkül aufgeht, die Gewichte wie beim letzten Mal in der Schlussphase des Wahlkampfes noch mal zu verschieben. Wenig spricht dafür, dass es in der nächsten Legislatur harmonischer zugeht, zumal die aktuelle Regierung genügend offene Posten im Haushalt hinterlässt.

die einzig Vernünftige („Sie kennen mich“) in einer Welt männlicher Streitähne. Aus dem Chaos ging sie nach einem zwischenzeitlichen Einbruch ihrer Beliebtheitswerte mit dem besten Wahlergebnis ihrer politischen Karriere hervor. Es half, dass ihr SPD-Herausforderer Peer Steinbrück in einem Interview keinen Hehl daraus machte, dass er den Kanzlerjob für unterbezahlt hielt. Das ist ein Modell, das offenbar auch dem derzeit amtierenden Kanzler fürs kommende Jahr vorschwebt: Der Haushaltsstreit könnte dann ebenso vergessen sein wie Merks zeitweise orientierungsloses Hin und Her in der Eurokrise, so scheint er zu glauben, und die erhofften Eskapaden des ein wenig steinbrückhaften CDU-Herausforderers Friedrich Merz könnten helfen.

Die reumütige Rückkehr zu einer immer noch 67 Prozent der Wähler repräsentierenden Koalition aus Union und SPD brachte 2013 allerdings auch nicht eine Harmonie zurück, die es ohnehin nie gegeben hatte. Im Streit um die Flüchtlinge war es dann tatsächlich die CSU, die den Dauerzwist anheizte – nicht zuletzt mit einer absichtsvollen Demütigung Merks auf dem Parteitag der Bayern im Herbst 2015. Schon zuvor hatte neben der Verweigerungshaltung der grünen Fundis auch die Unlust aus München dazu beigetragen, dass ein schwarz-grünes Bündnis auf Bundesebene nicht zustande kam. Den Beweis, ob eine solche Regierung wirklich harmonischer gewesen wäre, konnte die Kanzlerin deshalb nicht erbringen.

Richtig schlimm wurde es allerdings erst nach Merks Wiederwahl 2017. Genüsslich rief ihr Nachfolger Scholz diese Woche ins Gedächtnis, dass sie damals an der Bildung einer Koalition aus Union, Grünen und FDP gescheitert sei, während er selbst vier Jahre später ein solches – wenn auch fragiles – Dreierbündnis immerhin zustandegebracht habe. So blieb nach der Vereitelung von Neuwahlen durch einen Bundespräsidenten, der seine Sozialdemokraten unbedingt in der Regierung halten wollte, nichts anderes als das auf 53 Prozent der Wählerstimmen geschrumpfte Dreierbündnis aus CDU, CSU und SPD.

Es dauerte nicht lange, bis die Bayern die Regierung an den Rand des Scheiterns brachten im Streit um die Asylpolitik. Merks Rettung war ein Foto vom Balkon des Kanzleramts, mit ihrem Kontrahenten Horst Seehofer im Rücken, sie selbst suchte ermatet Zuflucht bei einem Glas Wein: Wieder einmal hatten die Gegner überzogen. Es war allerdings noch ein Friedensgespräch im Büro des damaligen Bundestagspräsidenten Wolfgang Schäuble nötig, bis sich die Kontrahenten ähnlich wie die Haushälter 2024 auf ein so sorgfältig formuliertes wie realitätsfernes Kompromisspapier einigten: Flüchtlinge sollten zwar nicht an der Grenze zurückgewiesen, aber in „Transitzentren“ gebracht werden, in denen eine „Fiktion der Nichteinreise“ galt. Außerdem sollte Seehofer mit den europäischen Nach-

## NAMEN & NACHRICHTEN

### Das Klima und der Sozialismus

Der ehemalige Chef des Umweltbundesamtes mischt sich ein

Wie soll Klimaschutz in Deutschland organisiert werden? Dazu kommt jetzt ein Einwurf von Andreas Troge. Troge war 14 Jahre lang Chef des Umweltbundesamtes, nach ihm stand niemand mehr länger an der Spitze der Behörde. Berufen wurde der Volkswirt einst von Angela Merkel als Umweltministerin, er blieb die ganze rot-grüne Koalition hindurch an der Spitze des Amtes und gab es erst dann krankheitsbedingt ab, als Merkel Bundeskanzlerin war. Jetzt kritisiert er eine Stellungnahme des Ethikrates, die das Gremium im März unter dem Titel „Klimagerechtigkeit“ veröffentlicht hatte – und das mit harten Worten.

„Der Ethikrat macht sich zum vermeintlich wissenschaftlichen Arm jenes Mainstreams, der meint, Klimaschutz für die sozialistischen Ideale der Stammesgesellschaft nutzen zu können“, sagt er. Viel zu oft werde die Verantwortung für den Klimawandel den Reichen zugeschoben, ohne darauf zu achten, ob dabei im Gegenzug sich das Leben der Menschen in den vergangenen Jahren verbessert habe. Und weiter: „Wir schwächen die wirtschaftlichen Anreize, die wir für den Klimaschutz dringend brauchen.“

Troge ist für marktwirtschaftlichere Lösungen. Den CO<sub>2</sub>-Emissionshandel, der die Emissionen in der EU auf eine Obergrenze beschränkt, findet er angemessen. Er würde eine weitergehende Rücknahmepflicht für ausgebrauchte Produkte einführen, damit die Hersteller beim Design mehr an die Entsorgung denken – viel mehr aber nicht.



Andreas Troge  
Foto privat

Da wehrt sich Armin Grunwald, einer der Ethikräte, die an der Stellungnahme beteiligt waren. „Warum sind die Reichen reich?“, fragt er. „Liegen die Fehler nicht in der grundlegenden Organisation unserer Wirtschaft?“ So deutet auch er die Systemfrage an – und wünscht sich, dass im Ethikrat künftig Wirtschaftswissenschaftler und Politologen vertreten sind. Einer ist schon benannt, nämlich der Ökonom Nils Goldschmidt, den die FDP-Fraktion nominiert hat. Doch die Ernennung verzögert sich, weil bisher erst der Bundestag seine Hälfte der Kandidaten benannt hat. Die Bundesregierung ist seit Wochen im Verzug. Ob sich das bald auflöst, steht in den Sternen. Offiziell beteuert die Regierung, sie sei auf der Zielgeraden. *bern.*

### Micky Maus sucht Chef

Ein Investmentbanker soll Disney dabei helfen

Gibt es überhaupt jemand anderen als Bob Iger, der in der Zukunft Disney zu führen? Der Unterhaltungskonzern hat daran schon öfter Zweifel geweckt. Igers Ruhestand wurde mehrfach verschoben. Nachdem er dann doch 2020 ging, geriet Disney in eine Krise, 2022 wurde Iger zurückgeholt – eigentlich für zwei Jahre. Dann wurde der Vertrag bis 2026 verlängert.

Damit es dieses Mal endlich klappt mit dem Ruhestand für den 73 Jahre alten Chef, soll nun einer der Nachfolgersuche leiten, der damit Erfahrung hat: Der ehemalige Morgan-Stanley-Chef James Gorman hat seine eigene Nachfolge recht erfolgreich geregelt – und wurde am Donnerstag von Disney zum Leiter des Nachfolgerkomitees ernannt. *arvu.*



James Gorman  
Foto Reuters

#herCAREER in company/hercareer @ hercareer hercareer

DAS GRÖSSTE KARRIERE- & NETZWERKEVENT

17.-18. OKTOBER 2024 | MOC, MÜNCHEN

Für Absolventinnen, Frauen in Fach- und Führungspositionen und Gründerinnen

**rund 300**  
Aussteller:innen

**über 300**  
MeetUps & Talks

**über 450**  
Role Models

**über 60**  
Vorträge & Panels

**Jenny Gruner** Table Captain  
Director Global Marketing & Digital Business & Transformation, Hapag-Lloyd AG

**Anette Kreitel-Suciu** Table Captain  
Head of Group HR 1&1 AG, 1&1 Telecommunication SE

**Kristina Lunz** Speaker  
Co-Founder and CEO, Centre for Feminist Foreign Policy

ganzjährig spannende Insights abonnieren

ab 10,- €

für ein Tages-Ticket  
Info unter [her-career.com/expo](https://her-career.com/expo)

17. Oktober 2024

**herCAREER@Night**  
Das Netzwerkevent mit über 50 Table Captains!

Anmeldung unter [her-career.com/atnight](https://her-career.com/atnight)

SPONSOR:INNEN

HAUPTMEDIENTPARTNER:INNEN

Immer wieder starb einer“, berichtet Klaus Bergamin aus der Zeit, als die Tuberkulose durch Europa fegte und auch seinen Heimatort Schmiten in den Bergen Graubündens heimsuchte. „Die Krankheit hat in unserem Dorf drei Familien ausgerottet.“ Auch Bergamin steckte sich mit der bakteriellen Infektion an. Da war er 15 Jahre alt. Doch der Junge hatte Glück. Er ergatterte einen Platz in dem von Klosterfrauen geführten Sanatorium Sanitas in Davos. Sich im Höhenklima dieses Bergdorfs behandeln zu lassen galt lange als eine der wenigen Möglichkeiten, der Lungenkrankheit zu Leibe zu rücken.

Dass die Davoser Luft derartige Heilkraft habe, war eine Idee des aus Mannheim stammenden politischen Flüchtlings Alexander Spengler gewesen, der in Zürich Medizin studiert hatte; auf sein Betreiben begann schon 1865 der Kurbetrieb in Davos. Doch für viele Patienten kam jede Hilfe zu spät. Für das 300 Meter oberhalb von Davos gelegene Sanatorium Schatzalp, im Jahr 1900 eröffnet, war der Abtransport der Toten im schneereichen Winter am mühseligsten. Weil man den noch auf Heilung hoffenden Patienten den deprimierenden Anblick ersparen wollte, nutzte man lieber nicht die hauseigene Standseilbahn, sondern schickte die Verstorbenen ein letztes Mal auf der hauseigenen Schlittenbahn ins Tal hinab.

Klaus Bergamin, heute 86 Jahre alt, steht auf der Terrasse des Berghotels Schatzalp, wie die ungewidmete einstige Luxushilfsstätte heute heißt. In der Ferne hinter ihm leuchten die gut 3000 Meter hohen Bergspitzen des Tinzenhorns, des Älplihorns, des Piz Ducan und der Plattenflue in der Nachmittagssonne. Einen Platz hier oben hätte sich Bergamin damals niemals leisten können. Im Sanitas unten im Dorf musste er nichts bezahlen. Aber er profitierte davon, dass zu seiner Zeit endlich ein wirksames Mittel zur Behandlung der Tuberkulose verfügbar war: das Antibiotikum Streptomycin. Bergamin glaubt zwar bis heute, dass ihm die, wie er sagt, „stinklangweiligen“ täglichen Freiluftliegekuren in der Alpenzone geholfen haben. Dass er nach elf Monaten geheilt sein Sanatorium verlassen konnte, dürfte indes vor allem der Verabreichung des Antibiotikums zu verdanken gewesen sein.

Als Thomas Mann seinen berühmten Bildungsroman „Der Zauberberg“ schrieb, ein symbolistisches Sittengemälde einer morbiden, überreizten Gesellschaft am Vorabend des Ersten Weltkriegs, gab es den rettenden Wirkstoff noch nicht. Der wurde erst 1943 erstmals isoliert. In dem vor hundert Jahren veröffentlichten „Zauberberg“ ist der Tod ständiger Begleiter des Protagonisten Hans Castorp. Der Sohn einer Hamburger Kaufmannsfamilie besucht seinen lungenkranken Vetter in Davos. Eigentlich will er nur drei Wochen im „Internationalen Sanatorium Berghof“ verweilen, wie Mann seinen Spielort genannt hat, eine Institution, die der Schatzalp und weiteren seinerzeit in Davos existierenden Kuranstalten wie dem Waldsanatorium und dem Sanatorium Valbella nachempfunden ist. Doch dann bleibt Castorp, obschon nicht ernsthaft erkrankt, sieben Jahre dort oben.

Der „Zauberberg“ zählt zu den bedeutendsten Werken der Weltliteratur. Rasch avancierte er zum internationalen Bestseller. In Davos, das sich mit seinen Dutzenden Sanatorien, Höhenkliniken, Lungenheilstätten, Kurhotels und Pensionen schon im 19. Jahrhundert als „Weltkurort“ und „Mekka der Schwindsüchtigen“ vermarktete, hätte man sich über die gesteigerte Bekanntheit freuen und hoffen können, nun noch mehr zahlungskräftige Patienten aus aller Welt anzuziehen. Doch das Gegenteil war der Fall. Die Davoser waren empört über den anspruchsvollen „Zauberberg“, den sie als Schlüsselroman lasen. Sie fürchteten lange, dass der Ruf ihres Luftkurortes und damit auch ihre lukrativen Geschäfte Schaden nehmen könnten. Um ein literarisches Gegengewicht bemüht, bestellte gar der Davoser Verkehrsverein 1936 bei Erich Kästner einen „heiteren Roman über Davos“, der allerdings Fragment blieb.

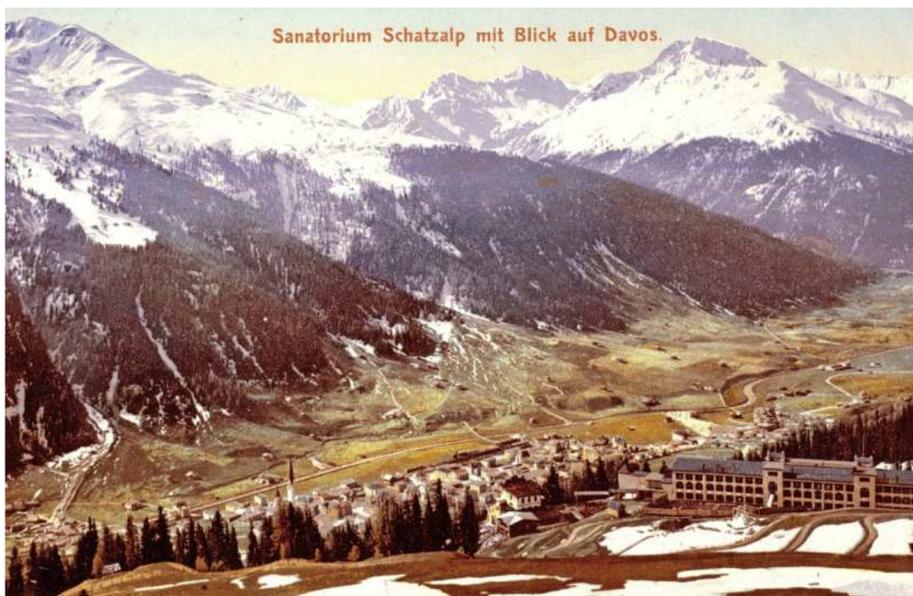
Die Empörung über Thomas Manns Epos entzündete sich vor allem an dessen Darstellung des Hofrats Behrens. In dieser Figur erkannten die Einheimischen den deutschen Mediziner Friedrich Jessen wieder, den seinerzeit hoch angesehenen ärztlichen Direktor des Waldsanatoriums. Mann zeichnet Behrens als Prototyp einer Zunft, die weniger das Leid ihrer Patienten in den Blick nimmt als deren Geldbeutel. Schon die Physiognomie der Romanfigur lässt kaum Gutes ahnen: Behrens ist ein knochiger Mann „mit heraustretendem Genick, großen, vorquellenden und blutunterlaufenen blauen Augen, in denen Tränen schwammen, einer aufgeworfenen Nase und kurzgeschnittenem Schnurrbartchen, das tief gezogen war, und zwar infolge einer einseitigen Schürzung der Oberlippe.“

Freilich ist ein Roman kein nüchterner Tatsachenbericht, und Mann betonte selbst die Fiktionalität seines Werks. Doch in seiner künstlerischen Freiheit nahm er wenig Rücksichten. Für den Unmut in Davos genügte es, dass Personal und Ge-



Auf der Terrasse der Schatzalp fanden sich die Patienten zur stundenlangen Liegekur ein.

Fotos Picture Alliance, AKG,



Sanatorium Schatzalp mit Blick auf Davos.

# Der lukrative Zauberberg

Als Thomas Manns Bildungsroman vor hundert Jahren erschien, waren die Menschen am Schauplatz Davos empört. Heute machen sie ein Geschäft daraus.

Von Johannes Ritter

schehen im Ort nachweislich und weithin erkennbar als Inspirationsquelle gedient hatten.

In der Tat stützte sich Mann zum Teil auf persönliche Erlebnisse in Davos. Im Frühling 1912 besuchte er dort seine Frau Katia. Wegen eines diagnostizierten Lungenspitzenkatarrhs, der als beginnende Tuberkulose galt, verbrachte sie sechs Monate im Waldsanatorium. Während seines dreiwöchigen Aufenthalts erkälte sich der Schriftsteller und ließ sich von Chefarzt Jessen untersuchen. Der Lungenspezialist fand eine „feuchte Stelle“ in Manns Lunge und empfahl ihm, ebenfalls für ein halbes Jahr in Kur zu gehen. Mann fragte bei seinem Hausarzt in München nach. Und dieser schrieb zurück: „Sie wären der erste, der bei einer Untersuchung in Davos nicht irgendeine Stelle gehabt hätte. Kommen Sie nur zurück. Sie haben in Davos gar nichts zu suchen.“

Tatsächlich stellte sich schließlich heraus, dass sich Mann nur eine gewöhnliche Bronchitis eingefangen hatte. Auch Katia Mann war seinerzeit nicht an Tuberkulose erkrankt. Dies kam aber erst 58 Jahre nach ihrem Kuraufenthalt in Davos heraus. Sie schickte dem Lungenfacharzt Christian Virchow drei kleine Röntgenbilder, die 1912 während ihrer Kur in Davos gemacht worden waren. Virchow verglich sie mit jüngeren Aufnahmen und stellte keinerlei tuberkulöse Veränderungen fest.

Der Gesundheitstourismus rund um die Behandlung der Tuberkulose, auf die zu Beginn des 20. Jahrhunderts noch jeder siebte Todesfall in Europa zurückging,

brachte Wohlstand in das einst arme Bergdorf Davos. Es wuchs rasch: Von 1870 bis 1910 vervinfachte sich die Zahl der Einwohner auf 11.000. Als dann in den Vierzigern das Streptomycin die Behandlung der Krankheit revolutionierte, verkürzte sich der Aufenthalt vieler Kurgäste, bis sie ganz fortblieben. Etliche Sanatorien mussten schließen. Andere Kuranstalten wurden in Hotels umgewandelt.

So erging es auch dem Waldsanatorium, das die deutsche Eigentümerfamilie von Gemmingen 1958 in Waldhotel Bellevue umfirmierte. Geändert hat sich freilich nicht nur der Name. Um die morbide Aura eines Tuberkuloseanatoriums möglichst schnell abzuschütteln, wurde das 1911 erbaute Haus modernisiert – was darauf hinauslief, es seiner Jugendstilelemente zu berauben und viel historische Substanz zu vernichten. Als Katia Mann im März 1968 Davos noch einmal einen Besuch abstattete, erkannte sie ihre alte Heilstätte kaum wieder.

Später versuchten die Besitzer mit Umbauten, wieder etwas von dem einstigen Charme zurückzugewinnen. Doch es dauerte noch bis zur Jahrtausendwende, bis sie erkannten, dass die alte Verbindung des Hauses zu Thomas Mann für die Buchszene nicht etwa schädlich, sondern vielmehr förderlich ist, wie die Waldhotel-Direktorin Marietta Zürcher erzählt. Kürzlich hatte sie drei Dutzend Personen zu Gast, die sich eine Woche lang zu Vorträgen versammelten, in denen es ausschließlich um den „Zauberberg“ ging.

nicht mehr, wie zuvor allgemein üblich, auf den Boden spucken durften. Zum Auffangen des infektiösen Sputums bekam jeder einen kobaltblauen Spucknapf aus Aluminium, den sogenannten Blauen Heinrich. Im Gang des Erdgeschosses bekam jeder ein Waschbecken, in dem die Patienten ihre Näpfe einst ausspülten. Auch das Röntgenzimmer mit den kastenförmigen Fluoreszenzschirmen zum Betrachten der Lungenbilder ist noch weitgehend so erhalten, wie es ursprünglich war.

Der Hoteldirektor Bernardo weiß um die Vermarktungskraft, die der „Zauberberg“ für sein Haus besitzt. Stolz präsentiert er eine Erstaussgabe des Werks, für deren Erwerb in einem Antiquariat er jüngst eigens nach Hamburg geflogen ist. „Beim Lesen des Romans entdeckte ich das Hotel immer wieder“, sagt er. Nun überlegt er, wo er den Doppelband ausstellen könnte. Vielleicht in der Vitrine hinter der alten Rezeption, wo auch die DVDs der „Zauberberg“-Verfilmung von Hans Geißendörfer aus dem Jahr 1982 sowie des TV-Mehrteilers „Davos 1917“ liegen.

In „Davos 1917“ taucht das Hotel Schatzalp als Kulisse auf. Die Filmcrew hielt sich dort vier Tage auf. Der „Zauberberg“-Film indes wurde nicht hier, sondern in einem alten Hotel in Leysin im französischsprachigen Kanton Waadt gedreht, das heute als Internat für reiche Sprösslinge aus aller Welt dient. Bernardo vermutet, dass die in Davos auch in den Achtzigerjahren noch vorhandene Abneigung gegen den Roman mit ausschlaggebend dafür war, dass die Schatzalp nicht zum Schauplatz des Films wurde.

Erst seit 2006 erinnert eine Gedenktafel in Davos an Thomas Manns epochales Werk. Sie steht in der Parkanlage des Kirchner-Museums. Dem expressionistischen Maler Ernst Ludwig Kirchner, der 1917 nach Davos gezogen war und dort als von den Nationalsozialisten verfemter Künstler 1938 starb, erweist der Ort schon wesentlich länger und sichtbarer die Ehre. Das Museum wurde 1982 gegründet und trägt seither erheblich zur touristischen Attraktivität von Davos bei.

Um nun auch mit dem lange übersehenen Pfund des „Zauberberg“-Erbes wuchern zu können, hat man den Bergwanderweg hinauf zur Schatzalp zum „Thomas-Mann-Weg“ erklärt – obwohl nicht

überliefert ist, dass der Schriftsteller diesen Pfad jemals beschritten hat. Im aktuellen Jubiläumjahr des „Zauberbergs“ organisieren die Kultur- und Tourismusverantwortlichen zudem einen großen Veranstaltungsreigen unter dem Titel „Davos feiert Thomas Mann und sein Meisterwerk“. Anfang August kamen die führenden Köpfe der Thomas-Mann-Forschung für eine Woche in Davos zusammen, um über den „Zauberberg“ und dessen Bedeutung und Fortwirkung bis in die Gegenwart hinein zu diskutieren.

Dass Mann in seinen Romanfiguren reale Personen karikiert hat, lädt zur Nachahmung ein, also dazu, nach möglichen heutigen Reinkarnationen und Bezügen zu suchen. Die rauschhaft-vitale, groteske Romanfigur des Mynheer Peepkorn beispielsweise, an Thomas Manns darob schwer beleidigten Schriftstellerkollegen Gerhart Hauptmann angelehnt, ließ die Literaturwissenschaftler auch an Donald Trump denken. Dass die geopolitische Lage heute wieder zum Bersten angespannt ist, gibt ebenfalls zu denken. Und das vorletzte Kapitel des Romans trägt die Überschrift „Die große Gereiztheit“, was auch heutige öffentliche Debatten treffend zu beschreiben vermag, zumal in den sozialen Medien.

Im Zentrum dieses Kapitels steht der politisch-philosophische Disput zwischen zwei Intellektuellen. Die eine Figur ist Leo Naphta, der mit radikalen nihilistischen Thesen für den Terror agitiert. Die andere ist der moderate, humanistisch-aufklärerische Lodovico Settembrini, benannt nach einem italienischen Schriftsteller. Zum Schauplatz des heftigsten Streitgesprächs der beiden Kontrahenten machte Thomas Mann ein Gasthaus namens „Kurhaus“ im schmucken Monstein, „einem Orte, anderthalb Stunden Schlittenfahrt von der Stätte ihres Alltags entfernt“, wie es im Roman heißt.

Dieses Gasthaus gibt es heute noch. Es heißt inzwischen „Ducan“ und wird seit zwölf Jahren von Benjamin Schibli geführt. In dieser Zeit ist der Wirt nach eigener Erinnerung nur fünf- oder sechsmal auf den „Zauberberg“ angesprochen worden, verbunden mit der Frage, ob denn der Autor Thomas Mann seinerzeit hier genächtigt oder wenigstens gespeist habe. „Ich habe alle alten Gästebücher durchgesehen, aber seinen Namen leider nicht gefunden.“

Thomas Mann und seine Frau Katia, die er einst in Davos besuchte

Foto Ullstein



# Die Angst der Kreativen vor der KI

Illustratoren, und Fotografen hadern mit der Künstlichen Intelligenz. Jetzt beginnt der Widerstand.

Von  
Alexander Wulfers

Hadte da womöglich Eric Schmidt ausgesprochen, was im Silicon Valley insgeheim alle denken? Der ehemalige Google-Chef und Start-up-Investor saß neulich in einem Seminarraum an der Universität Stanford und plauderte mit Studenten über Start-ups und Künstliche Intelligenz. Für erfolgreiche Start-ups, sagte Schmidt sinngemäß, sei es letztlich egal, ob sie die kreativen Inhalte anderer gestohlen hätten. Wenn das Unternehmen „abhebt, stellen Sie einfach eine Menge Anwälte ein, die die Sauererei bereinigen“. Wenn hingegen „niemand Ihr Produkt benutzt, dann ist egal, ob Sie die Inhalte gestohlen haben. Und zitieren Sie mich nicht damit“, fügte Schmidt noch an, bevor er darauf hingewiesen wurde, dass die Veranstaltung aufgezeichnet wird. Das Video ist inzwischen nicht mehr auf dem Youtube-Kanal der Universität verfügbar, wohl aber auf anderen Kanälen.

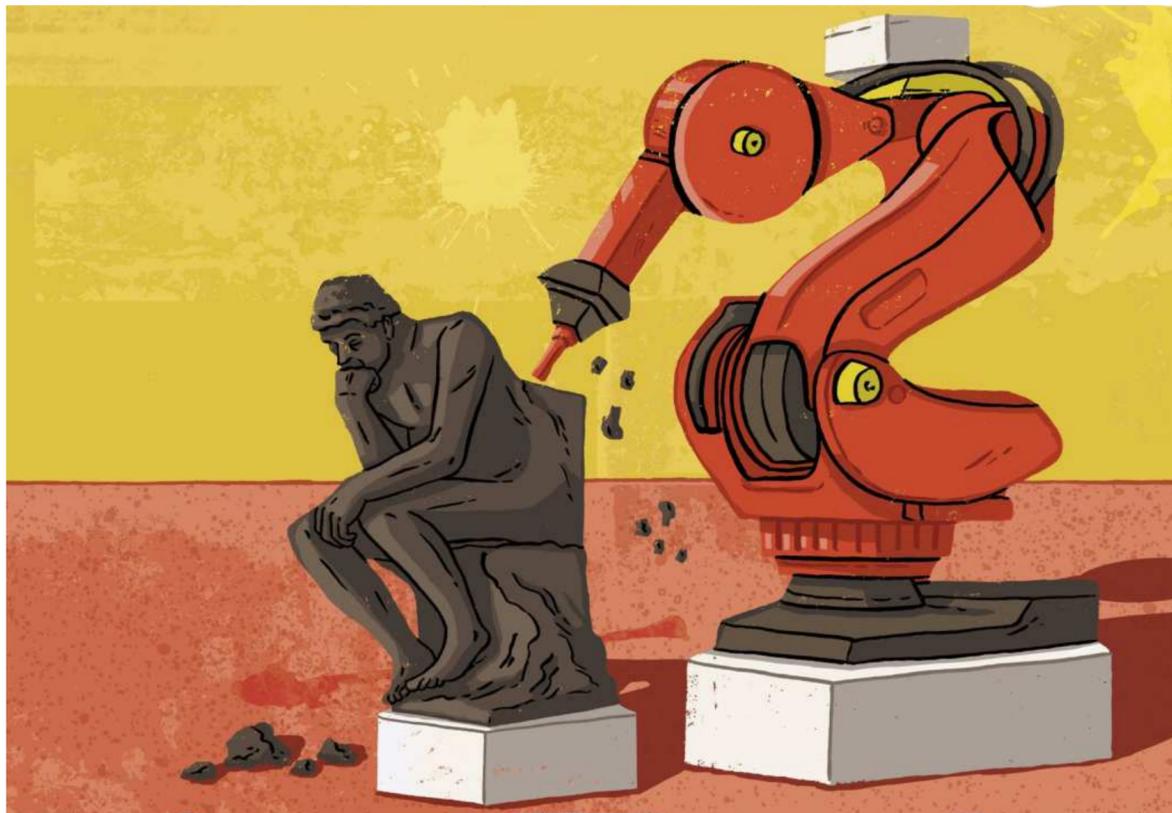


Illustration: Inigo

## Jugend und Wirtschaft

### Lehrkräfte gesucht

**Jetzt bis 31. August 2024 bewerben!**

Wirtschaftsthemen entdecken, Interviews führen, Artikel schreiben – und vielleicht sogar seinen eigenen Beitrag in der Zeitung lesen. Das ist „Jugend und Wirtschaft“, ein Medienprojekt der FAZIT-STIFTUNG für Ihren Schulunterricht.

Das einjährige Projekt richtet sich an die Sekundarstufe II und beginnt am 19. September 2024. Für die Projektarbeit werden den Teilnehmern Digitalabonnements der F.A.Z. und F.A.S. zur Verfügung gestellt.

Die Teilnahme an einem Einführungsseminar (19. bis 20. September 2024 in Frankfurt) ist für alle Lehrkräfte, die zum ersten Mal mitmachen, obligatorisch.

#### Bitte senden Sie uns:

- ☑ Argumente, warum Sie teilnehmen möchten
- ☑ Angaben zum Kurs (Jahrgangsstufe, Fach, Stunden- und Schülerzahl)

per E-Mail an Dr. Titus Maria Horstschäfer vom IZOP-Institut: [th@izop.de](mailto:th@izop.de)  
Für Rückfragen: Telefon +49 24 08 58 89 17

FAZIT-STIFTUNG

Mit Unterstützung der  
BROST-STIFTUNG

Generative Künstliche Intelligenz hat in den vergangenen zwei Jahren nicht nur einen Hype um neue technische Möglichkeiten ausgelöst, sondern auch eine Debatte darüber, wo das Urheberrecht anfängt und wo es endet – und wie zukunftsfest kreative Berufe überhaupt sind. Schließlich können Modelle wie ChatGPT, Gemini und Claude mit wenigen Prompts komplexe Texte verfassen. DeepL erstellt verblüffend anspruchsvolle Übersetzungen. Und Dall-E und Midjourney generieren inzwischen Fotos, die nur noch das geschulte Auge als Fake erkennt, von abstrakteren Illustrationen ganz zu schweigen.

Als im vergangenen Jahr in den Vereinigten Staaten die Fernsehautoren Monate lang streikten, ging es auch darum, welche Rolle in Zukunft KI beim Schreiben von Drehbüchern spielen wird. Andere Künstler öffnen sich der neuen Technologie vollkommen. Die Sängerin Grimes etwa hat ein Tool veröffentlicht, mit dem sich ihre Stimme für neue Songs verwenden lässt. Die Tantiemen aus der so entstandenen Musik wollte sich die Künstlerin mit den Erstellern teilen.

Die Auswirkungen der Entwicklung sind in der Kreativbranche bereits zu spüren. „Ich habe im letzten Jahr schon Auftragslücken gespürt“, erzählt der Illustrator Christian Schlierkamp. „Es ist nicht so, dass Ihnen das jemand ins Gesicht sagt.“ Die Auftraggeber blieben eher einfach weg. „Und dann sehen Sie: Aha, das Magazin, für das ich sonst gearbeitet habe, nutzt jetzt KI-Illustrationen.“ Eine Goldman-Sachs-Analyse kam im vergangenen Jahr zu der Einschätzung, dass man mehr als ein Viertel der Aufgaben in den Bereichen Kunst, Unterhaltung und Medien automatisieren könne. Aber wer profitiert am Ende von der eingesparten Arbeit? Und werden Künstler dann überflüssig?

Letzteres ist unwahrscheinlich. Ohne menschliche Vorlagen stößt die Technologie schnell an ihre Grenzen. Das haben Forscher der Universitäten Stanford und Berkeley gezeigt. Sie trainierten Modelle auf bereits von einer KI erzeugten Bildern. Die Folge war, dass die Qualität der erzeugten Bilder stark abnahm. Die Bilder werden mit jeder Iteration grotesker und sind nach wenigen Runden kaum noch wiederzuerkennen. Die KI-Daten, so die Forscher, „vergiften“ den Datensatz schon ab einem geringen Anteil. Es kommt dann zum sogenannten Modellkollaps.

Umso wertvoller sind echte, menschengemachte und hochwertige Bilder und Texte. Unter den Kreativen ist dann auch weniger die Sorge verbreitet, dass ihre Tätigkeit ganz verschwindet, sondern dass ihr Urheberrecht verletzt und ihre Arbeit entwertet wird – mit entsprechenden finanziellen Konsequenzen für sie. Denn die KI kann zum Beispiel nur Bilder im Stile eines bestimmten Künstlers zeich-

nen, wenn dessen Werke vorher in die Trainingsdaten eingeflossen sind. Welche Daten dort einfließen, darüber sprechen die Unternehmen wiederum ungenau. Schlierkamp findet das unfair: „Wir sind nicht damit einverstanden, dass mit unserem Material [die Modelle] trainiert wurden und da auf unsere Kosten gewirtschaftet wird.“

Die Rechtslage ist unübersichtlich, sowohl hinsichtlich des Trainings der Modelle als auch der Nutzung der schließlich erzeugten Bilder. „Bisher gibt es keine wirkliche Rechtsmeinung dazu, ob die mit KI-Bildgeneratoren gemachten Bilder Urheberrechte besitzen“, sagt die Fotografin und Sprecherin des Berufsverbands Freie Fotografen und Filmgestalter, Alexandra Lechner. Auf Seite der Kunden gebe es derzeit zwei Gruppen: die einen, die sehr viel mit KI experimentieren wollten, und die anderen, die wegen der ungeklärten rechtlichen Situation noch sehr vorsichtig seien. In der Fotografie verbreite sich ihr Einsatz gerade vor allem dort, wo es nicht um authentische Personen geht – etwa in großen Bildbanken: „Der große Markt der Stockfotografie wird ziemlich umgekrempelt.“

Mit Sorge beobachten die Illustratoren und Fotografen Pläne der Social-Media-Plattform Instagram, von Nutzern hochgeladene Bilder für KI-Training zu nutzen. Instagram hat die Pläne in der EU nach Protesten der irischen Datenschutzbehörde zwar vorerst pausiert – aber vom Tisch sind sie damit nicht. Für Urheber gibt es bisher wenige Möglichkeiten, sich davor zu schützen, dass ihre Werke zur Trainingsmasse werden. Alexandra Lechner selbst lädt „so gut wie keine“ für Kunden gemachte Bilder auf Instagram hoch, sagt sie. Das würden sich viele andere Fotografen nun auch überlegen.

Die Skepsis gegenüber dem großen Techkonzern hat eine Marktnische für Alternativen erzeugt. „Eine regelrechte Flucht“ der kreativen Szene in Richtung der Plattform Cara habe es zuletzt gegeben, sagt Christian Schlierkamp. Die von einer Fotografin gegründete Plattform vermarktet sich explizit als Alternative im Boom der Künstlichen Intelligenz. Es sind nur von Menschen gemachte Werke erlaubt, ein Training von KI auf Basis der hochgeladenen Bilder schließt Cara aus.

Cara bietet zum Schutz seiner Nutzer auch die Möglichkeit an, die sogenannte Glaze-Technologie auf den Fotos anzuwenden. Das von der Universität Chicago entwickelte Programm verunreinigt Bilder auf für den Menschen unsichtbare Weise, sodass sie von der KI nicht mehr erkannt werden können. Allerdings ist die Technik rechenintensiv, die Bearbeitung dauert lange. Für Fotografen, die Hunderte Fotos bearbeiten müssten, sei das nicht praktikabel, glaubt Alexandra Lechner.

Ein wegweisendes Urteil über die Nutzung kreativer Werke könnte im Septem-

ber fallen. Das Landgericht Hamburg entscheidet dann über die Klage eines Fotografen gegen den gemeinnützigen Verein LAION. Dieser sammelt im Internet Daten, inklusive Bilder, und macht sie frei verfügbar. Jeder kann also die Daten verwenden, um sein Modell zu trainieren. So will LAION die KI-Entwicklung fördern. Der aktuellste Datensatz enthält fast sechs Milliarden Bild-Text-Paare, einschließlich der Bilder des Klägers, der sich nun dagegen wehrt.

Auch wenn in Zukunft mehr Bilder am Computer generiert werden sollten, heißt das nicht, dass die Fähigkeiten von Fotografen weniger nützlich sind. „Viele glauben, ein KI-Bild ist kostengünstiger, aber das stimmt nicht“, sagt Fotografin Lechner. Kollegen, die mit der Technologie arbeiten, saßen bisweilen einen ganzen Tag an einem Bild, um verschiedene Prompts auszuprobieren und die Komposition des Bildes zu optimieren. „Das kann keine Werbeagentur umsonst machen, wenn man eine gewisse Qualität gewohnt ist.“ Teilweise gebe es einen wochenlangen Austausch mit dem Kunden, bis das Bild genau dessen Vorstellungen entspricht. Letztlich sind für die Gestaltung eines guten KI-Bildes Lechner zufolge ganz ähnliche Fähigkeiten notwendig, wie sie Fotografen haben: ein Verständnis für Licht, für Perspektiven, die nachträgliche Bildbearbeitung.

Während es bei der Bildgenerierung vor allem im vergangenen Jahr große Sprünge gab, sind die Fähigkeiten von Übersetzungstools schon länger auf einem sehr hohen Niveau. Investoren sehen in der Technologie großes Potential: Das deutsche Start-up DeepL wurde dank einer Investition von fast 300 Millionen Euro im Mai kurzzeitig zum wertvollsten deutschen KI-Unternehmen.

Taugen solche Programme auch für literarische Texte? Experimente zumindest gibt es in der Verlagsbranche bereits. Davon kann Janine Malz berichten. Die Übersetzerin überträgt Texte vom Italienischen, Niederländischen und Englischen ins Deutsche und hat in der Vergangenheit schon öfter für Bastei Lübbe gearbeitet. Vor Kurzem erreichte sie nun eine Anfrage des Verlags. Man habe eine vierteilige Romanreihe „eingekauft, die wir mit KI übersetzen lassen“. Nun sei die Frage, ob Malz sich vorstellen könnte, den Text zu redigieren – nicht als Übersetzerin für üblicherweise 20 Euro je Seite, sondern als „Redakteurin“ für fünf Euro.

Auf Nachfrage der F.A.S. bestätigt der Verlag die Echtheit der E-Mail. Es gebe derzeit eine Testphase „in der reinen eBook-Produktion: Mit einer Handvoll Manuskripten probieren wir aus, ob und wie sinnvoll der Einsatz von KI-Übersetzungen generell ist.“ Diesen Pilotprojekten hätten die Autoren „vorab ausdrücklich zugestimmt“, es handle sich um Projekte, die der Verlag „sonst nicht hätte umsetzen können“.

Janine Malz lehnte das Angebot ab. Eine Redigatur sei für sie nicht weniger Arbeit, sagt sie. Für literarische Texte sei die KI ungeeignet. „Da geht es nicht nur um Informationsweitergabe.“ Die KI habe Schwierigkeiten mit Dialekten und Soziolekten, mit Alliterationen und Wortspielen. Und obendrein denke sie sich, wenn sie mit einem Text überfordert ist, schon mal komplett neue Inhalte aus, was in der KI-Welt als Halluzination bezeichnet wird. Werkzeuge wie DeepL könnten nützliche Hilfsmittel sein, glaubt Malz, genauso wie Übersetzer auch Nachschlagewerke verwenden. Aber ablösen könnten sie die Übersetzer nicht. Sie befürchtet, dass ihr „Berufsethos“ sie am Ende doch dazu bringe, mehr Arbeit in die Redigatur zu stecken als angemessen, um einen guten Text abzuliefern. Am Ende wären dann doch die Fähigkeiten einer geschulten Übersetzerin notwendig – zu einem niedrigeren Stundenlohn.

Gleichzeitig macht auch den Übersetzern die unklare Rechtslage Sorgen. In Deutschland gibt es im Paragraph 44b des Urheberrechtsgesetzes eine Ausnahme für „die automatisierte Analyse von einzelnen oder mehreren digitalen oder digitalisierten Werken, um daraus Informationen insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen zu gewinnen“ – also genau das, was ein KI-Modell mit seinen Trainingsdaten tut. Das Gesetz erlaubt zwar einen Vorbehalt. „Theoretisch könnte man verbieten, dass die Crawler die Texte auslesen“, sagt Andre Hansen, der sich im Verband der Literaturübersetzer mit den Möglichkeiten der KI-Übersetzung beschäftigt. Dafür müssten Autoren auf ihren Websites eine maschinenlesbare Datei hinterlegen. „Aber es gibt dafür noch keinen Standard, der auch von den amerikanischen Unternehmen respektiert würde.“

In Wort und in Bild ist es also den Kreativen selbst überlassen, sich aktiv gegen die KI-Konkurrenz zu schützen. Ganz ohne Menschen wird es noch lange nicht gehen. Aber ob die am Ende mit ihrer Kreativität noch genauso viel Geld verdienen, ist eine andere Frage.

# „Es braucht günstigere Batterien“

Volkswagen-Vorstand Thomas Schmall will trotz E-Auto-Flaute Milliarden in Batteriefabriken investieren – aber vielleicht werden sie nicht ganz so groß.

**Herr Schmall, VW investiert 1,5 Milliarden Euro in Batteriezellen. Aber E-Autos verkaufen sich schlecht. Investieren Sie in die Flaute hinein?** Höhen und Tiefen sind normal, Transformationen verlaufen nun mal nicht linear. Entscheidend ist die langfristige Entwicklung, und die geht klar in Richtung batterieelektrischer Antrieb. Unser Job ist es, uns auf die Schwankungen vorzubereiten. Deshalb kann ich auch nicht nachvollziehen, wenn es heißt, wir hätten unsere Pläne im Batteriebereich zurückgeschraubt.

**Haben Sie nicht?** Wir haben nie gesagt, dass wir im VW-Konzern alle Batterien, die wir benötigen, selbst herstellen wollen. Geplant war von Anfang an, dass wir die Hälfte selbst fertigen und die andere Hälfte zukaufen.

**Warum gibt VW überhaupt so viel Geld für eigene Batterien aus, wenn Sie die auch von Zulieferern kriegen?** Weil die Batterie eine Kerntechnologie des Elektroautos ist. Die ist so wichtig wie der Motor beim Benzin- oder Diesel. Aber heute ist die Autoindustrie fast vollständig abhängig von asiatischen Batterieherstellern. Das müssen wir ändern.

**Prognosen sagen, dass es nächstes Jahr, wenn die erste VW-Zellfabrik starten soll, weltweit fünfmal so viel Produktionskapazität für Batterien gibt, wie benötigt wird.** Wichtige Wettbewerber wie Tesla und BYD machen aus guten Gründen ihre eigenen Batterien. Wenn wir in der Batterietechnik in eine Führungsrolle kommen wollen, so wie heute in der Verbrennungstechnik, dann müssen wir sie selbst in die Hand nehmen. Im Moment ist es bildlich gesprochen so: Die westlichen Autohersteller sind nur Passagiere, die hinten im Bus mitfahren. Wohin dieser fährt, das entscheiden andere. Wir müssen selbst ans Lenkrad. Volkswagen hat den Anspruch, bei der Batterie ein Technologieführer zu werden – so wie wir das beim Verbrennungsmotor auch sind.

**Sie haben allerdings 2021 den Bau von sechs Zellfabriken angekündigt, fünf eigene und eine beim schwedischen Partner Northvolt. Jetzt sind neben Northvolt nur noch drei eigene geplant. Backen Sie kleinere Brötchen?** Wir hatten mit unserer Batteriesparte Power Co ursprünglich fünf Zellfabriken mit jeweils bis zu 40 Gigawattstunden pro Jahr geplant, in Summe also bis zu 200 Gigawattstunden. Rechnerisch reicht das für rund 2,5 Millionen E-Autos. Dann ist Nordamerika durch die staatliche Förderung und den niedrigen Strompreis ein hochinteressanter Produktionsstandort geworden. Darauf haben wir reagiert und die Kapazitäten neu verteilt. Wir bauen jetzt weniger Batteriefabriken, dafür aber eine sehr große im kanadischen Ontario. An den drei Standorten in Salzgitter, Valencia und Ontario planen wir aktuell mit bis zu 170 Gigawattstunden.

**Und damit weniger als die 200 Gigawattstunden, die mal geplant waren.** Bis 2030 ist ja noch Zeit. Bei Bedarf können wir unsere Standorte in Valencia und Ontario problemlos erweitern. In Salzgitter ist dagegen schon aus Platzgründen eine Erweiterung schwierig. Ob der Ausbau in Spanien und Kanada kommen wird, weiß ich heute noch nicht. Aber in den sechs Jahren bis 2030 ist das sicherlich machbar, wenn es gebraucht wird.

**Rücken Sie hier gerade von Ihrem 200-Gigawattstunden-Ziel ab?**

Nein. Unser Ziel ist nach wie vor realistisch, aber es ist nicht in Stein gemeißelt, der Bau von Batteriezellfabriken ist ja kein Selbstzweck. Der Ausbau der Werke wird davon abhängen, wie sich der Markt für E-Autos entwickelt. Wir sind flexibel.

**Derzeit zögern die Kunden in Europa und den USA mit dem Umstieg aufs E-Auto stärker als erhofft. Hat VW zu einseitig auf das batterieelektrische Auto gesetzt?** Dieser Vorwurf ärgert mich immer wieder. Wir haben früh auf die E-Mobilität gesetzt. Unter den etablierten Autoherstellern ist Volkswagen mit am besten aufgestellt, keiner verkauft mehr E-Fahrzeuge. Gleichzeitig verfügen wir weiter über ein starkes Geschäft mit herkömmlichen Fahrzeugen und Plug-in-Hybriden. Wir können deshalb viel flexibler reagieren als Hersteller, die nur das eine oder das andere bauen. Die Märkte entwickeln sich ja sehr unterschiedlich. In China wurden im Juli erstmals mehr Elektroautos als Verbrenner verkauft.

**Aber in Europa und den USA läuft der Verkauf von E-Autos nicht so toll. Machen Sie sich gar keine Sorgen um die Auslastung Ihrer neuen Batteriefabriken?** Da gibt es Flexibilität. Wir bauen unsere Fabriken nicht auf einen Schlag auf, sondern machen das Zug um Zug in Blöcken zu jeweils 20 Gigawattstunden. Das haben wir von Anfang so eingeplant. Wenn der Bedarf noch nicht da sein sollte, kann ich den Bau eines Blockes auch verschieben und zum Beispiel in Valencia zunächst nur 20 Gigawattstunden bauen statt 40 oder 60. Unser größtes Problem momentan ist ein ganz anderes.

**Nämlich?** Wir sind uns doch einig, dass die Zukunft der E-Mobilität gehört. Diese Transformation kostet unsere Industrie immens viel Kraft. Trotzdem werden die Kunden derzeit von verschiedenen Seiten extrem verunsichert. Denen wird eingeredet: Wir wissen noch gar nicht, ob sich das Elektroauto durchsetzt. Das kann ich einfach nicht nachvollziehen.

**Manche setzen darauf, Verbrennungsmotoren mit klimaschonenden synthetischen E-Fuels zu betreiben. Klar schauen wir uns auch E-Fuels an, die werden in bestimmten Märkten und für Bestandsfahrzeuge eine Rolle spielen. Aber im Massenmarkt werden sie nicht in den notwendigen Mengen und zu bezahlbaren Preisen zur Verfügung stehen.**

**In der deutschen Politik fordern Union, FDP und AfD, dass in der EU auch über 2035 hinaus Neuwagen mit Verbrennungsmotor verkauft werden dürfen. Liegen die also falsch?** Das Verbot ist nicht der entscheidende Punkt. Die eigentliche Frage ist: Gelingt es uns, den Kunden vom Elektroauto zu überzeugen, weil es ihm Vorteile bietet?

**Also haben Sie kein Problem damit, dass in der Politik gegen das Verbrennerverbot Front gemacht wird?** Damit habe ich schon ein Problem, denn damit wird suggeriert, dass es bessere technologische Alternativen zum batterieelektrischen Antrieb gibt, was bei Neuwagen im Volumensegment definitiv nicht der Fall ist. Die Hersteller brauchen Planungssicherheit. Wir haben Milliarden investiert und arbeiten darauf hin, in Europa ab 2035 nur noch elektrisch angetriebene



Thomas Schmall, 60, ist seit 2021 Technikvorstand der Volkswagen-Gruppe. Foto Daniel Pilar

Neufahrzeuge anzubieten. Und wir müssen ehrlich sein: Wenn wir die Elektrifizierung verschieben, dann wird es schwer, unsere CO<sub>2</sub>-Ziele zu erreichen. Beim Klimaschutz im Autoverkehr gibt es in der Breite keine Alternative zum Elektroauto.

**Konkurrenten sehen das anders. BMW-Chef Oliver Zipse warnt davor, dass wir uns durch die Festlegung auf das batterieelektrische Auto erpressbar machen.** Abhängig wird man dann, wenn man die Batterie aus der Hand gibt. Noch mal: Wir brauchen klare Rahmenbedingungen, eine Richtung, in die wir marschieren. Wir können nicht heute sagen, dass wir nach Norden wollen, und morgen heißt es, wir gehen nach Osten, und übermorgen soll es nach Süden gehen. Dann laufen wir nämlich im Kreis.

**Es heißt, die Deutschen zögerten mit dem E-Auto, weil es zu wenig Ladesäulen gebe. Stimmt das?** Das ist inzwischen vor allem eine Frage der Kommunikation. In Wahrheit ist die Ausstattung mit Ladesäulen deutlich besser, als viele glauben. Grob überschlagen, haben wir in Deutschland heute etwa 115.000 Zapfsäulen für Verbrennerfahrzeuge, aber mehr als 150.000 öffentliche Ladepunkte für E-Autos. Klar gibt es weiter viel zu tun, aber wir leben nicht in einer Wüste ohne Ladeinfrastruktur.

**Vielen Kunden sind E-Autos immer noch zu teuer, was an den kostspieligen Batterien liegt. Wann werden die so billig sein, dass E-Autos mit dem Verbrenner mithalten können?** Der entscheidende Hebel für die Batteriekosten sind die Rohstoffe und die Batteriechemie. Eisenphosphatbatterien, sogenannte LFP-Zellen, sind deutlich günstiger als die in Europa dominierenden NMC-Zellen. Wir werden diese Technologie deshalb auch bald in unserem Portfolio haben.

**Tesla und chinesische Hersteller bauen LFP schon lange ein. Haben die Europäer diesen Trend verschlafen?** Das würde ich nicht sagen, wir hatten zunächst nur andere Prioritäten. In den ersten Jahren der E-Mobilität kam es in Europa vor allem auf möglichst hohe Reichweiten an, und die erreicht man nun mal mit den teureren NMC-Batterien. Inzwischen haben aber viele Autofahrer gemerkt, dass diese Reichweiten für sie gar nicht so wichtig sind.

**Würden Sie früher auf LFP-Batterien setzen, wenn Sie heute noch mal zu entscheiden hätten?** Ja. Für das Einstiegssegment der E-Autos braucht es preisgünstigere Batterien.

**Werden Sie zum Start Ihrer ersten Batteriefabrik in Salzgitter Ende 2025 LFP-Batterien produzieren?** Dazu möchte ich heute noch nichts sagen, damit würde ich der Konkurrenz einen Gefallen tun. Nur so viel: Unsere Einheitszelle ist flexibel. Die Fabriken sind so ausgelegt, dass wir binnen weniger Wochen von NMC auf LFP umstellen können.

**Und wann bauen Sie die erste Festkörperbatterie, die mehr Reichweite und schnelleres Laden ermöglicht?** Noch in diesem Jahrzehnt.

**Wie stark hängen Ihre Batteriefabriken von chinesischen Rohstoffen ab?** Am Anfang werden wir eine chinesisch geprägte Lieferkette haben, das gilt im Übrigen weltweit für alle Zellhersteller. Denn selbst wenn die Rohstoffe von wo-

anders stammen, findet die Verarbeitung bislang vor allem in China statt. Aber wir werden uns Schritt für Schritt auf eigene Füße stellen und eine lokale, robuste Batterie-Lieferkette aufbauen. Wir investieren ja nicht nur in Batteriefabriken, sondern auch in eine eigene Rohstoffversorgung. Damit wir nicht weiter hinten im Bus sitzen, sondern vorne am Steuer.

Das Gespräch führte Marcus Theurer.

## JE MEHR IHR SEID, DESTO GÜNSTIGER WIRD'S<sup>1)</sup>

**Die neuen MagentaMobil Angebote. Jetzt zugreifen!**





Passend dazu:

**Google Pixel 9 Pro mit Gemini**  
nur **199,95 €<sup>2)</sup>**  
im Tarif MagentaMobil M mit Premium-Smartphone

Noch günstiger:

nur **1 €<sup>3)</sup>** beim Verkauf deines Smartphones + Altgerätwert on top



<sup>1)</sup> Voraussetzung sind ein Hauptvertrag und eine MagentaMobil PlusKarte. Mit Buchung jeder weiteren Zusatzkarte ergibt sich eine zusätzliche durchschnittliche Vergünstigung. Max. 10 Zusatzkarten (bis zu 5 Kids & Teens Karten) pro Hauptvertrag möglich. <sup>2)</sup> Gilt für das Google Pixel 9 Pro (128 GB) im Tarif MagentaMobil M mit Premium-Smartphone. Monatlicher Grundpreis beträgt 79,95 €. Bereitstellungspreis 39,95 €. Mindestlaufzeit 24 Monate. Ab einem Datenvolumen von 40 GB wird die Bandbreite im jeweiligen Monat auf max. 64 KBit/s (Download) und 16 KBit/s (Upload) beschränkt. <sup>3)</sup> Der Ankaufbonus gilt für private Endkunden ab 18 Jahren bei Kauf eines Google Pixel 9 Pro bis 30.09.2024 bei der Telekom Deutschland GmbH in Verbindung mit dem Abschluss eines neuen Mobilfunkvertrags oder einer Vertragsverlängerung und bei zusätzlichem Verkauf eines teilnahmeberechtigten Smartphones. Das Handy-Ankaufangebot für das Altgerät muss bis zum 30.09.2024 generiert werden und das Altgerät bis zum 21.10.2024 bei der Assurant Deutschland GmbH bzw. ihrem Dienstleister eingegangen bzw. im Shop abgegeben worden sein. Dann erhalten Teilnehmer ein Ankaufangebot für das Altgerät zzgl. des Ankaufbonus von 200 € bei Kauf eines Google Pixel 9 Pro. Das Altgerät muss funktionsfähig sein, d.h., es muss ein- und ausschaltbar sowie entsperrt (kein SIM-/Netlock) sein, darf keinen Wasserschaden oder Displaybruch aufweisen und muss einen Mindestankaufpreis von 1 € haben. Die Teilnahme an der Ankaufbonus-Aktion ist mit max. 3 Aktionsgeräten pro Haushalt möglich. Diese Anzahl gilt, solange der Vorrat reicht. Ausrichter der Aktion ist die Telekom Deutschland GmbH, Landgrabenweg 151, 53227 Bonn, Deutschland. Ein Angebot von: Telekom Deutschland GmbH, Landgrabenweg 151, 53227 Bonn.

# Der Schattenmann

Daniel Křetínský kauft in ganz Europa Unternehmen auf. Jetzt soll er zum Retter von Thyssenkrupp werden. Aber keiner weiß, ob er das überhaupt will.

Von Marcus Theurer



Als Investor hat Daniel Křetínský, 49, ein Milliardenvermögen aufgebaut. Jetzt ist er bei Thyssenkrupp eingestiegen.

Foto Stanislaw Krupar/Laif

Es wird ein heißer Herbst bei Thyssenkrupp. Das monatelange Ringen um die Zukunft von Deutschlands größtem Stahlhersteller geht der Entscheidung entgegen. Es geht um die Zukunft eines Traditionsunternehmens an Rhein und Ruhr, um viele Tausend Arbeitsplätze und auch um die großen Egos der handelnden Personen. Aufsichtsräte legen Marathonsitzungen hin, Manager teilen gegeneinander aus, Betriebsräte mobilisieren die Belegschaft. Die Politik in Düsseldorf und Berlin verfolgt den eskalierenden Streit mit Argusaugen. Nur vom mutmaßlich wichtigsten Akteur in diesem Drama im Revier hört und sieht man nichts. Dabei wird von ihm entscheidend abhängen, was aus den Stahlhütten wird.

Rückblende: Im November 2023 sitzt in der gläsernen Konzernzentrale von Thyssenkrupp in Essen eine kleine Männerrunde aus Betriebsräten und Gewerkschaftlern zusammen und wartet auf einen Gast, den sie bisher nur vom Hörensagen kennen. Der aus dem Ausland eingeflogene Besucher verspätet sich, als er schließlich doch noch eintrifft, ist es draußen schon dunkel geworden.

Daniel Křetínský, 49, notorisch öffentlichkeitsscheuer Milliardär aus der Tschechischen Republik, ist in delikater Mission angereist: Monatelang hatte er diskret über einen Einstieg beim größten deutschen Stahlhersteller Thyssenkrupp Steel, einer wichtigen Tochter des gleichnamigen Mischkonzerns, verhandelt. An diesem Herbsttag in Essen trifft er erstmals Arbeitnehmervertreter des Konzerns. Sie haben darauf gedrungen, den Schattenmann aus der Tschechischen Republik, der der neue starke Mann in ihrem Unternehmen werden soll, endlich einmal selbst in Augenschein nehmen zu können.

Křetínský ist eine rätselhafte Figur. Ein Selfmade-Milliardär, den Zeitungen gerne als die „tschechische Sphinx“ bezeichnen. Andere nennen den promovierten Juristen eine „fossile Hyäne“, ihm eilt der Ruf eines Schnäppchenjägers voraus, weil er mit Kohlegruben und Kraftwerken, die sonst keiner haben wollte, reich geworden ist. Auch als „Schrotthändler“ wurde er in den Medien schon abqualifiziert. Für Journalisten ist er schwer erreichbar, Gesprächsanfragen der F.A.S. lehnte er ab.

Aber die Methode Křetínský hat bislang funktioniert. Der Finanzdatendienstleis-

ter Bloomberg taxiert seinen Reichtum aktuell auf 8,3 Milliarden Dollar. Die von ihm kontrollierte Holdinggesellschaft EP Group hält Anteile an zahlreichen Unternehmen, ihr Jahresumsatz wird mit mehr als 100 Milliarden Euro, der operative Gewinn mit 8 Milliarden Euro beziffert. Křetínský, Sohn einer Verfassungsrichterin und eines Informatikprofessors, spielt in der ersten Liga der europäischen Wirtschaft mit.

Der Großteil seines Vermögens stammt aus dem Prager Energiekonzern EPH, der ihm zur Hälfte gehört und der an mehr als 70 europäischen Energieunternehmen beteiligt ist. In Ostdeutschland gehört Křetínský der Braunkohle-Stromkonzern LEAG. Er verdient daran, dass in der deutschen Energiewende immer noch viel Kohlestrom benötigt wird.

In den vergangenen Jahren hat der Milliardär außerdem ein verwirrendes Sammelsurium weiterer Beteiligungen zusammengekauft, darunter ein Düsseldorfer Großhändler Metro und an der französischen Einzelhandelsgruppe Casino. Auch bei der Pariser Zeitung „Le Monde“ und beim Fernsehsender Pro Sieben Sat.1 tauchte er als Investor auf. Sein jüngster Coup könnte sein bislang größter werden: Křetínský will für 3,6 Milliarden Pfund den britischen Postdienst Royal Mail übernehmen – Ausgang offen.

Und dann ist da noch Thyssenkrupp. Die abendliche Runde, zu der Křetínský letzten Herbst nach Essen reiste, war eine erste Charmeoﬀensive bei den misstrauischen Belegschaftsvertretern des Konzerns. Die Mission war durchaus erfolgreich. „Er hat die richtigen Knöpfe gedrückt“, erinnert sich ein Teilnehmer. Der Besucher trat uneitel, respektvoll und feinfühlig auf. Als eine Ikone der deutschen Industrie soll Křetínský die Stahlwerke von Thyssenkrupp bezeichnet haben. Eine Ehre wäre es für ihn, sich an einem solch traditionsreichen Unternehmen beteiligen zu dürfen. Und ja, er wolle gemeinsam mit den Belegschaftsvertretern in einer Mannschaft spielen, man werde dasselbe Trikot tragen, beteuerte der als Fußballfan bekannte Gast.

Es war Balsam auf die Seelen seiner Gesprächspartner. Das Stahlgeschäft, das rund 26.000 Mitarbeiter zählt, ist der historische Kern des seit vielen Jahren kriselnden Mischkonzerns Thyssenkrupp. Aber die Stahlkoche fühlen sich von der Konzernmutter stiefmütterlich behandelt. Generationen von Managern in Essen haben vergeblich versucht, die Traditions-

sparte loszuwerden. Der Stahl galt ihnen als unberechenbare Altlast, mit volatilen Ergebnisbeiträgen und hohem Kapitalbedarf. Doch immer neue Anläufe zu Verkäufen und Fusionen waren gescheitert.

Und jetzt saß da freundlich lächelnd und mit besten Manieren ausgestattet dieser milliarden schwere Investor vor den leidgeprüften Betriebsräten, der sie geradezu mit Liebe zu erdrücken versuchte, wie es einer der Anwesenden formuliert. Křetínský hinterließ also einen guten Eindruck – aber auch einen zwiespältigen: Kann man den Zusicherungen des Milliardärs trauen? Lässt der Investor den warmen Worten auch Taten folgen? Die Stahlwerke brauchen in den kommenden Jahren Milliardeninvestitionen. Ist Křetínský dazu bereit?

Antworten auf diese Fragen gibt es auch zehn Monate nach dem abendlichen Treffen in Essen nicht. Die Zukunft des Stahlherstellers erscheint noch immer so flüchtig ungreifbar wie der Rauch, der aus den Hochöfen in den Himmel quillt. Dabei wollte der energische Thyssenkrupp-Konzernchef Miguel López den Verkauf von 50 Prozent der Anteile an der Stahlsparte an Křetínský bereits bis Ende 2023 unter Dach und Fach haben. „Machen ist wie wollen, nur krasser“, zitierte López vergangenen Herbst im Gespräch mit der F.A.S. einen alten Sponti-Spruch. Einziger Interessent für die Stahlwerke schon damals: Daniel Křetínský.

Doch woran man bei Křetínský ist, das ist nach wie vor unklar. Zwar hat seine Finanzholding EP Group Ende April tatsächlich einen Anteil von 20 Prozent an der Stahlsparte erworben, aber als ein wirkliches Commitment Křetínský wird das nicht gewertet. Beteiligte berichten von einer Vertragsklausel, wonach er die erworbenen Anteile zurückgeben und seinen Einsatz zurückhalten kann.

Der Kaufpreis ist ohnehin überschaubar, die Rede ist von einem niedrigen dreistelligen Millionenbetrag. Ob er seine Beteiligung an Thyssenkrupp Steel wie angekündigt auf 50 Prozent aufstockt, ist derweil offen. „Alles kann, nichts muss“, fasst ein Aufsichtsrat die vorteilhafte Verhandlungsposition Křetínskýs zusammen.

Der Mann, an dem die Zukunft der Stahlwerke hängen soll, hält sich raus aus dem großen Zoff, der diesen Sommer bei Thyssenkrupp tobt. Betriebsräte und Gewerkschafter machen seit Monaten mobil gegen Konzernchef López. Dieser wolle die Stahlproduktionskapazität womöglich

halbieren und sich dann durch den geplanten Einstieg Křetínskýs aus der Verantwortung stehlen – ohne die Stahlwerke mit ausreichend Finanzmitteln für die Zukunft auszustatten.

Auch innerhalb des Managements ist ein offener Streit ausgebrochen. Fünf Stunden lang tagten vor zwei Wochen die Mitglieder des Aufsichtsrats der Stahltochter. Hinterher schoss López gegen Bernhard Osburg, den Chef der Stahl-Tochtergesellschaft: Dieser müsse „ohne Schönfärberei“ einen tragfähigen und finanzierbaren Geschäftsplan vorlegen. Die nächste Runde steht am kommenden Donnerstag an, wenn das Kontrollgremium erneut tagt.

Křetínský saß bei dem Treffen der Stahl-Aufsichtsräte Anfang August mit am Tisch, Teilnehmern zufolge schwieg er die meiste Zeit. Er kann das wilde Hauen und Stechen bei Thyssenkrupp entspannt verfolgen. „López dagegen hat sich selbst unter einen gigantischen Druck gesetzt“, sagt ein Aufsichtsrat. Dessen forsche Ankündigung, eine schnelle Lösung für die Stahlsparte zu finden, bringe ihn in eine schwierige Lage im Poker mit Křetínský.

Doch es gibt noch eine andere Lesart: „Das ist eine Win-win-Situation“, sagt ein Beteiligter. Für den Thyssenkrupp-Chef wäre Křetínský auch dann hilfreich, wenn der Tscheche am Ende einen Rückzieher machen sollte und seine 20-Prozent-Beteiligung an der Stahlsparte Thyssenkrupp Steel zurückgäbe, statt sie auf 50 Prozent aufzustocken.

Was erst einmal widersinnig klingt, liegt an den vertraglichen Verbindungen zwischen der Konzernmutter Thyssenkrupp AG und der Stahltochter Thyssenkrupp Steel AG. Beide Gesellschaften sind über einen sogenannten Beherrschungsvertrag verbunden. Der bringt für die Mutter erhebliche Finanzrisiken mit sich, weil er sie dazu verpflichtet, eventuelle Verluste der Stahlsparte auszugleichen.

Doch wegen des Einstiegs von Křetínský bei den Stahlwerken wird der Beherrschungsvertrag Ende September automatisch erlöschen. Der entscheidende Punkt dabei: Selbst wenn Křetínský später vom Kauf der Anteile zurücktreten sollte – der Beherrschungsvertrag lebt damit nicht wieder auf. Die Konzernmutter muss nicht mehr automatisch für den Stahl einstehen wie bisher. Ein wichtiger Erfolg für López.

Zwar gibt es übergangsweise weiter Absicherungsverpflichtungen, aber eben nur

vorübergehend, weshalb Konzernmutter und Stahltochter an einer Finanzierungsvereinbarung auf 24 Monate arbeiten. Danach sollen die Thyssenkrupp-Stahlwerke finanziell auf eigenen Beinen stehen. „Das Geld kommt dann nicht mehr aus der Steckdose“, heißt es lakonisch in der Essener Konzernzentrale.

Klar ist allerdings auch, dass der Thyssenkrupp-Konzern den Stahlwerkern eine voraussichtlich milliarden schwere Mitgift mit in die Unabhängigkeit geben muss. Sonst wäre der Stahlhersteller kaum überlebensfähig, so die Befürchtung. Wie groß das Paket ausfallen soll, darüber wird heftig gestritten. López sei bereit, rund 2,5 Milliarden Euro bereitzustellen, nötig seien dagegen gut 4 Milliarden Euro, heißt es aus Aufsichtsratskreisen. Nicht zuletzt die hohen Pensionsverpflichtungen der Stahlsparte von rund 2,8 Milliarden Euro sind schwerer Ballast.

Eine geplante und womöglich drastische Kürzung der Produktionskapazität, die Tausende von Arbeitsplätzen kosten wird, könnte den Finanzbedarf drücken. Auch darüber feilschen Mutter und Tochter. Ein Wirtschaftsprüfer-Gutachten soll nun helfen, die Höhe der Mitgift zu ermitteln. Vorliegen wird es wohl gegen Jahresende – und bis dahin wird auch der Investor Křetínský kaum weitere Anteile an den Stahlwerken erwerben, so die allgemeine Erwartung.

Aber wie viel ist der Tscheche überhaupt bereit, an eigenem Geld im Ruhrgebiet zu investieren? Das ist bislang völlig offen. Gewerkschaften und Betriebsrat befürchten, dass die Antwort lauten wird: nicht viel. Am Ende lasse der Milliardär die Zeche gerne andere zahlen, das sei nun mal die Křetínský-Masche, sagt ein Aufsichtsrat: „Mit möglichst wenig eigenem Einsatz viel erreichen.“

In der Vergangenheit hat der Milliardär schon öfter nach Unternehmen gegriffen, die sonst keiner haben wollte und die deshalb billig waren. Nach diesem Muster kaufte er 2016 dem schwedischen Vattenfall-Konzern dessen Braunkohlelegetegebauten und Kraftwerke in der Lausitz ab. Die LEAG ist heute eines seiner wertvollsten Unternehmen. Der Tscheche hat gut verhandelt: Zuerst gab ihm Vattenfall 1,7 Milliarden Euro für die spätere Renaturierung der Kohlegruben mit auf den Weg. Inzwischen kann Křetínský zusätzlich mit einer milliarden schweren Entschädigung des deutschen Staates rechnen, dafür, dass er

die Kohleverstromung 2038 vorzeitig beendet.

Auch bei Thyssenkrupp lockt viel Geld vom Steuerzahler. Ein Teil des Stahlwerks in Duisburg soll mit hohem Aufwand auf klimaschonende Produktionsverfahren umgestellt werden. Zwei Milliarden Euro machen Bundeswirtschaftsminister Robert Habeck und die Landesregierung in Düsseldorf locker für das Mammutprojekt, das zu einem Leuchtturm der industriellen Energiewende werden soll. Habeck beobachte angesichts des hohen Einsatzes an Steuerzahler-Geld mit Argwohn die Wirren bei Thyssenkrupp, sagen Gesprächspartner übereinstimmend. Er habe Vorbehalte gegen Křetínský, mit dem er um die LEAG-Entschädigung rang. Das Wirtschaftsministerium selbst schweigt auf Anfrage. Ein knallharter Verhandler sei der Tscheche, berichtet einer, der bei der LEAG mit dem Milliardär zu tun hatte. Aber er sagt auch: „Wenn es einen Deal gibt, dann hält Křetínský seine Zusagen ein.“

Das Problem ist nur: Bei Thyssenkrupp hat der Tscheche bisher kaum harte Zusagen gemacht. Am Ende bleiben Zweifel, wie ernst es ihm mit seinem Einstieg in die deutsche Stahlindustrie ist – und ob er einen tragfähigen unternehmerischen Plan hat. Nicht immer agierte der Investor in der Vergangenheit strategisch durchdacht. Seinen Einstieg bei der Metro vor einigen Jahren etwa schildern damals Beteiligte als unbeholfen und verlustreich.

Was er mit den Stahlwerken von Thyssenkrupp anfangen will, ist Konzerninsidern und auch Leuten, die Křetínský ganz gut kennen, schleierhaft. Der Tscheche könne mit seiner Energie-Expertise in Zukunft für eine Versorgung der Stahlwerke mit sauberer, grüner Energie sorgen, heißt es aus dem Lager von López. Das ist allerdings eine umstrittene Deutung. „Dünnes Gerede“, sagt dazu ein Aufsichtsrat.

Ein Berater, der für Křetínský in Großbritannien arbeitet, beschreibt dessen unternehmerisches Denken. Der Tscheche setze bei seinen Investments auf drei tragende Säulen: Energieunternehmen wie die LEAG, Handelsunternehmen wie Casino und Metro und Logistikfirmen wie die Royal Mail. Und wo ist der Platz von Thyssenkrupp im Křetínský-Kosmos? Es gebe „Opportunitäten für Synergien“ mit dem Energiegeschäft sagt der Berater. „Eine strategische Säule ist der Stahl nicht.“



Die Rechnungen sind irgendwo in Ordnern oder Mailpostfächern verschwunden, die Gedanken an die Steuererklärung verdrängt. Doch einmal im Jahr kommen sie zwangsweise doch wieder auf: Der 2. September ist dieses Mal der Stichtag, an dem Privatleute ihre Steuererklärung für das Jahr 2023 spätestens einreichen müssen.

Einfach macht es der deutsche Staat den Bürgern nicht, so viel ist bekannt. Wer die Steuererklärung in aller Genauigkeit erledigt und die maximale Erstattung anstrebt, der sitzt schnell mehrere Stunden vor dem Computer. Das Durchhaltevermögen kann sich lohnen, immerhin erhalten die Steuerzahler im Durchschnitt 1095 Euro zurück, so die Daten des Bundes der Steuerzahler – und dieses Geld ist netto, es wird nicht mehr versteuert. Auch wer das Prozedere mit dem kleinstmöglichen Aufwand hinter sich bringen möchte, kann eine stattliche Summe zurückbekommen. Immerhin gibt es einige Posten, die sich einfach ausfüllen lassen und viel Geld bringen. Und wer die richtigen Kniffe kennt, kann die Steuererklärung sogar in weniger als einer Stunde erledigen.

Grundsätzlich gilt: Zur Steuererklärung verpflichtet sind Verheiratete mit verschiedenen Steuerklassen, Selbständige, Vermieter oder all diejenigen, die Sozialleistungen wie Elterngeld oder Arbeitslosengeld erhalten haben. Wer sich Unterstützung holt, etwa von einem Steuerberater, oder die Erklärung freiwillig machen möchte, hat noch etwas länger Zeit. Doch auch das Aufschieben ändert nichts daran, dass der Papierkram wartet.

Einige Schritte erfolgen bereits automatisch, so landet die Lohnsteuerbescheinigung direkt beim Finanzamt. Die

Steuer-ID wiederum sollte man selbst zur Hand haben. Wer alle abzugsfähigen Ausgaben im Detail eintragen möchte, braucht die Rechnungen als Nachweis. „Der Hauptkniff in der Steuererklärung besteht darin, sich ein gutes System anzueignen, um Belege schon während des Jahres zu sammeln“, sagt Christoph Kiegler, Steuerberater beim Wirtschaftsprüfer KPMG. Das kann etwa ein Ordner sein, in den ausschließlich die Rechnungen kommen, die für die Steuererklärung relevant sind. Dieser Tipp mag für so manchen aktuell zu spät sein, doch die nächste Steuererklärung kommt gewiss. Teils lässt sich die Mühe, die Rechnungen zusammenzutragen, jedoch sparen, worauf noch zu kommen sein wird.

Wer wenig Aufwand haben will, sollte zudem – Kniff zwei – übers Digitale nachdenken. Erledigt man die Steuer-

erklärung auf Papier, ist der Aufwand meist groß – erlaubt ist dies ohnehin nur noch in Ausnahmefällen. Einfacher geht es digital. Elster heißt die Steuersoftware der Finanzämter. Sie ist kostenlos, den Zugang kann man über die Internetseite beantragen. Allerdings dauert das Freischalten einige Tage, was bis Anfang September knapp werden könnte. Zudem gibt es auch kommerzielle Software wie etwa Wisio oder Taxfix, die beim Ausfüllen der Steuererklärung hilft. Diese Programme sind meist in leicht verständlichem Deutsch gehalten statt in Behördensprache und geben noch dazu Tipps zum Steuersparen. Sie kosten ungefähr 20 bis 40 Euro.

Beim Eingeben der persönlichen Daten, der Steuernummer und der Banknummer gibt es keine Abkürzung. Auch alle Einkünfte muss man pflichtgemäß melden, so etwa Vermietungseinnahmen oder Kapitalerträge, die über dem Sparerpauschbetrag von 1000 Euro liegen. Spannender wird es, sobald es um etwaige Kosten geht, die das zu versteuernde Einkommen senken und der Steuerzahler so eine Rückzahlung vom Staat erwarten kann. Hierbei wird der dritte Kniff wichtig: Pauschalen richtig zu nutzen. Denn für einige Ausgaben hat der Staat Festbeträge bestimmt, die jeder Bürger angeben kann, ohne Belege dafür aufweisen zu müssen.

Am relevantesten sind dabei die sogenannten Werbungskosten, also all jene Ausgaben, die für berufliche Tätigkeiten entstanden sind. Das Finanzamt berücksichtigt dabei eine Pauschale von 1230 Euro. Wer eine Steuererklärung macht, sollte sich überlegen, ob im Laufe des Jahres höhere Kosten entstanden sind. Dann lassen sich diese nämlich von der Steuer absetzen, und es gibt Geld zurück. Das kann schnell der Fall sein, denn zu den Werbungskosten zählen Ausgaben für Arbeitsutensilien wie Laptop oder Bücher, die Kosten für das Pendeln zur Arbeit oder Fortbildungen.

Besonders zwei Pauschalen sind ziemlich einfach anzugeben. Erstens die Entfernungspauschale. Wer bis zu 20 Kilometer zur Arbeit pendelt, kann 30 Cent pro Kilometer geltend machen, für jeden Kilometer darüber sind es 38 Cent. Hierzu eine Beispielrechnung: Ein Arbeitnehmer fährt 28 Kilometer bis zum Büro, insgesamt war er dort im vergangenen Jahr an 150 Tagen. Daraus ergibt sich eine Pendlerpauschale von 1356 Euro (20 Kilometer  $\times$  0,3 Euro  $\times$  150 Tage + 8 Kilo-

meter  $\times$  0,38 Euro  $\times$  150 Tage). Alleine damit ist die Werbungskostenpauschale von 1230 Euro schon überschritten. Begrenzt ist die Entfernungspauschale bei Nutzung von öffentlichen Verkehrsmitteln allerdings auf 4500 Euro pro Kalenderjahr, heißt es vom Bund der Steuerzahler. „Auch Zuschüsse vom Arbeitgeber für das Deutschlandticket werden davon abgezogen“, sagt Abteilungsleiterin Daniela Karbe-Gebler.

Die Rechnung lässt sich fortführen: Das Jahr 2023 hatte in den meisten Bundesländern 252 Arbeitstage. Angenommen, der Arbeitnehmer war 40 Tage lang im Urlaub, dann bleiben bei 150 Tagen im Büro 62 Tage im Homeoffice. Da greift die zweite wichtige Pauschale, die Homeofficepauschale. Hier gab es für das Steuerjahr 2023 zwei wichtige Änderungen. So dürften nun sechs Euro statt bisher fünf Euro pro Tag im Homeoffice angesetzt werden. „Außerdem ist es möglich, mehr Tage geltend zu machen“, sagt Karbe-Gebler. „Früher waren es 120 Tage, nun sind es 210 Tage.“ Für die Beispielrechnung bedeutet das: 62 Tage multipliziert mit 6 Euro ergibt 372 Euro.

Nun wissen vermutlich die wenigsten die exakte Zahl an Tagen, die sie im vergangenen Jahr von zu Hause aus gearbeitet haben. Natürlich kann man die Zahl schätzen, doch im Zweifel muss man sie dem Finanzamt nachweisen können. Was hilft: Fast jedes Unternehmen in Deutschland dürfte mittlerweile klare Regeln dazu haben, wie häufig die Mitarbeiter ins Büro kommen müssen. Schreibt der Arbeitgeber also eine Anwesenheitspflicht von 50 Prozent vor, kann diese auch einfach für die Steuererklärung übernommen werden. Der Arbeitnehmer muss dann also nicht mehr extra nachrechnen.

Auch eine weitere Pauschale lässt sich problemlos anführen, und zwar für die Kontoführungsgebühren. Für jenes Konto, auf welches das Gehalt eingeht, können 16 Euro angesetzt werden. Ebenso können die Kosten für Internet und Handy geltend gemacht werden, wenn diese auch beruflich genutzt werden, etwa im Homeoffice. Das Finanzamt erkennt 20 Prozent der Kosten ohne Nachweis an. Bei einer monatlichen Rechnung von beispielsweise 20 Euro sind das also 4 Euro und auf das Jahr hochgerechnet 48 Euro. Sonderlich viel ist das nicht, verglichen mit den anderen Posten. Für diejenigen, die die Kosten direkt vorliegen haben, beispielsweise über die monatliche Überweisung in der Banking-App, verursacht das Eintragen nicht allzu viel Aufwand.

Viel Mühe wiederum verursacht ein anderer Punkt der Werbungskosten: das häusliche Arbeitszimmer. Das lässt sich theoretisch auch von der Steuer abset-

zen. „Allerdings nur unter bestimmten engen Voraussetzungen“, sagt Steuerberater Christoph Kiegler von KPMG. Es muss ein abgegrenzter Raum ohne private Nutzung sein und Mittelpunkt der beruflichen Tätigkeit, für all das braucht es Nachweise. „Wer es sich mit der Steuererklärung einfach machen möchte, spart sich den Aufwand und nimmt lieber die Homeofficepauschale in Anspruch“, sagt er.

Von den Pauschalen abgesehen, gibt es weitere Ausgaben, die relativ einfach anzugeben sind, was der vierte Kniff ist: Erstattungen für Ausgaben zu nutzen, für die es keine komplizierten Voraussetzungen gibt, sondern für die einzig ein Beleg auf Nachfrage des Finanzamts notwendig ist. So zählen auch berufsbedingte Ausgaben wie Fortbildungen oder elektronische Geräte zu den Werbungskosten. Wird das neue iPad beispielsweise zu 50 Prozent für die Arbeit verwendet, ist das dementsprechend anzugeben.

Ergänzt man auf diesen Annahmen basierend die Beispielrechnung weiter und geht davon aus, dass der Steuerzahler Büromittel für 700 Euro angeschafft hat, ein Jahreseinkommen von 70.000 Euro hat und als Lediger in die Steuerklasse 1 fällt, kommt man zu folgendem Ergebnis: Die Werbungskosten betragen 2492 Euro. In der Gehaltskategorie dieses Arbeitnehmers liegt der Steuersatz durchschnittlich bei etwa 30 Prozent. Daraus ergibt sich eine Steuererstattung von 748 Euro.

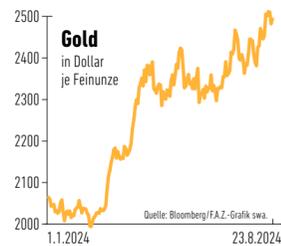
Über die Werbungskosten hinaus können auch weitere Kosten abgesetzt werden, für die es einzig einen Beleg braucht, beispielsweise für Handwerker und hausnahe Dienstleistungen. Wer also die Waschmaschine reparieren ließ, kann dies in der Steuererklärung angeben. „Allerdings bezieht sich das nur auf die Lohnkosten“, sagt Christoph Kiegler von KPMG. Materialien können nicht geltend gemacht werden. Üblicherweise führen Handwerker diese Posten getrennt auf der Rechnung an. „Was viele Steuerzahler vergessen: Auch Mieter können solche Kosten geltend machen, und zwar durch die Nebenkostenabrechnung.“ Die dort gelisteten Ausgaben für Gebäudereinigung, den Gärtner oder die Schneeräumung können in der Steuererklärung eingetragen werden.

Zudem ist es auch möglich, Spenden von der Steuer absetzen. Wer beispielsweise an die Kinderkrebshilfe oder einen Tierschutzverein gespendet hat, kann das in der Steuererklärung angeben und das zu versteuernde Einkommen reduzieren. Auszufüllen ist das in der Anlage „Sonderausgaben“. Genauso ist es mit der Kirchensteuer oder den Kosten für die Kinderbetreuung, auch diese zählen als Sonderausgaben. Für Letztere lassen sich maximal 4000 Euro pro Kind und Jahr absetzen. „Wichtig ist, dass nur die reinen Betreuungskosten zählen. Aufschläge für das Essen oder Windeln sind ausgenommen“, sagt Kiegler.

Bleibt noch ein letzter Rat: Keine Angst vor Irrtümern! Einer Umfrage der Steuersoftware Taxfix zufolge haben 44 Prozent der Befragten Angst, einen Fehler zu machen. Steuerberater Kiegler rät, sich bloß nicht verunsichern zu lassen. „Falls man tatsächlich später einen Fehler bemerkt und beispielsweise eine Rechnung falsch angeführt hat, lässt sich das korrigieren.“ Wichtig sei nur, den Irrtum dem zuständigen Finanzamt rasch zu melden.

Und dann gilt es abzuwarten. Üblicherweise dauert es ein paar Wochen, bis der Steuerbescheid im Briefkasten liegt und das erstattete Geld auf dem eigenen Konto ist.

## TOPS & FLOPS



### DER GOLDPREIS STEIGT

Der Goldpreis ist erstmals in der Geschichte über die Marke von 2500 Dollar je Feinunze (31,1 Gramm) gestiegen. Seit Anfang des Jahres hat der Goldpreis damit um mehr als 400 Dollar zugelegt. Seit 2018 hat er sich verdoppelt. Analysten sehen hinter dem Anstieg der vergangenen Tage die Hoffnung auf baldige Zinssenkungen in den Vereinigten Staaten. Dort hatten Arbeitsmarktdaten zuletzt auf ein Abkühlen der Konjunktur hingedeutet. Auch die geopolitische Unsicherheit im Nahen Osten lässt die Nachfrage nach Gold steigen. Das Edelmetall ist traditionell eine beliebte Anlageform in Krisenzeiten.

### DEUTSCHE BANK EINIGT SICH

Die Deutsche Bank hat ein Kapitel des jahrelangen Rechtsstreits um die zu ihr gehörende Postbank schließen können. Sie einigte sich in einem außergerichtlichen Vergleich mit 80 Klägern. Der Aktienkurs stieg um zwei Prozent.

### EVENTIM WÄCHST

Der Ticketvermarkter und Veranstalter CTS Eventim profitiert von starken Ticketverkäufen. Das Unternehmen konnte seinen Umsatz im Vergleich zum Vorjahreszeitraum um mehr als ein Fünftel steigern. Der Aktienkurs stieg auf ein Rekordhoch.

### RÜSTUNGS AKTIEN IM MINUS

Die Unsicherheit über die weitere Finanzierung der Militärhilfe für die Ukraine hat die Aktien von Rüstungsunternehmen unter Druck gebracht. Die F.A.S. hatte zuletzt berichtet, dass die Regierung keine zusätzlichen Mittel über die bereits beschlossenen vier Milliarden Euro hinaus einplanen will. Der Kurs von Rheinmetall fiel um zwei Prozent, der von Hensoldt um fast fünf Prozent.

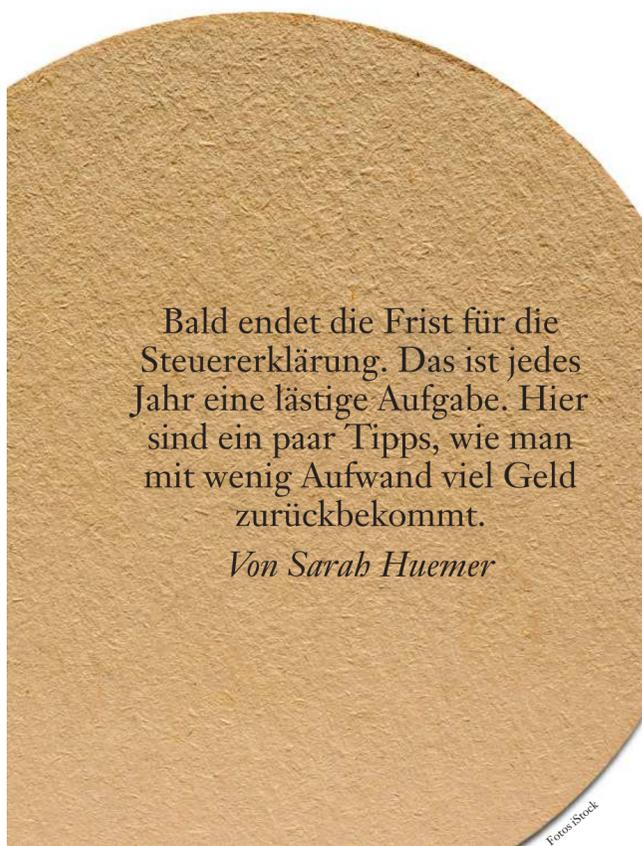
### ILLEGALE AUTOMATEN

Geldautomaten für Kryptowährungen sind attraktiv für Cyberkriminelle und können zur Geldwäsche benutzt werden. Die Bankenaufsicht Bafin hat nun in einer deutschlandweiten Aktion 13 solcher Automaten beschlagnahmt, die illegal in Kiosken aufgestellt waren. Die Behörde behielt bei der Razzia an insgesamt 35 Standorten Bargeld im Wert von einer Viertel-million Euro ein.



### TEURER DIAMANT

Es dürfte mit 2492 Karat der zweitgrößte Rohdiamant sein, der je in einer Mine entdeckt wurde. Er passt gerade so in eine Handfläche und ist wohl Millionen wert. Der Sensationsfund wurde in der Karowe-Mine in Botswana gemacht, die dem kanadischen Diamantenförderer Lucara gehört. Der bislang größte Diamant wurde im Jahr 1905 in Südafrika gefunden.



Bald endet die Frist für die Steuererklärung. Das ist jedes Jahr eine lästige Aufgabe. Hier sind ein paar Tipps, wie man mit wenig Aufwand viel Geld zurückbekommt.

Von Sarah Huemer

Foto: iStock



Nestlé schmeckt nicht mehr

Von Stefanie Diemand

Gerade in wirtschaftlich schwierigen Zeiten galt die Aktie des größten Nahrungsmittelkonzerns der Welt als sichere Bank für das Depot. „Gegessen wird immer“, lautete die Devise seit Jahrzehnten.

Mit dieser Beständigkeit ist es spätestens seit Donnerstag vorbei. Am Abend verkündete der Lebensmittelkonzern überraschend das Aus für Unternehmenschef Mark Schneider. Offiziell tritt Schneider nach siebeneinhalb Jahren freiwillig zurück, doch hinter den Kulissen hat es schon länger kräftig rumort.

Nestlé macht's nicht mehr: Schon im vergangenen Herbst fiel der Aktienkurs unter die Marke von 100 Franken. Vor einem Monat, bei der Vorstellung der Halbjahreszahlen, brach der Kurs sogar um fünf Prozent auf unter 90 Franken ein. Ein Schock für den erfolgsverwöhnten Konzern aus der Schweiz. Zwar wuchs Nestlé zuletzt, aber deutlich langsamer als früher. Das Lebensmittelunternehmen leidet nach wie vor darunter, dass viele Konsumenten zu den günstigeren Produkten der Konkurrenz greifen. Aber es gab auch interne Probleme: Unter Schneider entwickelte sich das Vitaminsegment schlecht, Skandale rund um die illegalen Aufbereitungsmethoden im Wassergeschäft taten ihr Übriges. Schneider musste die Prognose für das laufende Geschäftsjahr nach unten korrigieren.

Es musste also etwas geschehen, um die Anleger zu beruhigen. Schneider war der erste Vorstandsvorsitzende, den der Konzern von außen holte. Davon scheint man nun wieder Abstand nehmen zu wollen. Der neue Chef, Laurent Freixe, ist seit mehr als 38 Jahren bei Nestlé. Ein Zeichen, dass sich der Konzern mit ihm wieder auf seine Kernkategorien, darunter Kaffee, Tiernahrung und Ernährung, konzentrieren könnte. Schneiders Abgang markiert einen ersten Wandel bei Nestlé, im besten Fall zurück zur alten Stärke. Diesen zu begleiten könnte sich für Anleger lohnen.

Aus der Welt des Sports ist bekannt, dass der Tag des größten Triumphs zum Beginn eines schmerzhaften Niedergangs werden kann. So erging es exemplarisch der deutschen Fußballnationalmannschaft nach ihrem WM-Erfolg 2014 in Brasilien, auf den bei der nächsten Weltmeisterschaft in Russland das Ausscheiden in der Vorrunde folgte.

Auch die Finanzwelt kennt vergleichbare Konstellationen – also Aktiengesellschaften, deren Kurse nach Jahren an der Spitze plötzlich fallen und fallen. In Deutschland hat es nun gleich einen ganzen Börsenindex erwischt. Die Rede ist vom M-Dax. Zwar ist das Börsenbarometer nicht jedem so geläufig wie der bekannteste deutsche Index, der Dax. Doch die beiden sind eng miteinander verknüpft: Im Dax sind die 40 größten deutschen Aktiengesellschaften gemessen an ihrem Börsenwert versammelt und im M-Dax jene 50 Unternehmen, die auf den Plätzen folgen.

Mid-Caps (zu Deutsch: mittelgroße Aktiengesellschaften) nennt man diese Unternehmen im Börsensprech, doch das unterschlägt, dass diese Firmen keineswegs für Mittelmaß stehen. Im Gegenteil: An der Börse machten sie Anlegern über Jahre hinweg große Freude. Von Anfang 2009, inmitten der Finanzkrise, bis Ende des Jahres 2021 legte der M-Dax um sage und schreibe 527 Prozent hinzu. Der Dax schlug sich im gleichen Zeitraum zwar ebenfalls wacker, schaffte jedoch nicht einmal halb so viel an Zuwachs. Finanzmagazine stimmten darum Lobeshymnen auf den „besseren Dax“ an, wie der M-Dax in jener Zeit häufig von Journalisten genannt wurde.

Doch einen Ehrentitel verdient der M-Dax längst nicht mehr. Konnte man seine Verluste im Jahr 2022 noch als Ausdruck einer allgemein schlechten Börsenstimmung abtun, der sich kein Aktienindex auf der Welt entziehen konnte, so ist seine Schwäche mittlerweile zu einer Art Dauerzustand geworden. Wer sich die Wertentwicklung von Dax und M-Dax zwischen Anfang 2021 und heute ansieht, kommt auf ein frapierendes Ergebnis: Der Dax notiert seitdem rund 35 Prozent im Plus, der M-Dax hingegen kommt auf ein Minus von rund 20 Prozent (siehe Grafik). Trotz mancher zwischenzeitlichen Erholung ist auch in diesem Jahr bisher keine Besserung in Sicht. Der M-Dax ist seit Jahresanfang um fast zehn Prozent gefallen, der Dax dagegen um zehn Prozent gestiegen.

Wieso geht es dem einstigen Börsenliebling so schlecht? Natürlich gibt es nicht nur einen Grund für den Niedergang, es gibt jedoch ein ganz konkretes Datum, an dem alles begann: der 20. September 2021, ein Montag. Wenige Tage zuvor, am 2. September, hatte der M-Dax mit mehr als 36.000 Punkten ein neues Rekordhoch erzielt, das bis heute unerreicht ist.

In diesem Moment seines größten Erfolges verlor der Index seine wichtigsten Mitglieder – fast so wie ein Verein, der nach dem Gewinn der Meisterschaft alle seine Führungsspieler abgeben muss. Im Falle des M-Dax war es die Deutsche

Der gefallene Börsenstar

Der M-Dax war viele Jahre der Liebling der Anleger und schlug sich weit besser als der Dax. Damit ist es vorbei.

Von Dennis Kremer



Indexveränderung gegenüber dem 1. Januar 2021

Quelle: Bloomberg/FAZ-Grafik Gonzalez

Börse, die alles umkrempelte. Die Börse berechnet den Index nicht nur, sondern hatte sich auch entschlossen, an jenem 20. September eine große Reform ins Werk zu setzen: Der Dax, der seit seiner Gründung im Jahr 1988 aus 30 Aktiengesellschaften bestanden hatte, erhielt von da an zehn neue Mitglieder. Es handelte sich um die zehn stärksten Unternehmen des M-Dax. Der Dax setzte sich also fortan aus 40 Firmen zusammen, der M-Dax hingegen nur noch aus 50 Unternehmen. Vorher waren es 60 Firmen gewesen.

Gedacht war dieser Umbau vor allem dazu, um den Dax im internationalen

Vergleich aufzuwerten, da viele Börsenbarometer aus anderen Ländern auf deutlich mehr Mitglieder kommen, was Anlegern in aller Regel besser gefällt. Aber schon damals war manchen Experten klar, dass die Veränderung quasi im Vorübergehen den M-Dax schwer beschädigen würde. So beklagte die langjährige Chefin des Deutschen Aktieninstituts, Christine Bortenlänger, bereits 2021 die Schwächung des M-Dax, die mit der Reform einherging. Heute sagt ein Fachmann wie Achim Matzke von Matzke Research, der die Deutsche Börse damals mitberaten hat: „Der M-Dax hat sich von seinem damaligen

Qualitätsverlust bislang nicht wieder erholt. Seitdem fehlt es ihm an echten Zugpferden.“

Zu den Aufsteigern in den Dax gehörten 2021 beispielsweise die Porsche Automobil Holding, der Gesundheitskonzern Sartorius oder das Onlinebekleidungsunternehmen Zalando. Die Mischung verdeutlicht gut, wofür M-Dax-Unternehmen üblicherweise standen: Da waren erstens erprobte, aber nur Eingeweihten bekannte Weltmarktführer wie Sartorius, zweitens klassische Industrieunternehmen wie Porsche und drittens junge, schnell wachsende Firmen wie Zalando. Gerade die Letzteren

verschafften dem Index jene besondere Dynamik, die ihn lange auszeichnete.

Dax-Absteiger, die auf dem Wege der regelmäßigen Indexüberprüfung der Börse wegen schwächerer Kursentwicklung in den M-Dax kamen, haben dem Index hingegen zuletzt kein Glück gebracht: Als Ersatz für den Rüstungskonzern und Börsenliebling Rheinmetall, der in den Dax aufstieg, kam ausgerechnet der strahlende Gesundheitskonzern Fresenius Medical Care (FMC) in den M-Dax.

Wenn Analyst Matzke von „fehlenden Zugpferden“ spricht, meint er damit etwas, was sich exemplarisch ebenfalls anhand von FMC verdeutlichen lässt. Das Unternehmen gehört mit einem Anteil von vier Prozent zu den Schwergewichten im M-Dax, der Kurs ist seit Anfang des Jahres um fast zehn Prozent gefallen. Wenn solche Schwergewichte stark an Wert verlieren, belastet dies den Index insgesamt logischerweise mehr, als wenn ein Unternehmen mit relativ kleinem Anteil am Index einen Kursgewinn erzielt. Dass beispielsweise der Aktienkurs des Industriekonzerns Bilfinger in diesem Jahr fast 40 Prozent zugelegt hat, spielt angesichts eines Indexanteils von 0,7 Prozent für den M-Dax insgesamt keine große Rolle.

Aber nicht an allen Problemen des M-Dax ist die Indexreform schuld. Viele Unternehmen aus dem Börsenbarometer sind in ihrem Geschäft stärker auf Deutschland ausgerichtet als die oft international agierenden Dax-Konzerne. Dies wurde dem M-Dax lange als Stärke ausgelegt, die Analysten schrieben von einer „geringeren Anfälligkeit für globale Risiken“. Jetzt allerdings zeigt die deutsche Konjunktur schon länger enorme Schwächen, weswegen aus dem vermeintlichen Vorteil ein Nachteil wird.

Zudem schneidet der M-Dax auch bei einer ganzen Reihe harter Anlagekriterien schlechter ab als der Konkurrent Dax. Stephen Schneider, Analyst der DZ Bank, hat festgestellt: „Die durchschnittliche Dividendenrendite der M-Dax-Unternehmen ist niedriger und die Bewertung höher.“ Die Bewertung einer Firma wird an der Börse üblicherweise mithilfe des sogenannten Kurs-Gewinn-Verhältnisses gemessen. Je höher es ist, umso teurer ist eine Aktie oder ein Index. Dass der M-Dax trotz seiner jüngsten Verluste hierbei noch immer auf einen höheren Wert kommt als der Dax, ist ein klarer Hinweis: Der M-Dax ist zu teuer. In Kombination mit der niedrigeren Dividendenrendite, die erwartete Ausschüttungen der Firmen ins Verhältnis zu deren aktuellem Kursniveau setzt, ergibt sich das Bild eines wenig attraktiven Börsenbarometers.

Ein wenig Hoffnung können allenfalls einzelne Werte machen wie die Aktie des Ticketunternehmens CTS Eventim und die Aussicht auf mögliche Zinssenkungen der Notenbanken, mit denen viele in den kommenden Wochen rechnen. Solche Zinssenkungen verleihen Aktien üblicherweise einen kleinen Schub. Als weiterer Trost für M-Dax-Fans bleibt momentan vielleicht nur, dass es irgendwann ja auch mit der Fußballnationalmannschaft wieder aufwärts ging.

WETTER

Wochenende

Berlin, Brandenburg, Sachsen-Anhalt, Thüringen, Sachsen: Am Samstag zahlreiche Sonnenstunden, gebietsweise aber auch ein paar harmlose Wolkenfelder, überall trocken. 28 bis 34 Grad. Schwacher bis mäßiger Wind aus südlichen Richtungen. Am Sonntag zunächst dichte Wolken und gebietsweise Regen, selten Gewitter. Im Tagesverlauf meist freundlicher und trockener. Höchstwerte 20 bis 25 Grad.

Bremen, Niedersachsen, Hamburg, Schleswig-Holstein, Mecklenburg-Vorpommern: Am Samstag im Nordwesten abends Regengüsse und Gewitter, sonst meist freundlich. 22 bis 32 Grad. Schwacher bis mäßiger, an der Nordsee auch frischer Wind aus südlichen Richtungen. Am Sonntag wechselnd bis stark bewölkt, im Osten und an der Nordsee noch Regenschauer möglich. 19 bis 24 Grad.

Nordrhein-Westfalen, Hessen, Rheinland-Pfalz, Saarland: Am Samstag über lange Zeit viel Sonnenschein und nur wenige Wolken, abends zum Teil kräftige Regengüsse und Gewitter. 27 bis 34 Grad. Mäßiger, in Böen frischer bis starker Wind aus Süd. Am Sonntag oft dichte Wolken und Sonnenschein und Wolkenfelder, dabei weitgehend trocken. Höchsttemperaturen bei Werten zwischen 17 und 24 Grad.

Baden-Württemberg, Bayern: Am Samstag viel Sonnenschein und nur wenige Wolken, erst später in den Alpen sowie am Oberrhein örtlich Schauer und Gewitter möglich. Höchstwerte 29 bis 34 Grad. Am Sonntag oft dichte Wolken und zeitweise Regengüsse, in Bayern auch Gewitter. Später im Südwesten freundlicher. Kühle Temperaturen von 18 bis 23 Grad.

Sonne & Mond

Table with weather icons and times for sunrise, sunset, moonrise, and moonset. Includes moon phases for 26.08., 03.09., 11.09., and 18.09.

Das besondere Wetterereignis

Im August 1975 brachen in der Lüneburger Heide riesige Waldbrände aus. Sieben Menschen kamen ums Leben und fast 8000 ha Waldfläche wurde vernichtet. Erst nach zehn Tagen waren die letzten Brandherde gelöscht. Der Jahrhundert-Waldbrand wurde durch eine lange sommerliche Periode mit Hitze und großer Trockenheit begünstigt.

Deutschland

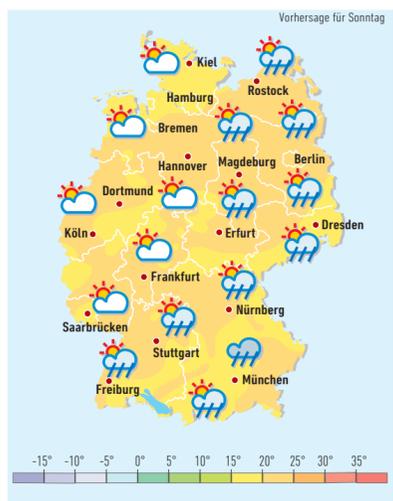


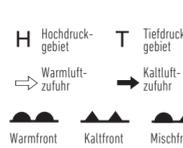
Table with weather forecasts for Saturday and Sunday for various German cities, including Berlin, Bremen, Cottbus, Dresden, Düsseldorf, Erfurt, Essen, Feldberg, Freiburg, Garmisch, Hamburg, Hannover, and Helgoland.

Aussichten

Am Montag wechseln sich nach Auflösung örtlicher Nebel- und Hochnebelfelder Sonne und Wolken ab, und es bleibt überwiegend trocken. Lediglich im Süden und Südosten halten sich teilweise den ganzen Tag über dichte Wolken, und vom Alpenrand bis zu den östlichen Mittelgebirgen gibt es Schauer, selten auch Gewitter. Die Höchstwerte liegen zwischen 19 und 26 Grad. Dabei weht ein schwacher, im Nordwesten mäßiger Wind.

Trend bis Freitag

Table showing weather trends for Monday through Friday across different regions (Nord, Mitte, Süd).



Weitere Wetterinformationen und -daten finden Sie im Internet: www.faz.net

Europa

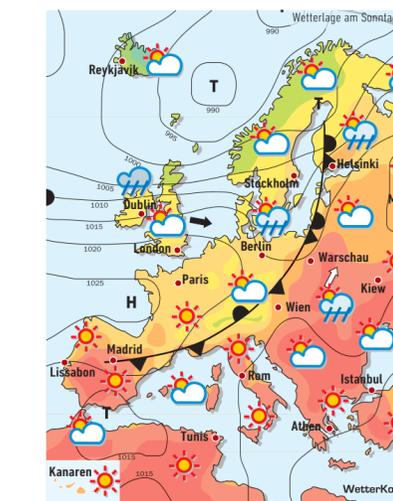


Table with weather forecasts for Saturday and Sunday for various European cities, including Amsterdam, Athen, Barcelona, Belgrad, Bern, Bordeaux, Bozen, Brüssel, Budapest, Bukarest, Dublin, Faro, Helsinki, Istanbul, Kiew, Kopenhagen, Las Palmas, Lissabon, Ljubljana, London, Madeira, Madrid, Mailand, Moskau, Nizza, Neapel, Oslo, Palermo, Palma d. M., Paris, Prag, Reykjavik, Riga, Rom, Sevilla, Sofia, Stockholm, St. Petersburg, Venedig, Warschau, Wien, and Zürich.

Wochenende

Ein kräftiges Hochdruckgebiet über der Biskaya gewinnt zunehmend an Einfluss auf Mitteleuropa. Von der Schweiz über Süddeutschland bis Westpolen gehen vor allem in der ersten Tageshälfte gebietsweise noch Schauer und Gewitter nieder. Sonst scheint neben einigen Wolkenfeldern immer häufiger die Sonne, und es bleibt meist trocken. In Osteuropa setzt sich das sonnige, trockene und hochsommerlich heiße Wetter fort. Auf den Britischen Inseln gehen bei wechselnder Bewölkung örtlich Regenschauer nieder.

Trend

Zu Beginn der neuen Woche setzt sich in Mitteleuropa Hochdruckeinfluss durch. Bei einem Wechsel von Sonnenschein und Wolken bleibt es im Westen meist trocken. Im Osten und Südosten Mitteleuropas gehen dagegen Schauer und Gewitter nieder. In Frankreich und auf der Iberischen Halbinsel ist es teils heiter, teils wolbig und weitgehend trocken. Auch auf den Balearen scheint häufiger die Sonne, und es bleibt trocken. Ein Tief über dem Nordmeer sorgt in Skandinavien gebietsweise für Regengüsse.

Welt

Table with weather forecasts for Saturday, Sunday, and Monday for various global cities, including Chicago, Los Angeles, Miami, Montreal, New York, Buenos Aires, Havanna, Lima, Mexiko-Stadt, Rio de Janeiro, Algier, Casablanca, Kapstadt, Nairobi, Tunis, Antalya, Dubai, Riad, Teheran, Tel Aviv, Bangkok, Hongkong, Neu Delhi, Peking, Tokio, Adelaide, Auckland, Christchurch, Perth, and Sydney.



# Was alter Schmuck noch wert ist

Gold ist so teuer wie nie – ein guter Zeitpunkt, um den geerbten Schmuck loszuwerden, dachte sich *Stefanie Diemand*. Doch das ist schwerer als gedacht.

Die Frau hinter dem schwarzen Tresen hält den Goldring unter eine Lupe, sie nickt. Legt den Schmuck auf eine Waage neben ihr, schüttelt den Kopf. Tippt Zahlen in den Taschenrechner und schreibt ihr Ergebnis auf ein Papier. 235 Euro. Mehr als 50 Jahre lang trug mein Onkel seinen Ehering. Um ihn zu verkaufen, braucht es nur wenige Minuten.

Onkel Dieter ist vor mehr als zehn Jahren verstorben. Sein Ring verschwand in einer Schatulle im Schlafzimmer. Der Ring passt mir nicht. Selbst am Daumen rutscht er immer wieder ab, an den Ringfinger ist gar nicht zu denken. Es gibt keine Gravur. Und doch sieht man dem Schmuck an, dass er mal ein Symbol der ewigen Treue war. Fünf Millimeter breit, dezent glänzendes Gold, kein Schnickschnack. Der klassische Ehering. Nur nicht für meine Finger.

In der Schatulle liegen viele weitere Erbstücke: Ohrhinge mit Steinen, Goldkettchen und antik anmutende Broschen. Viel Gold, ein bisschen Silber, einiges von den Großeltern. Getragen wird der Schmuck von mir nicht. Zu altmodisch, zu groß, Gold steht mir nicht.

Es fühlt sich falsch an, dass der Schmuck nur herumliegt. Könnte jemand anderes nicht mehr Freude daran haben? Andererseits habe ich ihn bisher nicht verkauft, weil mich die Sorge umtreibt, die Sachen unter Wert zu verschreiben. Auch im Rest der Bundesrepublik lagert Altes, allein 3500 Tonnen an Goldschmuck soll es in den deutschen Haushalten geben. Glänzende Sachwerte, die in Schubladen und Kisten einstauben.

Erst in dieser Woche stieg der Goldpreis auf mehr als 2500 Dollar je Feinunze. Seit Anfang des Jahres ist der Goldpreis damit um mehr als 20 Prozent gestiegen. Angeht die Entwicklung von der Erwartung einer baldigen Zinssenkung in den USA.

Wann also verkaufen, wenn nicht jetzt?

## Der Schmuck

Zeit für eine Bestandsaufnahme. Von den Erbstücken möchte ich nur drei Stücke auf ihren Wert prüfen. Ich entscheide mich, Klunker auszusortieren, die sich zu leicht anfühlen und keine Gold- oder Silberpunze haben. Schließlich, denke ich, sehen wertvolle Antiquitäten nicht wie

Ringe aus dem Kaugummiautomaten aus. Bei den Broschen kann ich mir nicht vorstellen, dass es noch einen Träger aus diesem Jahrhundert dafür gibt.

Zuerst packe ich einen Ring mit Dukat, also einer Goldmünze, ein. Auf der Münze ist der österreichische Kaiser Franz Joseph I. abgebildet. Der Mann von Kaiserin Sisi. Der sollte doch Film- und Österreicherfans etwas wert sein.

Außerdem nehme ich eines der wenigen Erbstücke mit, die ich bis heute gerne trage. Ohrhinge, Silber, mit einem tropfenförmigen Edelstein aus Türkis. Ein Geschenk meiner iranischen Schwiegermutter in spe. Über den Stein schrieben schon persische Dichter wie Hafis. Allein deswegen erhoffe ich mir davon den höchsten Verkaufswert. Und zuletzt darf natürlich der Ehering meines Onkels nicht fehlen.

## Der Goldkäufer

„235 Euro, mehr geht nicht“, sagt die Frau hinter dem Tresen. Ihr Laden hat keinen Namen, auf dem Schild vor der Tür steht nur „Goldankauf – Höchstpreise und direkt bar“. In der Kleinstadt in der Nähe von Frankfurt gibt es zahlreiche Geschäfte, die mit diesem oder ähnlichen Versprechen werben. Ich habe mich für einen Händler entschieden, der neben dem Ankauf nicht auch noch einen Schlüsseldienst betreibt oder Schusterarbeiten anbietet.

In dem Verkaufsraum liegt Schmuck wahllos in einer Vitrine. Das Schaufenster ist mit zwei Rettungsringen dekoriert. Eine Kundin fragt, ob sie hier Batterien für ihre Uhr wechseln kann. „Das kann nur mein Mann“, sagt die Frau.

Wie sie auf die 235 Euro für den Ehering kommt, will mir die Verkäuferin auch nach mehrmaligem Nachfragen nicht verraten. Der Laden riecht modrig.

Mein Onkel Dieter roch nach Kaffee. Bei ihm zu Hause lief immer der Fernseher, selbst als er später nach einem Augeninfarkt kaum noch sehen konnte. Er rauchte Zigarillos, mochte Bienenstich-Kuchen. Wenn ich an ihn denke, fällt mir ein großzügiger, feinfühler Mann ein, der gerne in Gesellschaft war. Meine Tante Susi pflegte er bis zu ihrem Tod, sie war querschnittsgelähmt. Sie liebten sich sehr. Auch dann noch, als sie ihm das wegen der Krankheit nicht mehr mit Worten sagen konnte. „Meine Susi“, das blieb sie sein

Leben lang. Dieter prägte meine Vorstellung von Partnerschaft, von Liebe.

Der Frau hinter dem Tresen kann ich davon nicht erzählen, sie hält längst den Dukat in ihrer Hand. Wieder Waage, Taschenrechner, Zettel. 400 Euro steht diesmal drauf, das überrascht mich. Wie kommt sie darauf? Nun, sie habe das halt ausgerechnet. Bei den Ohrhingen schüttelt sie hingegen den Kopf.

Nach weniger als fünf Minuten habe ich den Laden wieder verlassen. Ohne meinen Schmuck verkauft zu haben. Zufrieden bin ich nicht.

## Im Internet

Vielleicht funktioniert der Verkauf im Medium der unbegrenzten Möglichkeiten

im Internet. Im Internet bieten zahlreiche Anbieter ein Gutachten für Schmuck an. Alle lassen sich ihre Einschätzung etwas kosten. Der Service, den ich auswähle, gehört zu einem Auktionshaus in Stuttgart. Die Bewertung kostet 25 Euro pro Stück. Weil ich für die Erbstücke Geld bekommen und nicht ausgeben will, lasse ich nur die Ohrhinge schätzen.

Der Vorgang dauert nur wenige Minuten. Ein Formular fragt nach drei Fotos, Gewicht, Material und was ich sonst noch über die Herkunft weiß.

Viel Wissen habe ich über die Ohrhinge nicht. Die Uroma meines Partners habe ich nie kennengelernt. Auch er kennt sie nur aus Erzählungen. Sie soll sehr religiös gewesen sein. Ihr Mann, ein Geschäftsmann aus der Pilgerstadt Maschhad, verstarb mit Anfang sechzig, sie wurde mehr als 90 Jahre alt. Ihre Enkelkinder kamen jede Woche zu Besuch. Sie war eine sehr liebevolle Oma, erzählt man sich. Großzügig. Und sie mochte den türkisen Edelstein, der in Iran häufig für Schmuck verwendet wird. Die Ohrhinge blieben in der Familie, wanderten von einer Generation zur nächsten.

Gerade einmal 48 Stunden später landet das Gutachten in meinem E-Mail-Postfach, es besteht aus wenigen Absätzen: „Es handelt sich um hochwertigen Modeschmuck eines unbekanntem Herstellers der Zeit des Art déco...“ Schätzpreis: 130 Euro, auf Ebay: 60–90, Trend: stagnierend.

„Gerne hätten wir eine positivere Nachricht überbracht, leider sprechen die Fakten dagegen.“

## Anruf beim Experten

Ein verzweifelter Anruf bei Michael Harrer. Seit mehr als vierzig Jahren kauft der Zweiundsechzigjährige alten Schmuck ein, zwischen tausend und zweitausend Stücke begutachtet er am Tag. Für eine volle Schatulle benötigt Harrer eine halbe Stunde. Harrer ist zertifizierter Gutachter, neben ihm gibt es deutschlandweit nur 29 weitere Sachverständige. Wer könnte mir besser sagen, wie es um meine Erbstücke steht?

Er würde am liebsten mein ganzes Schmuckkästchen sehen. Nur ist Harrer gerade im Italienurlaub. Später will er noch in der Nähe eines Vulkans spazieren gehen, sagt er. Helfen könne er mir aber trotzdem.

In der kurzen Zeit hätte ich schon viele Fehler gemacht, sagt er. Den ersten bei der Auswahl des Schmucks. „Ich sage meinen Kunden, sie sollen immer alles mitbringen. Auch die Teile, die sie am liebsten in den Müll werfen würden.“ Manchmal sei der Stempel falsch, ein Ring könne sich leicht anfühlen, weil er hohl ist. Über den Wert sage das nichts aus. „Ich habe schon 2000 Euro teure Armbänder vor der Tonne gerettet“, sagt er.

Der zweite Fehler sei mein Besuch beim Goldkäufer gewesen. „Wenn Sie Ihr Auto verkaufen, bringen Sie es auch nicht direkt auf den Schrottplatz, oder?“ Die Ankäufer aus den Innenstädten würden sich nur für das Material des Schmucks interessieren. Ob ein Schmuckstück aufgrund des Handwerks oder seiner Geschichte besonders wertvoll ist, würden sie nicht erkennen. Und dann würde der Kunde auch noch häufig mit niedrigen Angeboten und hohen Abschlägen geprellt werden. Ich solle beim Verkauf darauf achten, dass ich zu einem Experten gehe, der mir die aufgerufenen Preise transparent erklärt.

Der dritte Fehler: das Gutachten im Internet. „Schwachsinn“, sagt Harrer. Selbst mit jahrzehntelanger Erfahrung würde ein Foto nicht ausreichen, um den Wert eines Erbstücks zu schätzen. „Ob Ihre Ohrhinge Silber oder Weißgold sind, lässt sich darauf nicht erkennen.“ Das macht mir Hoffnung.

Doch kurz darauf ein Dämpfer: „Einen Ehering will niemand kaufen.“ Hier interessiert sich nur das Edelmetall. Dafür würde der Ring eingeschmolzen und recycelt werden, um dann irgendwann als neues Schmuckstück wieder im Verkauf zu landen. „Schmuck ist zu 100 Prozent wiederverwendbar. Das ist das Schöne daran.“

Ich kann nichts Gutes an der Vorstellung finden, dass der Ehering meines Onkels zu einem Klumpen verschmilzt.

Zwar recycelt auch Harrer die meisten Erbstücke, aber es gebe auch Schmuck, der als Ganzes weiterverkauft werden kann, sagt er beinahe beschwichtigend. Größtenteils an eine Kundengruppe, bei der der Preis keine Rolle spielt. „Die wollen Jugendstil, Art déco, hochfeine Qualität“, sagt er. Für ein mittleres Segment gebe es hingegen in Deutschland keinen Markt.

Für meine drei Schmuckstücke macht er mir keine Hoffnung. „Das sind ganz einfache Teile“, sagt er.

## Beim Antiquitätenhändler

„Ach, Sie sind ja auch noch dran“, sagt David Suppes zur Begrüßung. In seinem Antiquitätengeschäft sitzen fünf Kunden im Wartebereich. „Sie hätten es hier gestern sehen sollen, da war die Hölle los.“

Seit mehr als 45 Jahren gibt es den „Antiquitäten Suppes“, gegründet vom

Glänzender Erbschmuck: ein alter Ehering, Ohrhinge aus Iran und ein Münzring mit einem Bild von Kaiser Franz Joseph I.  
Foto: Lucas Bäuml

Großvater. Heute leitet David Suppes das Geschäft mit 22 Mitarbeitern in dritter Generation.

Das Ladengeschäft war früher einmal eine Tanzschule, hier wurden Polka und Wiener Walzer getanzt. Heute hängen alte Gemälde an den Wänden, persische Teppiche liegen im Flur, in den Vitrinen stehen alte Bronzeskulpturen. Eine riesengroße Ernie-Figur steht am Ladeneingang. Es sieht ein bisschen aus wie in einem hochwertigen Konzeptladen. Die Kunden im Wartebereich sehen hingegen mit ihren Rucksäcken und Jutebeuteln ziemlich normal aus.

Suppes hat sich mit dem Kauf und Verkauf von Antiquitäten einen Namen gemacht, auch weil er seit mehreren Jahren als Händler in der TV-Sendung „Bares für Rares“ auftritt. Einer der erfolgreichsten Shows im deutschen Fernsehen.

Seinen Kunden wolle er mit dem Ladengeschäft ein ähnliches Erlebnis bieten. „Die Bares-für-Rares-Experience“, wie er es nennt. „Jeder hat etwas im Keller, das er zu Geld machen kann.“ Nun zu mir. Er legt die drei Schmuckstücke auf seinen Schreibtisch, nimmt eine Lupe in die Hand.

Zuerst der Ehering: Suppes prüft den Goldstempel. „750“, danach legt er ihn in einen kleinen grauen Kasten, ein Röntgenfluoreszenzanalyse-Gerät. Dieses misst den Goldanteil. „74 Prozent“, sagt er. Goldschmiede hätten in der Regel immer etwas weniger Gold in ihre Schmuckstücke gegeben, das sei ganz normal. Auch er sieht keine Chance, dass der Ring einen zweiten Besitzer findet, er würde ihn einschmelzen lassen. Wie viel ich ungefähr für das Edelmetall bekommen kann, könnte ich schon zu Hause berechnen. Das hänge von dem Goldanteil, dem Gewicht und dem tagesaktuellen Goldpreis ab. Er rechnet mir vor: Gewicht (Stempel/1000) multipliziert mit dem Goldpreis. Abzüglich einer Provision von 5 Prozent wäre er bei rund 268 Euro. Deutlich mehr als beim Goldankauf aus der Innenstadt, der eine Provision von 17 Prozent veranschlagt hatte.

Für den Dukat würde er sogar rund 470 Euro zahlen. Die Münze hätte einen Goldanteil von 98,6 Prozent und sei 3,4 Gramm schwer. Er glaubt, dass er diesen am Stück verkaufen könnte. „Es gibt immer noch Menschen, die das tragen.“

Nur meine geliebten persischen Ohrhinge würde er nicht kaufen. Vielleicht bekäme ich 70 Euro auf einem Flohmarkt dafür. Fast beschwichtigend sagt er, dass die Ohrhinge durchaus eine gute Qualität hätten. Aber Schmuck aus dem Nahen Osten gebe es zuhauf. Die Herstellungsweise sei selbst nach 100 Jahren immer noch die gleiche, das macht ihn wenig reizvoll für die Händler.

So schlimm finde ich das nicht, der emotionale Wert ist eben größer als ein möglicher Verkaufspreis. Ich beschließe, die Ohrhinge einfach weiter zu tragen. Über den Verkauf des Dukats will ich aber ernsthaft nachdenken.

Vom Ehering meines Onkels kann ich mich erst mal nicht trennen. „Lassen Sie ihn doch kleiner machen“, rät mir Suppes. Die Idee gefällt mir.

## DER STEUERTIPP

### Bitcoin-Verluste richtig absetzen

VON PHILIPP HORNING

Die hohen Kursschwankungen von Kryptowährungen sorgen nachvollziehbarer Weise bei Anlegern für Kopfschmerzen, die Bitcoin oder andere Kryptowährungen einst zu einem hohen Preis erworben hatten. Die gute Nachricht aber ist: Kursverluste lassen sich in bestimmten Fällen sogar nutzen, um Steuern zu sparen.

Eine erprobte Möglichkeit ist das sogenannte „Tax Loss Harvesting“, zu Deutsch die „steuerliche Verlustnutzung“. Dahinter verbirgt sich der gezielte Verkauf von Vermögenswerten, die Verluste schreiben. Durch die Veräußerung werden die Verluste tatsächlich realisiert und damit steuerlich relevant, wodurch sie von entsprechenden Gewinnen aus dem aktuellen Jahr abgezogen werden können. Bleiben nach dieser Verrechnung Verluste übrig, haben Anleger die Wahl und können den verbleibenden Verlustbetrag entweder im nächsten Jahr nutzen oder mit Gewinnen aus dem vorherigen Jahr verrechnen.

Dadurch ergibt sich ein interessanter Gestaltungsspielraum. Um ihn zu nutzen und die Steuerlast zu senken, müssen Anleger die Rahmenbedingungen im Blick behalten: Dazu gehört vor allem die Haltefrist von einem Jahr. Ist sie abgelaufen, sind die Gewinne aus dem Handel mit Kryptowährungen steuerfrei. Die Kehrseite der Medaille ist, dass auch entsprechende Verluste nicht mehr abgezogen werden dürfen.

Anleger benötigen daher einen guten, bestenfalls tagesaktuellen Überblick über ihr Portfolio. Sind die verlustträchtigen Kryptowährungen verkauft, können sie auch sofort wieder gekauft werden. Dadurch läuft die Haltefrist zwar erneut an, die Verluste sind allerdings sofort steuerwirksam. Der Bundesfinanzhof sieht in diesem Vorgehen keinen Gestaltungsmissbrauch.

Ein Wermutstropfen bleibt aber: Krypto-Verluste können nicht grenzenlos verrechnet werden. Der Verlustabzug ist auf bestimmte Spekulationsobjekte beschränkt. Dazu gehören neben Kryptowährungen und Devisen etwa Kunst oder Edelmetalle. Auch Immobilien sind erfasst. Nicht verrechnen lassen sie sich mit Gewinnen aus Aktien, Fonds und Zinsen. Weitergehende Möglichkeiten haben Selbständige und Freiberufler, die Kryptowährungen im Unternehmen halten. Verluste sind bei ihnen vollständig abzugsfähig. Die Finanzverwaltung beschränkt aber den Zeitpunkt des Verlustabzugs.

Der Autor ist Steuerberater bei KPMG.

## DIE BESTEN ZINSEN

### BAUKREDIT 400 000 EURO

Effektivzinsen für 10 Jahre	in %	€/Monat
Dr.Klein	3,19	1.710
DTW-Immobilienfinanzierung	3,19	1.710
Haus & Wohnen	3,19	1.710
Commerzbank	3,19	1.710
1822direkt	3,28	1.740
Glabbacher Bank	3,25	1.760

80% Finanzierung, 2% Tilgung, inkl. Grundbuchkosten

### Tagesgeld

(ohne Mindestanlage)	Folgebzins	Garanzzeit	
XTB <sup>1)</sup>	2,00%	3 Mon.	4,20%
Trade Republic <sup>2)</sup>	-	-	3,75%
DHB Bank <sup>1)</sup>	2,90%	3 Mon.	3,75%
Bigbank <sup>1)</sup>	2,70%	3 Mon.	3,75%
TF Bank <sup>1)</sup>	1,45%	3 Mon.	3,75%
Stellantis Bank <sup>1)</sup>	1,50%	3 Mon.	3,70%

### Festgeld für 2 Jahre

Klarna (Klarna App erforderlich)	3,43%
Stellantis Direktbank	3,40%
OPEL Direktbank	3,35%
GRENKE Bank	3,30%
OYAK ANKER Bank	3,30%
ISBANK	3,25%

<sup>1)</sup> Neukunden-Angebot.  
<sup>2)</sup> Voraussetzung: Eröffnung eines Depots.  
Quelle: FNB-Finanzberatung (www.fnb.de) / FAZ, Grafik: swa

Stefanie Grün hat die Welt gesehen. Und zwar nicht nur im Urlaub, sondern im Einsatz. Grün, die eigentlich anders heißt, war 40 Jahre lang in Diensten des Auswärtigen Amtes tätig, sie war in Brasilien, in mehreren afrikanischen Staaten sowie in Ungarn und Portugal stationiert. Sogar jetzt, im rüstigen Alter von 71 Jahren, lässt sich die Pensionärin immer mal wieder für Kurzeinsätze im Ausland verpflichten, zuletzt war sie noch einmal in Südbrasilien.

Die Welt so gut zu kennen hat jedoch auch einen Nachteil. „Man sieht leider auch, was Menschen aneinander antun können, selbst wenn sie sich nahestehen“, sagt Grün. Sie selbst möchte das in der eigenen Familie unbedingt vermeiden, darum hat sie in ihrem Testament zumindest das Wichtigste klar geregelt: Grün besitzt ein Haus in Portugal, in dem sie wohnt, wenn sie nicht gerade in der Welt unterwegs ist. Es soll an ihre Tochter gehen, wenn Grün eines Tages nicht mehr lebt. Zugleich gehört der Diplomatin auch eine Wohnung in Berlin, die ihr Sohn erben soll. Wobei sie sich insbesondere mit Blick auf die Berliner Wohnung Sorgen macht, ob dabei nicht am Ende zu viel Erbschaftsteuer anfallen könnte. Der Wert der Immobilie dürfte stark gestiegen sein, seitdem Grün sie im Jahr 1998 gekauft hat. Darum fragt sie sich: „Soll ich meinem Sohn die Wohnung jetzt schon schenken?“ Denn das könnte steuerlich günstiger sein.

Allerdings geht die Sache auch mit manchen Nachteilen einher, die Grün Kopfzerbrechen bereiten. Ist die Wohnung einmal verschenkt, stünden ihr beispielsweise die Mieteinnahmen nicht mehr zu, die sie momentan erhält: 1500 Euro beträgt die Nettokaltmiete für die 125 Quadratmeter große Altbauwohnung in Berlin-Schöneberg – das ist ein schöner Zusatzverdienst zu den 4000 Euro brutto, die Grün als Pension erhält.

Die Diplomatin überlegt darum, die Schenkung an ihren Sohn mit einem sogenannten Nießbrauch zu verbinden. Hinter dem Rechtsbegriff verbirgt sich eine Regelung, die Grün attraktiv erscheint: Im Falle einer Schenkung mit Nießbrauch würde ihr derzeit 39 Jahre alter Sohn zwar Eigentümer der Immobilie, aber Grün hätte nach wie vor ein uneingeschränktes Nutzungsrecht. Das bedeutet: Grün würde weiter die Mieteinnahmen erhalten oder könnte sogar eines Tages selbst in die Wohnung einziehen. Dies hat die Diplomatin zwar nicht vor, aber sie findet es gut, wenn sie ihre Wohnung nicht gänzlich in andere Hände gibt. „Ich möchte da noch ein Wort mitzureden haben.“ Da eine solche Konstruktion den Wert der Schenkung mindert (schließlich kann Grüns Sohn dann nicht frei über die Wohnung verfügen), geht der Nießbrauch mit Steuervorteilen für den Beschenkten einher.

# „Soll ich jetzt meine Wohnung verschenken?“

Eine Pensionärin hat eine Wohnung in Berlin. Sie möchte sie an ihren Sohn übertragen, aber trotzdem die Kontrolle behalten. Das ist gar nicht so leicht. *Von Dennis Kremer*



Wie hoch aber fallen diese aus? Um das herauszufinden, bringt die F.A.S. Stefanie Grün mit Tanja Schienke-Ohletz zusammen, Partnerin der Kanzlei Flick Gocke Schienke-Ohletz. Grün allerdings findet es übereilt, über weitere Schenkungen nachzudenken. Sie will zunächst einmal die Sache mit dem Nießbrauch klären. Denn dieser ist ja aus Sicht des Beschenkten vor allem deswegen so interessant,

weil er eine möglicherweise anfallende Schenkungsteuer weiter reduziert.

Um zu berechnen, in welchem Umfang dies geschieht, gibt es im deutschen Steuerrecht eine kleine Formel: Danach werden die jährlichen Mieteinnahmen, die Grün erzielt (18.000 Euro), mit einem sogenannten Vervielfältiger multipliziert. Dieser Vervielfältiger bezieht sich auf die durchschnittliche Lebenserwartung des Schenkenden und wird jährlich vom Finanzministerium festgelegt. Im Falle einer 71-jährigen Deutschen wie Grün sind nach den Berechnungen der Statistiker noch 16 weitere Lebensjahre zu erwarten. Diesen statistischen Wert rechnet die Finanzbeamtin nun in den angesprochenen Vervielfältiger um – im Falle Grüns kommt man so auf die Zahl 10,771. Die-



## Mein Geld

Brauchen Sie auch Hilfe in Finanzfragen? Schildern Sie uns gerne kurz Ihre Lage und schreiben Sie uns unter [mein-geld@faz.de](mailto:mein-geld@faz.de)

sen Faktor multipliziert man dann mit den jährlichen Mieteinnahmen (also  $10,771 \times 18.000$  Euro) und kommt so auf ein Ergebnis von rund 194.000 Euro. Dieser Nießbrauchswert wird dann vom Wert der Wohnung, dem sogenannten Verkehrswert, abgezogen. Nur auf den dann übrig bleibenden Betrag würden Steuern anfallen – und zwar lediglich auf jenen Teil, der 400.000 Euro übersteigt.

Wie aber ermittelt man nun den Wert von Grüns Berliner Immobilie? Auch das ist leider keine ganz einfache Sache. Im Falle einer vermieteten Wohnung kommt das sogenannte Ertragswertverfahren zur Anwendung. Dabei spielen unter anderem die Restnutzungsdauer der Wohnung (stark vereinfacht: je jünger die Wohnung, umso höher ihr Wert) und der Boden-

richtwert eine Rolle. Letzterer zeigt annäherungsweise an, was ein Quadratmeter Boden auf dem Grundstück kostet, auf dem Grüns Wohnung liegt.

Die Pensionärin hat die exakten Daten dafür gerade nicht vorliegen. Schienke-Ohletz empfiehlt ohnehin, lieber einen Experten wie beispielsweise den eigenen Steuerberater mit der Berechnung zu betrauen. Wer ganz sichergehen will, kann auch einen Gutachter damit beauftragen, das kann jedoch schnell mehrere tausend Euro kosten. Allerdings kann es selbst dann vorkommen, dass die Finanzbeamten bestimmte Annahmen des Gutachters anzweifeln und man vor dem Finanzgericht klagen muss.

Dass es an dieser Stelle immer wieder zu Auseinandersetzungen kommt, hat einen leicht verständlichen Grund: Anders als beispielsweise bei der Ermittlung eines aktuellen Verkaufspreises für die Wohnung ist es in diesem Fall ja im Interesse Stefanie Grüns und ihres Sohnes, auf einen eher niedrigen Wohnungswert zu kommen. Das Finanzamt dagegen hat eher Interesse an einem höheren Wert, weil dann mehr Steuern fließen.

Derzeit kann Grün den Wert nur schätzen, sie geht von 550.000 Euro aus. Zieht man nun den Nießbrauchswert vom Verkehrswert der Wohnung ab (550.000 Euro minus 194.000 Euro), ergibt das 356.000 Euro. Der Wert liegt damit unter dem Freibetrag von 400.000 Euro. Es sieht also ganz danach aus, als könnte Grüns Sohn die Schenkung entgegennehmen, ohne Steuern dafür zahlen zu müssen. Ein bisschen mit Vorsicht ist die Sache allerdings zu betrachten, denn es könnte ja auch sein, dass Grün den Wert der Wohnung zu niedrig angesetzt hat.

Wenn ihr Sohn tatsächlich nichts zahlen müsste, wäre das eine erfreuliche Nachricht. Stefanie Grün plagt aber noch eine weitere Sorge. Was wäre eigentlich, wenn ihr derzeit noch unverheirateter Sohn beispielsweise unter den Einfluss einer missgünstigen Partnerin geraten würde und seiner Mutter mit Undank begegnen würde? Hätte sie dann die Chance, die Schenkung rückgängig zu machen? Von einer sogenannten „freien Widerrufbarkeit“ rät Schienke-Ohletz ab. „Sonst könnte das Finanzamt berechnete Zweifel anmelden, wie ernst es Ihnen mit der Schenkung überhaupt ist.“ Aber sie weist darauf hin, dass in jedem ordentlichen Schenkungsvertrag klassische Rückforderungsgründe aufgeführt werden. Dazu zählt beispielsweise, wenn der Beschenkte geschäftsunfähig würde oder ihm die Privatinsolvenz drohte. Ohnehin muss der Schenkungsvertrag bei einem Notar gemacht werden, da sich mit der Schenkung auch der Grundbucheintrag der Wohnung ändert: Dort würde künftig Grüns Sohn als Eigentümer aufgeführt.

Die pensionierte Diplomatin ist jetzt fest entschlossen, die Sache anzugehen. Ein wichtiger Punkt steht allerdings noch aus. „Jetzt muss ich meinem Sohn noch von meinem Plan berichten.“



In diesem Supermarkt in Hamburg testet Rewe ein neues Konzept. Man beachte die Kameras an der Decke. Foto Action Press

# Hier können Sie das Bezahlen vergessen

In manchen Supermärkten erfassen Kameras die Einkäufe, niemand muss an der Kasse warten. Doch die Kunden geben einiges preis.

*Von Roger Schneider*

Der Blick an die Decke offenbart, dass in diesem Rewe-Markt in der Düsseldorfer Innenstadt etwas anders ist als sonst. Dort hängen rund 800 schwarze Kameras, die die gesamte Filiale im Blick haben. Eine Künstliche Intelligenz (KI) verfolgt jeden Kunden beim Einkauf und erfasst in Echtzeit, wie einzelne Produkte in der Tasche landen. Bezahlt wird automatisch: Eine App rechnet den Einkauf ab. Was nach George Orwell klingt, soll Kunden glücklich machen. Keine Schlangen mehr an den Kassen. Keine Staus mehr durch Einkaufswagen – dem wachen Auge der KI sei Dank.

Tatsächlich funktioniert das sogenannte „Pick&Go“-Konzept von Rewe beim Test problemlos. Sobald die App installiert und ein Zahlungsmittel hinterlegt ist, muss beim ersten kassenlosen Einkauf das eigene Alter in der Filiale verifiziert werden. Nur wer volljährig ist, darf mitmachen. Dann kann nahezu jedes Produkt, ob Obst oder Limo, nach Belieben eingesteckt und auch wieder zurückgelegt werden. Ein paar Minuten nach Verlassen des Supermarktes erscheint der Kassenbon mit den gekauften Artikeln auf dem Handybildschirm. Der offene Betrag wird automatisch via Paypal oder Kreditkarte eingezogen.

Seit rund zweieinhalb Jahren experimentiert die Supermarktkette mit dem System. Umfunktionierte Rewe-Filialen gibt es in Köln, Düsseldorf, München und Berlin. In Hamburg hat Rewe Anfang Juli den laut Unternehmen europaweit größten durch „Computer Vision gestützten“ Supermarkt eröffnet mit einer Fläche von 1200 Quadratmetern. Ein zweites Geschäft für kassenloses Bezahlen ist dort ebenfalls geplant. Bisher ist es in allen Filialen aber auch weiterhin möglich, konventionell an der Kasse zu bezahlen.

Andere Supermärkte und Discounter ziehen nach. Auch Netto, Edeka und Tegut experimentieren mit kassenlosen Modellen. Aldi Nord führt eine Testfiliale mit KI-Technologie im niederländischen Utrecht. Die Resonanz war zunächst durchwachsen. Das Unterneh-

men erklärt, dass „viele Kundinnen und Kunden nicht bereit waren, erst eine App für ihren Einkauf herunterzuladen“. Zusätzliche Self-Checkout-Terminals mit weiteren Bezahloptionen hätten für eine „deutliche Frequenzsteigerung“ gesorgt. Ein Aldi-Nord-Sprecher sagt, dass es sich beim kassenlosen Bezahlen „ausdrücklich um Tests in begrenztem Umfang“ handle: „Welche Rolle diese Technologien künftig in der gesamten Aldi Nord Gruppe spielen, können wir aktuell noch nicht sagen.“

Rewe zieht eine überwiegend zufriedene Bilanz. „Bei uns ist das Feedback größtenteils positiv. Es gab vereinzelt Kunden, die sich anfangs über die Kameras beschwert haben“, sagt Jürgen Rölle, Geschäftsleiter Vertrieb bei Rewe West.

Die Pick&Go-Lösung nutzt eine Technik des israelischen Unternehmens Trigo Vision – weitere Kunden in Deutschland sind Aldi Nord und die Edeka-Tochter Netto. Von zwei ehemaligen IT-Mitarbeitern des israelischen Militärs gegründet, wirbt Trigo mit weitreichenden Erkenntnissen, die durch den KI-Einsatz gewonnen werden können: von der Verweildauer und den Laufwegen der Kunden im Laden bis hin zur Erkennung von Mitarbeiterfehlern und Diebstahl.

Rewe gibt an, die Software nur für sein Pick&Go-Konzept zu verwenden. So schreibt es auch die zuständige Datenschutzaufsichtsbehörde in Nordrhein-Westfalen vor. Bei der Verwendung der erhobenen Daten für andere Zwecke ziehe man eine „rote Linie“, heißt es bei der Behörde. Damit ist insbesondere das sogenannte Profiling gemeint, also die Erstellung detaillierter Personenprofile, die Aufschluss über das Einkaufsverhalten geben könnten.

Laut der Datenschutzaufsichtsbehörde hat Rewe ein Konzept vorgelegt, wonach die individuellen Kundendaten anonymisiert verarbeitet werden. Die von der Künstlichen Intelligenz erfassten Bilder zeigen lediglich die Silhouetten der Kunden und keine äußerlichen Details. Demnach werden die Daten nicht dazu verwendet, die Ladenfüh-

rung zu optimieren. Das Potential dafür wäre freilich groß.

Auf Anfrage hat Rewe die Daten zur Verfügung gestellt, die beim Testeinkauf der F.A.S. gesammelt wurden. Gemäß Datenschutz-Grundverordnung genießen alle Kunden das Recht, Auskunft über ihre personenbezogenen Daten einzufordern. Das Unternehmen schickte eine Liste der gekauften Artikel: Zahnbürste, Milch, Banane. Der E-Mail sind außerdem zwei verschlüsselte Dateien angehängt, die zeigen, welche Informationen im Hintergrund erfasst wurden. In der ersten Datei sind personenbezogene Daten gespeichert worden, die für das Einrichten der Pick&Go-App notwendig waren, also Name, Wohnort und Mailadresse.

Die zweite Datei gibt Aufschluss darüber, welche Details das Trigo-System beim Einkauf gespeichert hat. So wurde die Dauer des Einkaufs auf die Sekunde genau gemessen. Außerdem erfasste die KI, wie viele Begleitpersonen im Supermarkt dabei waren. Anstelle des Kundenamens taucht in diesem Datensatz eine zufällig erzeugte Identifikationsnummer auf, die für die Zuordnung der gekauften Produkte benötigt wird.

Die Datenauskunft zeigt: Die KI ist offenbar sparsam in der Art und Weise, in der sie die Daten beim Pick&Go-Einkauf sammelt. In Kombination mit den personenbezogenen Daten, die für die Abrechnung hinterlegt werden müssen, ließe sich aber durchaus individuelles Kundenverhalten auslesen. Theoretisch böten selbst die vergleichsweise wenigen gesammelten Daten die Möglichkeit, bestimmte Verhaltensmuster zu analysieren – etwa den Zusammenhang zwischen der Verweildauer im Laden und den gekauften Artikeln.

Das System erfasst ebenfalls Kunden, die die Pick&Go-App gar nicht benutzen, sondern klassisch an der Kasse zahlen wollen. Die Daten landen schließlich auch bei Trigo Vision in Israel. Dort werden sie weiterverwertet und zum Training der KI verwendet. Das ist zulässig, weil Israel nach einem Beschluss der EU-Kommission als „Drittland mit angemessenem Schutzniveau“

gilt. Aber: Rewe gibt an, dass für die Verarbeitung auch Dienstleister eingesetzt werden, die in Ländern sitzen, für die die EU-Beschluss nicht gilt. Dort würden besondere Maßnahmen getroffen, die sicherstellen sollen, dass die Daten nach europäischem Standard verarbeitet werden, teilt die Handelskette mit.

Thilo Weichert, Vorstandsmitglied in der Deutschen Vereinigung für Datenschutz, hält es für juristisch fragwürdig, dass auch Daten von Kunden erfasst und verarbeitet werden, die Pick&Go gar nicht nutzen. „Diejenigen, die so eine App herunterladen, haben zumindest die Möglichkeit, sich die AGBs durchzulesen.“ Für die übrigen Kunden bleibe das Konzept intransparent. Hier sehe er die Unternehmen in der Pflicht, mehr für die Aufklärung der Kunden zu tun, sagt Weichert. Vor allem sollte nachvollziehbar sein, wie und wofür die dabei gesammelten Daten verarbeitet werden.

Rewe gibt an, zu keinem Zeitpunkt selbst Zugriff auf die Bilddaten zu haben. Außerdem würden die Bilder von Kunden, die nicht in der Pick&Go-App registriert sind, kurzfristig gelöscht. In den Datenschutzhinweisen heißt es dazu, dass Bildaufnahmen bis zu zehn Tage lang gespeichert werden können. Daten, die Trigo Vision zu Optimierungszwecken der Software verwendet, werden dagegen bis zum „Vertragsende mit dem Dienstleister“ gespeichert. Ein fester Zeitrahmen fehlt also.

Bei der Eröffnung der neuesten Pick&Go-Filiale in Düsseldorf im Mai zeigte sich, dass die KI nicht immer fehlerfrei arbeitet. Für die Präsentation nahm ein Rewe-Mitarbeiter ein Produkt aus dem Regal und legte es der Testkundin in den Korb. Die KI war verwirrt – und das Produkt tauchte nicht in der Abrechnung auf. Rewe sieht sich noch in der Testphase, auch wenn das System bereits für die Kunden bereitsteht. Auch die Datenschutzaufsichtsbehörde in Nordrhein-Westfalen ist noch in der Prüfungsphase. „Eine abschließende Bewertung des Konzeptes ist noch nicht erfolgt“, teilt sie mit.

# Neue Tarife für das Auto

Die Kfz-Versicherungen überarbeiten ihre Prämien. Das freut nicht jeden.

Von Sarah Huemer und Stephen-John Swierczyna

Auf Berlins Straßen lebt es sich gefährlich. Der Eindruck entsteht zumindest, wenn man die Regionalklassen der Autoversicherung betrachtet. Die höchste Risikokategorie erreicht die Hauptstadt, die Schäden dort liegen fast 40 Prozent über dem Bundesdurchschnitt. Noch schlimmer ist es nur in Offenbach, die hessische Stadt hat die schlechteste Schadensbilanz, meldet der Gesamtverband der Deutschen Versicherungswirtschaft (GDV).

Um eines vorwegzunehmen: Nein, Großstädter sind nicht automatisch die schlechteren Autofahrer. Die höhere Schadensbilanz liege vor allem daran, dass es in den Städten eben deutlich mehr Verkehr gebe, sagt eine Sprecherin des GDV. In ländlichen Regionen wiederum ist es auf den Straßen meist ruhiger. Jedes Jahr wertet der GDV die Schadensbilanz der 413 Zulassungsbezirke in Deutschland aus. Gezählt werden dabei die Schäden, die ein Fahrzeughalter aus der jeweiligen Region verursacht.

Neugierig macht die Statistik allemal, selbst Nicht-Autofahrer dürfte es interessieren, wie es um das Fahrverhalten und die Unfallquote in der eigenen Region steht. Doch auch für die Geldbörsen aller Autofahrer ist die Auswertung relevant, und zwar auch, wenn man selbst sehr vorsichtig fährt und keine Schäden verursacht. Denn die Regionalklassen beeinflussen, wie viel Autofahrer für ihre Kfz-Versicherung bezahlen. Es gilt: Je höher die Regionalklasse, desto höher ist auch die Versicherungsprämie.

Zwischen drei Kategorien wird dabei unterschieden, der Haftpflichtversicherung, der Vollkasko- und der Teilkaskoversicherung. In der Haftpflichtversicherung gibt es 12 Risikoklassen. Wie der Name schon verrät, ist diese Versicherung für jeden Autobesitzer Pflicht. Sie übernimmt bei Unfällen jene Schäden, die man anderen Personen oder Fahrzeugen zufügt. In insgesamt 108 Bezirken ändern sich die Regionalklassen, meldet der GDV, betroffen sind davon 9,4 Millionen Autofahrer. Für etwa die Hälfte von ihnen steigen die Klassen, für die andere Hälfte sinken sie. Für die restlichen 305 Bezirke, und damit für 33 Millionen Versicherte, ändert sich nichts.

Besonders die Autofahrer in Bayern dürften sich freuen. Dort rutscht ungefähr jeder vierte Autofahrer in eine günstigere Klasse. Auch Schleswig-Holstein, Niedersachsen und Mecklenburg-Vorpommern zeigen sich vorbildhaft, die Schäden fallen in diesen Regionen geringer aus als im deutschlandweiten

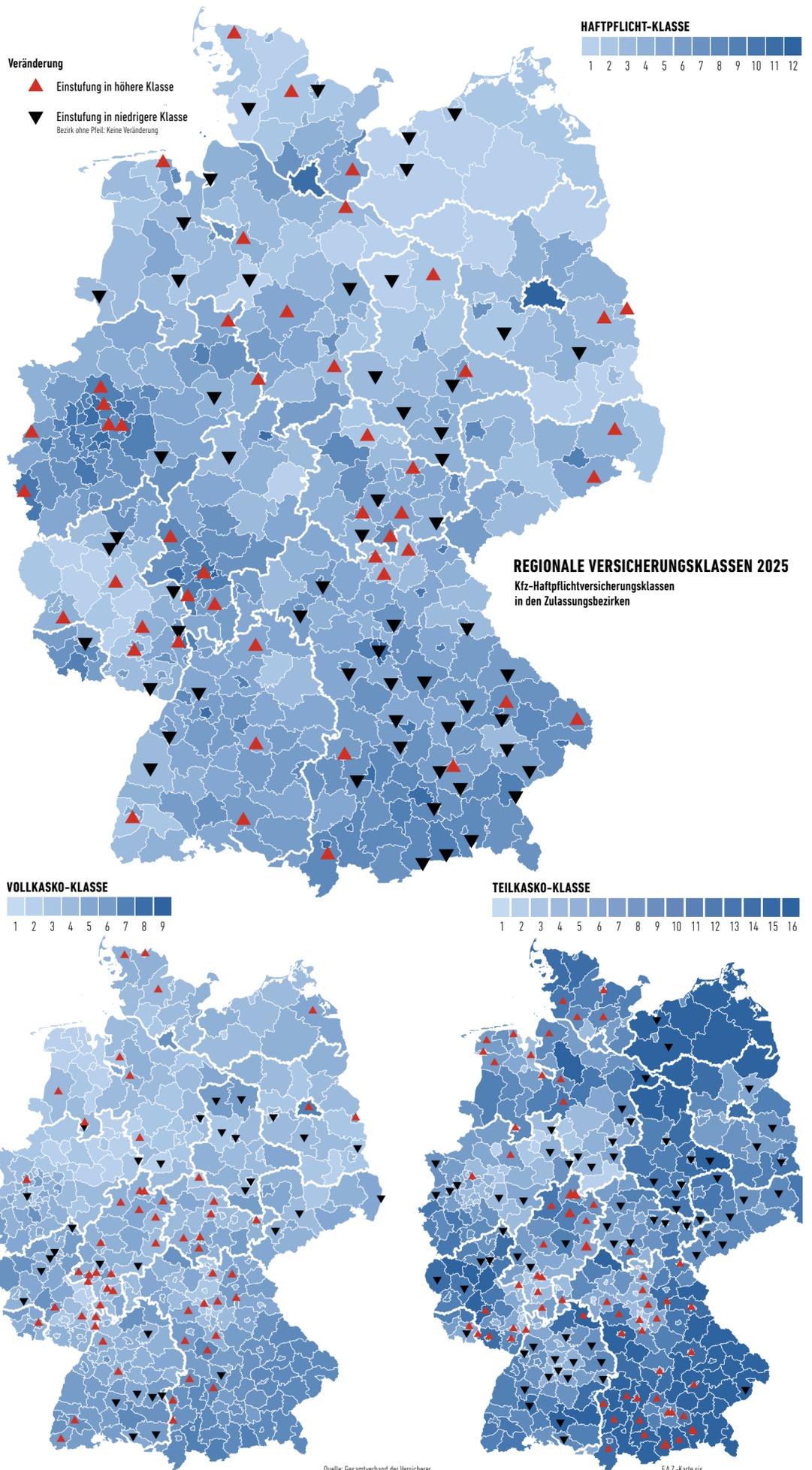
Schnitt. Musterschüler ist der Bezirk Elbe-Elster in Brandenburg, dort liegt die Schadensbilanz 30 Prozent unter dem Bundesdurchschnitt.

Doch selbst wenn in der eigenen Gegend die Risikoeinstufung gesunken ist, bedeutet das nicht, dass die Kosten für die Kfz-Versicherung sinken, mahnt Elke Weidenbach von der Verbraucherzentrale Nordrhein-Westfalen. „Über die Höhe der Prämie entscheiden auch noch andere Faktoren.“ Dazu zählen der Fahrzeugtyp, die Schadenfreiheitsklasse und auch das Alter des Fahrers. Besonders in den vergangenen Monaten sind die Prämien teils stark gestiegen. Die Anbieter begründen das mit den höheren Kosten, etwa für die Materialien in der Reparatur oder der Mechaniker.

Das gilt nicht nur für die Haftpflichtversicherung, sondern auch für die Kaskoversicherungen. Diese decken auch Schäden am eigenen Fahrzeug ab, so beispielsweise Unwetterschäden oder Diebstähle. Für 5,8 Millionen Autofahrer steigt hier die Risikoklasse, für 4,5 Millionen sinkt sie. Anders als in der Haftpflichtversicherung sind hier die Nachrichten für die bayrischen Autofahrer nicht so gut: Dort sind viele Bezirke in eine höhere Klasse gefallen. Das liegt daran, dass es vor allem in den Bergregionen teils heftige Unwetter gegeben habe, so die Sprecherin des GDV. In Berlin wiederum sei die Diebstahlquote ziemlich hoch, was die Risikoklasse ebenfalls beeinflusst.

Für alle Autobesitzer, die über einen Wechsel nachdenken, gilt: Erhöht die Versicherung die Prämie, so haben die Autofahrer ein Sonderkündigungsrecht. Ansonsten ist die Laufzeit des Vertrags üblicherweise ein Jahr, und verlängert sich stets automatisch. Wer kündigen möchte, sollte das einen Monat vor Vertragsende tun. Häufig ist das Versicherungsjahr identisch mit dem Kalenderjahr, weshalb besonders viele Autofahrer Ende November ihre Versicherung wechseln. Wichtig ist, dass der neue Vertrag rechtzeitig greift, damit keine Lücke im Versicherungsschutz entsteht.

Bevor man zu einem anderen Anbieter wechselt, rät Verbraucherschützerin Elke Weidenbach dazu, erst mal den eigenen Versicherer anzurufen und ihm mitzuteilen, man habe einen günstigeren Tarif gefunden – und sozusagen mit einer Kündigung zu drohen. Manchmal haben die Anbieter noch etwas Spielraum, um die Prämie etwas zu senken. Dann spart man sich auch all die Mühen, die ein Wechsel der Kfz-Versicherung mit sich bringt.



# Wie Varta-Aktionäre sich nun noch wehren können

Den Anteilseignern des Batterieherstellers droht der Totalverlust. Ein bisschen Widerstand ist aber möglich. Von Dennis Kremer

Der Fall Varta ist eine jener Geschichten, die man speziell in Deutschland eigentlich tunlichst vermeiden möchte. Schließlich waren die Deutschen lange eher skeptisch der Börse gegenüber eingestellt, erst in jüngster Zeit hat sich dies gewandelt. Das Gezerre um die Zukunft des Traditionsunternehmens aus dem baden-württembergischen Ellwangen ist aber geeignet, diese Skepsis wieder größer werden zu lassen. Denn allen Privatanlegern, die ihr Geld in Varta-Aktien investiert haben, droht der Totalverlust.

Anlegerorganisationen wie die Deutsche Schutzvereinigung für Wertpapierbesitz (DSW) sind aufgebracht. „Das wäre ein Fall kalter Enteignung“, sagt

DSW-Hauptgeschäftsführer Marc Tüngler. Vereinigungen wie die DSW führen zwar hin und wieder ein zu großes Wort, weil sie daran interessiert sind, auf diesem Wege neue Mitglieder für sich zu werben. Aber dieses Mal darf man ihnen abnehmen, dass die Empörung nicht übertrieben ist. Gehört Varta doch zu den Fällen, in denen sich Kleinaktionären nur schwerlich vorwerfen lässt, vor lauter Gier die Risiken übersehen zu haben.

Wie der Batteriehersteller aus Ellwangen in eine derartige Krise geraten konnte, ist eine lange Geschichte, die sich in Kurzform so erzählen lässt: Der Traditionskonzern war in den Zehnerjahren zum Börsenstar geworden, weil er exklusiv die Batterien für die Airpod-Kopfhörer von Apple produzierte – ein lukratives Ge-

schäft. Im Überschlag des Erfolges baute Varta dann seine Produktionskapazitäten zu sehr aus und häufte Schulden in Höhe von rund 500 Millionen Euro an, ohne genügend Aufträge zu haben. Das führte in die Bredouille.

Nun soll das Unternehmen durch die Anwendung eines relativ jungen Gesetzes saniert werden, das auf den unaussprechlichen Namen „Unternehmensstabilisierungs- und -restrukturierungsgesetz (StaRUG)“ hört. Dabei verlieren alle Aktionäre ihren kompletten Einsatz, eine Entschädigung gibt es nicht. Danach soll eine Kapitalerhöhung vorgenommen werden, an der nur zwei Parteien teilnehmen sollen: der langjährige Varta-Großaktionär Michael Tojner, dem derzeit gut 50 Prozent der Var-

ta-Aktien gehören, und der Autohersteller Porsche, der Interesse an einer speziellen Autobatterie hat, die Varta gerade entwickelt.

Die Empörung ist vor allem deswegen groß, weil am Ende Tojner der einzige Altaktionär wäre, der von einer erfolgreichen Sanierung profitiert. Zumal dem Österreicher als amtierendem Aufsichtsratsvorsitzenden von Varta der Zustand des Unternehmens eigentlich bestens bekannt gewesen sein sollte. „Das ist eine Ungleichbehandlung, die wir so nicht hinnehmen wollen“, sagt DSW-Hauptgeschäftsführer Tüngler.

Viele rechtliche Möglichkeiten haben Anleger zwar nicht, was auch mit dem StaRUG-Gesetz zu tun hat. Es sieht im Sinne einer zügigen Sanierung größere

Eingriffe in die Eigentumsrechte von Aktionären vor. Der DSW ist vor allem daran gelegen, den Anlegern die Chance auf Schadenersatz aufrechtzuerhalten. Ein solcher Anspruch könnte daraus resultieren, dass es an einem „pflichtgemäßen Risikomanagementsystem“ bei Varta gemangelt habe. Das geht direkt gegen Aufsichtsratschef Tojner.

Anleger, die sich bei der DSW registrieren, können der Organisation eine Vertretungsvollmacht übertragen. Diese will die Vereinigung nutzen, um gegen den Sanierungsplan zu stimmen, den Varta demnächst formell vorstellen wird. Das wird die Umsetzung des Plans zwar aller Voraussicht nach nicht verhindern können, aber Widerspruch an dieser Stelle ist wichtig, weil er die Vorausset-

zung für eine spätere Entschädigung ist. Einer solchen Entschädigung müsste allerdings ein im Sinne der Anleger entschiedenes Gerichtsverfahren gegen Varta vorausgehen, was zeigt: Der Weg dahin ist ziemlich kompliziert.

Zumindest steuerlich lassen sich die Aktienkursverluste, die Varta-Anleger zu erwarten haben, bis zu einer Höhe von 20.000 Euro geltend machen – wenn auch mit einer Einschränkung: Die Verluste können nur mit Gewinnen aus Aktienverkäufen verrechnet werden. Verbleibende, nicht verrechnete Verluste können zudem in den folgenden Jahren vorgetragen werden. Das ändert alles eines nicht: Angesichts der Ergebnisse rund um Varta wäre es nur ein schwacher Trost.



Arbeit für Spezialisten: Um aus einem nackten Dachstuhl eine moderne Wohnung zu machen, braucht es meist Planer, Statiker und professionelle Handwerker.  
Foto Getty

## Liegt das Schnäppchen unterm Dach?

### Individuell wohnen, mit Weitblick und in bester Lage: Ein unausgebautes Dachgeschoss scheint verlockend günstig. Wären da nicht ein paar Hürden auf dem Weg zum Penthouse-Traum.

Von Anna-Lena Niemann

Das steht es im Immobilienportal, schwarz auf weiß, was doch kaum noch zu glauben ist: 80 Quadratmeter in einer der begehrtesten Lagen Frankfurts für 299.000 Euro. Und in Berlin-Friedrichshain warten in einem Prachtalld 250 Quadratmeter auf einen neuen Eigentümer. Was die Verkäufer dafür gerne hätten? 399.000 Euro. Der Schnäppchenjäger reißt sich die Augen.

Die Preise liegen so weit unter dem, was in den Metropolen an vergleichbaren Flächen im Angebot ist, dass es dafür einen Grund geben muss. Den gibt es. Offiziell heißt er „Dachgeschoss mit Potential“ und übersetzt in etwa das: Wer genug Ideen und Ressourcen mitbringt, kann sich an einem nackten Dachstuhl eine Traumwohnung mit Weitblick nach eigenen Vorstellungen entwerfen. Dass diese Dachrohlinge dazu oft über den Wohnblocks der fragtesten Viertel aufragen, macht das Angebot für viele noch verlockender. Zumindest ist das auf den ersten Blick so. Denn bis aus dem Raum zwischen Sparren und Schrägen ein Penthouse-Traum werden kann, ist es ein ziemlich weiter Weg.

Das Wohnen unterm Dach hat über die Jahrzehnte eine erstaunliche Karriere hingelegt. War die Mansardenwohnung früher nur einfachste Bleibe für Dienstboten und eine prekär beschäftigte Arbeiterschaft, hatte sich dieser Wohnungstyp gerade nach der Jahrtausendwende zum begehrtesten Zuhause entwickelt. Urbanes Lebensgefühl lässt sich nirgendwo so gut feiern wie von der eigenen Dachterrasse aus: ohne trampelnde Nachbarn im oberen Stock und weit weg vom Lärm des Straßenraums.

Doch der Aufstieg von der Dienstbotenkammer zum Statussymbol ist nicht alles. Als der Ruf nach mehr Neubau immer lauter wurde, avancierte das Dachgeschoss zum Hoffnungsträger im Kampf gegen den Wohnungsmangel, klimafreundlich noch dazu. Planer entdeckten in der Dachlandschaft eine Wohnraumreserve, für die keine grünen Flächen mehr versiegelt werden mussten.

Eine viel beachtete Studie der TU Darmstadt rechnete 2019 vor, dass durch Aufstockungen und Ausbauten auf ältere Wohngebäude rund 1,1 Millionen neue Wohnungen entstehen könnten. Auch das Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung geht von erheblichen Potentialen aus, die unter Deutschlands Dächern schlummern. In einer umfassenden Publikation dazu warnten die Wissenschaftler aber auch: Das Potential zu heben ist teuer. Wenn, dann wachse das Angebot vor allem im mittleren und höheren Preissegment.

Der große Boom, das lässt sich einige Jahre nach den Veröffentlichungen feststellen, ist bisher ausgeblieben. Nicht nur die vermeintlichen Schnäppchenpreise deuten an, dass es mit der Nachfrage nicht wie von selbst läuft – trotz Toplagen. Einige Projektentwickler und Makler werben in den Portalen für ihre Dachgeschossrohlinge schon mit Abschlüssen und Reduzierungen im zweistelligen Prozentbereich. Warum läuft es so schleppend?

Jede Meldung über einen weiteren Hitzesommer schmälert für viele die Lust auf eine Bleibe, in der sich die Sommer auch früher schon nach Sauna oder Dörröfen angefühlt haben. Doch ein Blick in ein Dachgeschoss in Berlin-Neukölln gibt weitere Antworten. Noch sind die 360 Quadratmeter Grundfläche nicht ausgebaut, aus denen ein privater Bauherr drei Wohnungen für sich und seine Familie machen möchte. Eine Baugenehmigung gibt es zwar schon, doch mit dieser kann er wenig anfangen. Ein Projektentwickler hatte sie beschafft, weil sich die Rohlinge so lukrativ verkaufen lassen. Nur klappt zwischen dem, was sich ein Entwickler für die Etage ausmalt – loftartige Räume, wenige große Zimmer, riesige Luxusbäder –, und dem, was etwa eine Familie braucht, oft eine ziemliche Lücke. Ist der Kaufvertrag unterschrieben, geht für die Bauherren der Genehmigungsprozess deshalb wieder von vorne los. Diesmal nach ihren Vorstellungen.

Diese Diskrepanz ist die erste Hürde, erläutert Stefanie Hüntzsch. Die Architektin und Chefin des Büros Arch x Texture verantwortet den Ausbau in Neukölln. Mit Berliner Altbauarchitekten seien trotzdem jedes Mal aufs Neue eine Herausforderung. Oft führt ein Dachge-

schossausbau dazu, dass sich die Gebäudeklasse ändert. Selbst wenn die Etagen zu alten Gründerzeitbauten gehören – wer in einen zuvor ungenutzten Dachstuhl einziehen will, muss das Projekt baurechtlich wie einen Neubau angehen.

„Bei vielen Dachgeschossausbauten bekommt man ein Problem mit dem zweiten Rettungsweg“, sagt die Architektin, so wie ihn etwa die Berliner Landesbauordnung in vielen Fällen vorschreibt. Das könne zum K.-o.-Kriterium werden, zum Beispiel wenn das Dach eines Hinterhauses ausgebaut werden soll, das Gebäude aber nicht mit dem Vorderhaus verbunden ist. Manchmal reichen schon Bäume vorm Haus aus, um der Feuerwehr und ihrer Rettungsleiter den Zugang zu versperren.

Auch für das Neuköllner Dachgeschoss muss Hüntzsch den Behörden eine Planung für einen zweiten Rettungsweg vorlegen. Hier soll er außen über das Dach konstruiert werden und zu einem anderen Treppenhaus führen. Als inoffizieller Ausguck darf der Weg freilich nicht genutzt werden. So wie überhaupt die begehrte Aufdachterrasse in Neukölln nicht erlaubt sei, im benachbarten Friedrichshain hingegen schon. Denkmalschutz und Milieuschutz, der je nach Bezirk mit ganz anderen Auflagen bedacht sein kann, machen den Ausbau kompliziert, wie die Planerin aus Erfahrung weiß.

Weil sich der Auftraggeber größere Gauben gewünscht hat, dürfen außerdem die Nachbarn mitreden. Denn mit Gauben sowie Balkon- und Terrassengeländer verändern sich die Abstandsflächen über das zulässige Maß. In diesem Fall müssen die Nachbarn zustimmen. Für das Wohngelühl aber sind Gauben nicht zu vernachlässigen. Gerade wenn sich das Dach relativ flach in den Raum neigt, schaffen sie ein großzügigeres Raumgefühl und bringen zusätzlich Tageslicht ins Innere.

Je nach Dachneigung verändert sich zudem, wie viele von den in den Annoncen angepriesenen Quadratmetern wirklich zum Wohnen übrig bleiben. „Unser Rohling in Neukölln hat 360 Quadratmeter Grundfläche. Wenn wir ihn ausgebaut haben, bleiben aber nur 220 Quadratmeter Wohnfläche übrig, auch weil wir hier eine relativ flache Dachneigung haben“, erklärt Hüntzsch. Nur wo die Decke mehr als zwei Meter hoch ist, kann man die Fläche zu 100 Prozent anrechnen.

Die Architektin ist von Dachgeschossausbauten trotzdem überzeugt. Ihre Auftraggeber schätzen die zentralen Lagen, dass sie es mit einer Baustelle zu tun haben, auf der Wasser, Strom oder Gas schon erschlossen sind. Hinzu kommt, dass Bauherren trotz strenger Regeln immer noch viele Freiheiten haben, um die höchste Lage im Haus in ein individuelles Zuhause zu verwandeln. Man dürfe nur nicht erwarten, mit dem Kauf eines Rohlings Geld sparen zu können. „Als Schnäppchen würde ich es nicht bezeichnen“, sagt sie. „Es kommen nicht nur Baukosten auf die Käufer zu, sondern auch viele Planungskosten. Da sind neben den Architekten auch Energieberater, Brandschutzgutachter, Statiker oder Vermesser nötig.“ Rechne man all diese Kosten ein, müssten sich Bauherren auf bis zu 5500 Euro je Quadratmeter Wohnfläche einstellen. Das sind Neubaukosten.

Zwei Jahre können vergehen, bis der Weg vom Notartermin bis zum Einzug geschafft ist. Kerstin Huth, Vorsitzende des Immobilienverbandes IVD Berlin-Brandenburg, sagt, dass viele Vorschriften hinderlich seien. „Potentielle Flächen werden nicht ausgebaut, da entweder die baulichen Auflagen zu hoch sind oder die Kosten, zum Beispiel wenn die Dachform wesentlich geändert werden muss.“ Immer mehr Bundesländer stellen zwar in Aussicht, Dachgeschossausbauten künftig zu vereinfachen. Was das konkret bedeute, bleibe aber abzuwarten, sagt Huth.

Böse Überraschungen hält zudem nicht nur das Baurecht bereit. Gerade in Altbauten können Hausschwamm und mit alten Holzschutzmitteln belastete Balken lauern. Dann kann es nötig sein, den Dachstuhl komplett zu erneuern. Ohnehin müssen bei einem Ausbau die meisten Sparren verstärkt werden, weil alles, was heutzutage an Dämmmaterial und Technik gebraucht wird, sonst gar nicht in den Dachwänden unterkommen kann. Sogenannte Kühldecken etwa. In Schleifen fließt dabei ein Kühlmittel durch die Decken, das im Sommer für angenehme Temperaturen sorgt. Standard ist es inzwischen zudem, der obersten Etage eine eigene Luftwärmepumpe aufs Dach zu setzen, die die Wohnung im Winter heizt und im Sommer kühlt.

Eine weitere, große Investition ist der Fahrstuhl. „Nach den Erfahrungen von Immobilienverwaltungen ist der Einbau eines Aufzugs das A und O“, sagt Verbandsführer Huth. Zwischen 150.000 und 200.000 Euro kann das kosten – wenn er denn genehmigt wird. Eigentlich müssten Dachgeschosskäufer die Summe nicht allein aufbringen, weil die gesamte Hausgemeinschaft von der Technik profitieren und sich zur Installation entschließen kann. Nur könnten sich die Eigentümer in der Praxis genau darauf eben oft nicht einigen. Wer auf den Aufzug verzichtet, wird vielleicht immerhin mit dem Gefühl belohnt, sich den teuren Weitblick mit jedem Gang verdient zu haben.

**Immobilien kaufen**

**Wohnimmobilien**

**Aschaffenburg**  
Villa in einer der besten, absolut ruhigen Höhenlagen im Stadtteil Godelsberg. Sie genießen den fantastischen, unverbaubaren Ausblick über die gesamte Stadt bis hin zur Main-Schleife mit dem berühmten Schloss Johannisburg. Am Horizont grünen Sie Spessart und Odenwald. Den gepflegten Garten beschattet parkartiger Baumbestand, der Pool liegt ganztags in der Sonne. Nach Frankfurt fahren sie 1,2 Stunde.  
Grundstück 1517 m², Wohnfläche 301 m², ausreichend Zimmer f. mehrgliedrige Familie, 2 Bäder etc.  
Wenn sie ernsthaft an einer der besten Lagen in AB interessiert sind melden Sie sich unter illo.73@web.de - keine Makler

**Exklusiv Wohnen am Tegersee**  
Entdecken Sie Ihre Wohlfühloase in Rottach-Egern. Unsere fünf bezugsfertigen Luxusapartments (100 m² bis 264 m²) bieten höchstmöglichen Komfort und modernste Gebäudetechnik. Nur 300 Meter vom See entfernt.  
Mobil: 0151-201 987 89  
info@kawo-immobilie.de  
www.kawo-immobilie.de

**Haus am Luganer See mit Steeg**  
Panoramablick, Bootsliift, privat, Montagnola, gut unterhalten, zu verk. 170 m² 7 Zimmer, 1000m² Grund, 2.990.000 SFR  
ID: 9650671 immobilienmarkt.faz.net  
hgwilmer@web.de

**An- und Verkauf**

**Ankauf von Bordeauxweinen zu Höchstpreisen!**  
Seriose, professionelle und diskrete Abwicklung. Keine Aufschläge oder Latgebühren, faire Nettogehälter!  
C&D Weinhandels-Gesellschaft mbH  
Tel.: 02236-990240, Fax: 02236-992749, info@cd-und-d.de

**Bordeaux + Burgund**  
**Wein-Ankauf von privat**  
☎ 0151 197 22233  
marco@marco-artwork.com

**Partnersuche und Bekanntschaften**

**Kraftfahrzeuge**

**Alleinstehender älterer Herr**  
noch sehr aktiv, früherer Autor, Regisseur beim HR, vielseitig interessiert sucht Freund/ Freundin für gemeinsame Unternehmungen. Raum Oberursel/ Frankfurt. **Zuschriften unter ZF1500000911 F.A.Z., Postfach 820219, 81802 München**

**Wir kaufen Wohnmobile + Wohnwagen 03944-36 160 www.wm-aw.de Fa.**

**Ihre liebevolle Partner Vermittlung seit 37 Jahren. Was können wir für Sie tun?**  
Maria-Klein.de 004171 534 98 14

**Brechen Sie auf zu traumhaft schönen Zielen – mit den F.A.Z.-Leserreisen**  
Frankfurter Allgemeine LESERREISEN  
Mehr unter [leserreisen.faz.net](http://leserreisen.faz.net)

**Sonstiges**

**Kapitalanlage in MZ-Gonsenheim**  
423 qm, Bf 2025, depressive AfA nutzen  
Neubau Bestlage in Mainz zu verkaufte Aufzug, Stellplätze, Garage, Energieausweis i.V., Erdwärme, barrierefreie Grundrisse, Gartenwohnung, Etage im 1.OG, echtes Penthaus, Top Vermietungslage, 5% depressive Sonder-AfA für Vermieter, JNME ca. EUR 110 K p.a., Kaufpreis komplett und schlüsselfertig EUR 3.15 M, für den Erwerber provisionsfrei  
ID: 9641664 immobilienmarkt.faz.net

**Zweifamilienhaus Renditeobjekt**  
Haus in Hünfeld von Privat zu verkaufen, 228,0 m², 8 Zimmer, Bj. 1955, Freizeitanlage, Garage, verfügbar ab 30.04.2025, 560.000 EUR, Der Energieausweis liegt vor, Öl, Bj. 1955/2022  
ID: 9659733 immobilienmarkt.faz.net  
gerarno@gmx.de

**Ausland**

**ZU VERKAUFEN:**  
Moderne 7,5-Zimmer-Villa mit viel Privatsphäre im steuergünstigen Walchwil am Zugersee (Schweiz)  
- Grundstücksgesamtfläche 1289 m²  
- Wohnfläche: 290 m²  
- Baujahr 2006  
- Unverbaubare See- und Bergsicht  
- Hohe Privatsphäre  
- Ruhig und doch zentrumsnah gelegen  
- Moderne Architektur und in Top-Zustand  
- Verkaufspreis: im oberen, einstelligen Millionenbereich  
Solventen Interessenten werden gerne weitere Auskünfte erteilt und eine Besichtigung dieses nicht alltäglichen Objektes ermöglicht. Es werden nur Direktinteressenten berücksichtigt.  
**Zuschriften unter ZF1500000909 F.A.Z., Postfach 820219, 81802 München**

**Trüffelplantage auf 1,22 ha Land**  
63 Trüffelgehölze unterschiedlicher Arten, zwei- und dreijährige Bäume und Büsche, Wildtierzaun, Greifvogelstangen, Boden hat für Trüffelkultur günstigen Calciumanteil, günstige Hanglage, freier Kalk vorhanden, genügend zusätzliche Pflanzfläche innerhalb der 1,22 ha, Bachlauf, Eichenfeld, 190.000,00 €  
☎ 0170-986 3231 ab 14.00 Uhr

**Baugrundstück, Düsseldorf Norden Südlage**  
erschlossen für Einzelhausbebauung 986 m² bis 1455 m² oder für 2 Doppelhaushälften à 761 m² und 778 m² provisionsfrei von privat – Architekten ungebunden  
mobil 0152 31350749  
e-mail: baugrund123@gmail.com

**Immobilien mieten**

**Wohnimmobilien**

**Frankfurt Westend möblierte 3 Zimmer Wohnung**  
90 m², gepflegter Altbau, beste Lage Nähe Alte Oper, 2500 € Kaltmiete + ca. 250 € Nebenkosten  
**Zuschriften unter ZF1500000908 F.A.Z., Postfach 820219, 81802 München oder Email an [Chiffre@faz.de](mailto:Chiffre@faz.de)**

**Kunst für Kluge Köpfe**  
Entdecken Sie exklusive Werke unter: [faz.net/selection-kunst](http://faz.net/selection-kunst)

**Frankfurter Allgemeine SELECTION**

**Rheingauer Riesling Brut 2017 F.A.Z.-Edition**

Ein fulminanter Weinjahrgang für einen großen Sekt, der es aushält, mit Kraft zu spielen, ohne dabei an Finesse einzubüßen. Nach 52 Monaten Hefelager besticht er mit feinen Röstaromen sowie Aromen von reifem Steinobst und Kräutern.

Sichern Sie sich die Flasche für 19,90 Euro zzgl. Versandkosten.

F.A.Z. Selection steht für herausragende Qualität und anspruchsvolle Produkte – exklusiv für F.A.Z.-Leser gefertigt.

**faz.net/selection**  
Info: (069) 75 91 1010

# Willkommen in der Wolkenbruchstraße

Kopenhagen macht es mal wieder vor: Die dänische Hauptstadt zeigt, wie sie ihre Bewohner vor Überflutung schützt und nebenbei noch die Lebensqualität steigert.

Von Rainer Müller



Ruhigerer Verkehr, mehr Fußgänger und Läden: Aus dem nüchternen Knotenpunkt, dem Sankt-Kjelds-Platz im Stadtteil Østerbro, ist eine grüne Insel geworden.

Foto SLA

**B**jørn Ginman wirkt selbst ein wenig überrascht. „Das ist wirklich üppig grün geworden“, sagt der Landschaftsarchitekt während einer Führung durch den Kopenhagener Stadtteil Østerbro. Bis es hier grünte, war der Sankt-Kjelds-Platz gar kein Platz, sondern ein großer Kreisverkehr, der Fahrzeuge von sieben Straßen bündelte und dessen Fahrbahnen fast bis an die umliegenden Häuser reichten. Autos parkten wild im Kreisinneren, Fußgänger und Radfahrer mussten zusehen, wo sie blieben. Laut war es außerdem. Aufhalten mochte sich hier kaum jemand.

Ein großes Problem waren die großen Asphaltflächen aber noch aus einem anderen Grund: „Bei starkem Regen kam es häufig zu Überschwemmungen“, beschreibt Landschaftsarchitekt Ginman die Situation vor dem Umbau. Ging Starkregen nieder, war die alte Kanalisation oft so überfordert, dass die Wassermassen Straßen und Keller überfluteten und enorme Schäden anrichteten. Als Reaktion auf extremes Hochwasser 2011 und mit Blick auf den Klimawandel beschloss Kopenhagen daher einen Klimaanpassungsplan mit 350 Einzelmaßnahmen und den Umbau mehrerer Stadtteile zu zukunftsfesten „Klimaquartieren“.

Østerbro soll zum ersten Klimakvarter – dänisch für Klimaquartier – werden und der Sankt-Kjelds-Platz sowie 700 Meter angrenzender Straßen zu seinem Aushängeschild. 2019 wurde der Umbau abgeschlossen, und heute sind die 600 neu gepflanzten Bäume und die neuen Stauden zu jenem kleinen Stadtwald angewachsen, der auch Projektleiter Bjørn Ginman beeindruckt. Gezielt hatte er zum Projektbeginn 2014 in Baumschulen von Kopenhagen bis Hamburg nach „den krummsten Bäumen“ gesucht, um einen möglichst urwüchsigen Charakter zu erzielen. Heute, zehn Jahre später, gleicht das Ergebnis einem regelrechten Biotop.

Die Kopenhagener Planer vom Büro SLA, für das Ginman arbeitet, haben den Durchmesser des Kreisverkehrs von 60 auf 30 Meter halbiert, ein Drittel der ursprünglichen Asphaltfläche entsiegelt und begrünt. Dazu verkleinerten sie die Fahrbahnbreite im und zum Kreisverkehr, sperrten drei Einfahrten für Autos und

machten wildes Parken praktisch unmöglich. Die so gewonnenen Flächen kamen neben dem Stadtgrün auch Fußgängern und Radfahrern zugute, die jetzt sichere und vom Autoverkehr getrennte Wege haben.

Offiziell gilt am Sankt-Kjelds-Platz weiterhin Tempo 50, doch Autofahrer sind auf den verengten und durch die Bäume weniger einsehbaren Fahrspuren vorsichtiger unterwegs, hat Projektleiter Ginman beobachtet. Obwohl der Umbau hauptsächlich Überschwemmungen verhindern sollte, hat er viele positive Nebeneffekte. „Durchgangsverkehr und die Durchschnittsgeschwindigkeit haben deutlich abgenommen, Fußgänger und Anwohner bekamen breitere Fußwege, kleine Trampelpfade und schattige Sitzgelegenheiten im Grünen – und davon profitieren auch Geschäftsleute“, zählt Ginman die Veränderungen auf. Hinter dem Grün haben sich Restaurants, Cafés und Läden angesiedelt. Gab es vor dem Umbau zwei Händler und Gastronomen, sind es heute elf. Die Zahl der Fußgänger hat sich verdreifacht. „Aus einem nüchternen Verkehrsknotenpunkt wurde das grüne Herz des Quartiers“, resümiert der Planer.

Auch seinen eigentlichen Hauptzweck erfüllt der 6,6 Millionen Euro teure Umbau: Kam es zuvor fast jedes Jahr zu Überschwemmungen, war dies seit 2019 nicht mehr der Fall. „Dabei hat es auch die letzten Jahre immer wieder Wolkenbrüche gegeben, bei denen sich das neue System bewähren musste“, sagt Ginman. Heute versickert rund ein Drittel des anfallenden Regenwassers sofort in den entsiegelten Freiflächen. Bei sintflutartigen Regenfällen fließt das überschüssige Wasser über kleine Kanäle und Mulden entlang der zur „Wolkenbruchstraße“ umgebauten Hauptstraße Bryggervangen Richtung Hafen. Dabei spült das erste Regenwasser den Schmutz von der Fahrbahn in die reguläre Kanalisation und das nachfolgende saubere Wasser versickert in den Grünflächen.

Planer wie Ginman sprechen von „grün-blauer Infrastruktur“ und dem sogenannten Schwammstadt-Konzept: Das Regenwasser wird wie in einem Schwamm im Boden zwischengespeichert oder in Senken zurückgehalten und verdunstet allmählich oder wird an die Vegetation abgegeben. An Sommertagen sorgen die Grün-

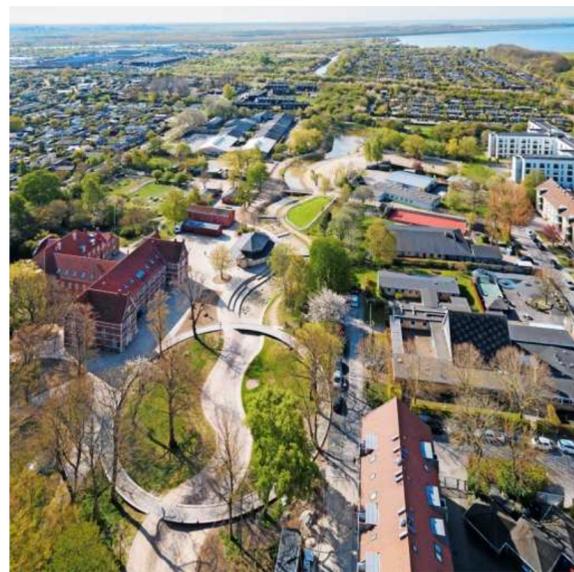
und Wasserflächen daher auch dafür, dass sich der Verkehrskreis weniger aufheizt als vor dem Umbau. Bis zu sechs Grad kühler ist die einstige Hitzeinsel an besonders heißen Tagen, rechnen die Planer vor.

Für Kopenhagen gilt der umgebaute Sankt-Kjelds-Platz als Leuchtturmprojekt. Dabei ist er nur ein Baustein. Im Klimaquartier Østerbro und in anderen Stadtteilen werden aktuell weitere Straßen und Plätze umgebaut, große unterirdische Leitungen und Zisternen eingerichtet, Dächer und Hinterhöfe begrünt. Alle Projekte sind Teil des städtischen Klimaanpassungsplans, den Kopenhagen bis 2036 für umgerechnet 1,8 Milliarden Euro verwirklichen will.

Dazu gehört auch ein großes Projekt im Stadtteil Sydhavnen. Dort wurde 2023 eine vorhandene grüne Achse zu einer Retentionsfläche und natürlichen Kläranlage umgebaut. Am auffälligsten an der Karenss-Minde-Achse ist heute das 600 Meter lange, geklinkerte „Flussbett“, das bei trockenem Wetter als neuer Spazierweg zwischen alten Alleebäumen dient und bei starkem Regen Wasser führen soll, wie Sanne Slot Hansen vom Landschaftsarchitekturbüro Schonherr erläutert. Das Projektgebiet liegt so tief und nah am Hafen, dass hier in Zukunft das Regenwasser aus der gesamten Umgebung über neue Leitungen und offene Wassergräben gesammelt, gefiltert und schließlich in den Hafen abgeleitet wird. Wo der entsprechende Platz fehlt, wird er beispielsweise durch die Beseitigung von Parkplätzen geschaffen. „Politik muss eben Prioritäten setzen“, kommentiert Hansen.

In Sydhavnen waren die Bewohner zuerst nicht glücklich, als sie hörten, dass das Regenwasser aus halb Kopenhagen vor ihrer Tür ankommt. In vielen Bürgerversammlungen wurden aber Lösungen gefunden, mit denen fast alle zufrieden sind. Die grüne Achse bestand früher aus ständig vernässten und kaum betretbaren Wiesen, aus einem maroden Spielplatz, der eher Dealern als Umschlagplatz diente, und teils aus unzugänglichen Bereichen. Heute dient das geklinkerte Flussbett als Fußweg mit vielen Sitzbänken, uneinsehbare Angsträume wurden beseitigt, der Spielplatz und eine Hundewiese neu gestaltet und die gesamte Grünfläche aufgewertet.

Links und rechts der Achse verläuft eine niedrige Mauer, damit bei anhaltendem



In Sydhavnen soll das geklinkerte Flussbett bei Starkregen die Wassermassen zum Hafen leiten.

Foto Carsten Ingemann/Schonherr

Dauerregen zwar auch Spielplatz und Hundewiese geflutet werden, die angrenzenden Straßen und die Keller aber nicht volllaufen. Die Bewährungsprobe steht allerdings noch aus. Die Rohre aus den höher gelegenen Nachbarstadtteilen müssen erst noch gebaut und ans Flussbett angeschlossen werden.

Schon sichtbar sind aber das Rieselfeld und ein als kleiner See naturnah gestaltetes Regenrückhaltebecken am Ende der Grünachse, wo sich ein kleiner Ponyhof und ein Kulturzentrum befinden. Kaskadenartig wird das Regenwasser hier durch Pflanzenfilter von Schmutz und Partikeln gereinigt, bevor es unsichtbar durch Rohre im nahen Hafen verschwindet.

„Eigentlich ist das Wasserbassin ein technisches Bauwerk“, sagt Sanne Slot Hansen, „den Anwohnern und Besuchern des Kulturzentrums dient es aber wie ein See als Attraktion bei Spaziergängen.“ Darum geht es bei allen Umbauprojekten für den Klimaanpassungsplan: die Lebensqualität der Menschen zu verbessern.

## Haus des Monats

Eine Aktion des Bundesverbandes Deutscher Fertigbau e.V. 



### SERIELLER WOHNUNGSBAU ÖKOLOGISCH WEITERGEDACHT

Das serielle Bauen ist aktuell in aller Munde, wenn es um die Schaffung bezahlbaren Wohnraums geht. Mit der Holz-Hybridbauweise hat ALHO das serielle Bauen unter ökologischen Gesichtspunkten weiterentwickelt. Holz und Stahl bilden eine perfekte Synergie: Die tragende Stahlrahmenkonstruktion wird mit Decken und Wänden aus Holz kombiniert. Wohngebäude, die in Holz-Hybridbauweise realisiert werden, sparen bei der Errichtung ca. 26 % CO<sub>2</sub> ein. Kommt grüner Stahl zum Einsatz, was ALHO ebenfalls anbietet, verringert sich der CO<sub>2</sub>-Ausstoß sogar um ca. 30 %.

Architektonisch bietet die Holz-Hybridbauweise alle Möglichkeiten: Eine Vielzahl an Modulabmessungen erlaubt die Gestaltung unterschiedlicher Grundrisse und Bauformen. Die ökologische Qualität des Gebäudes kann durch eine Holzfasade oder Fassadenbegrünung betont werden. Ein Gründach schafft Lebensraum für Insekten sowie Nahrungsquellen für Vögel. Neben CO<sub>2</sub> speichert es Feuchtigkeit und trägt zu einem angenehmen Raumklima bei. Mit der ALHO Holz-Hybridbauweise lassen sich emissionsarme und ökologische Wohngebäude realisieren.



FIXE KOSTEN. FIXE TERMINE. FIX FERTIG. ALHO.

ALHO Systembau GmbH  
Hammer 1  
D-51598 Friesenhagen  
Tel.: +49 2294 696-111  
www.alho.com





Ein Neubau, ja, aber keiner, der sich wuchtig in die Landschaft drängt: Das Haus von Helmut und Heike Meyer-Abich besticht durch Leichtigkeit und Transparenz. Das Dach aus Schilfrohr ist nicht nur schmuck, sondern bewahrt das Innere vor Wärme und Kälte.



# Mehr als nur reetlich

Ein Ehepaar aus Berlin hat sich in der Region Mecklenburgische Seenplatte sein Traumhaus gebaut. Rundumblick inklusive.

Von Birgit Ochs (Text) und Andreas Pein (Fotos)

Wie hingewürfelt stehen die Häuser in der Feldmark. Ein paar leere Schweineställe zeugen noch von der Vergangenheit des Ortes als Bauernhof. Wer von der Landstraße abbiegt, rechnet nicht damit, ausgerechnet hier auf einen luftig-leichten neuen Bungalow zu stoßen. Der scheint am Ende der langen, lavendelgesäumten Auffahrt zwischen Rasen, Gräsern und Rosenstöcken geradezu zu schweben. In der Rundumverglasung spiegeln sich Wolken, und das mächtige Reetdach wirft seinen Schatten. Merkwürdig eigentlich, dass tonnenweise gebündeltes Schilfrohr so gut auf den filigranen, transparenten Unterbau passt.

„So habe ich mir mein Haus vorgestellt“, sagt Helmut Meyer-Abich. Der 73-Jährige ist Bausachverständiger. Seine Ideen ausgearbeitet hat das Büro Anima von Architekt Christian Urner aus Oldenburg. Wenn man so will, ist der Neubau eine zeitgemäße Variante des Niedersachsenshauses, wie das niederdeutsche Hallenhaus umgangssprachlich genannt wird. In Norddeutschland sieht man es noch heute vielerorts. Dabei handelt es sich um ein Fachwerkhaus mit Reetdach, unter dem sich ein nur wenig gegliederter Innenraum erstreckt.

Wer durch die leuchtend rote Haustür tritt und von einem Zimmer zum nächsten geht, umrundet automatisch das Innere. Dadurch wirken alle Räume miteinander verbunden. Im Zentrum liegen Wohn-Essküche und Wohnzimmer. Zur einen Seite schließen sich das Bad mit Finessecke und Schlafzimmer an, zur

anderen ein kleineres Bad sowie ein Gästezimmer, das zugleich Helmut Meyer-Abichs Arbeitszimmer ist.

Barfuß steht der Hausherr auf dem sonnenbeschienenen Holzdeck, das das Haus säumt. Der Wind lässt die Flagge am Fahnenmast flattern. Richtung Nordosten erstreckt sich das Grundstück fast bis zum Wald. Hecken, Büsche, Bäume, Gras, und in der Ferne schimmert der Kummerower See. Zwei Hektar Land im Naturschutzgebiet, die Meyer-Abich vor einiger Zeit dazugekauft hat.

Hergeführt hat sie die Stadtmüdigkeit. Berlin – das war irgendwann nichts mehr für ihn und seine Frau. Das Ehepaar begann sich umzusehen, fuhr über Land und besichtigte auch das eine oder andere charmante Gutshaus. „So ein altes Haus umzubauen, das wäre schon auch etwas gewesen“, sagt Meyer-Abich. Sie seien dann aber doch vor der Herausforderung zurückgeschreckt. Für solche Gebäude braucht man mehr als nur die Absicht, sie in ein Zuhause zu verwandeln. Es braucht ein klares Konzept.

Dann lasen sie eine Annonce: Grundstücke zu verkaufen. Mit Blick auf den See, der Teil des Naturparks Mecklenburgische Schweiz ist. Viel erwartet hätten sie nicht. Aber als sie auf dem Grundstück standen, sei die Wahl schnell gefallen. „Gesehen und verliebt“, sagt Heike Meyer-Abich. Das Penthouse in Berlin-Charlottenburg haben sie verkauft.

Fast zweieinhalb Stunden fährt man mit dem Auto von der Hauptstadt bis in die Seenlandschaft. So weit draußen ist der Quadratmeterpreis im Vergleich zu Berlin und seinem Umland niedrig. Das Ehepaar hat dann auch gleich das ganze

5500 Quadratmeter große Bauland erworben. Der Eigentümer wollte es ursprünglich in mehrere kleine Grundstücke aufteilen. So wurde er die Parzellen auf einen Schlag los. „Praktisch“, sagt Helmut Meyer-Abich. Er und seine Frau genießen die Weite, die sie umgibt. Aber eines schönen Tages könnte man das Bauland auch aktivieren.

Ihr Haus haben die beiden so weit weg von der Straße wie möglich an die Bebauungsgrenze gesetzt. Dahinter beginnt das Schutzgebiet. Der Bauherr hat den Bungalow so geplant, dass er auf einem kleinen, inzwischen begrünten Sockel steht. Dadurch entsteht der Eindruck, das Haus würde schweben. Den geringen Höhenunterschied überwindet keine Treppe, sondern ein Steg, der zum Podest vor der Haustür führt.

Bevor das Fundament gegossen wurde, mussten die Bauherren die Fläche zunächst noch von imposanten Steinen befreien, auf die früher einmal ein anderes Haus gründete. Die grauen Brocken erheben sich nun als kleiner Wall an der Grundstücksgrenze zur Straße.

Fragt man den Baufachmann, welche Anforderungen er an den Neubau gestellt hat, lautet die Antwort: niedrige Baukosten, lichtdurchlässig und aus möglichst vielen nachwachsenden Mate-

rialien. Es lag nahe, einen Holzständerbau zu wählen. Der Rahmen, wie bei dieser Bauweise üblich, war dank der Vorfertigung in nur wenigen Tagen errichtet. Statt eines Zementstrichs erhielt ebenfalls Holz den Vorzug. Raumlange Douglasiendielen bilden den Fußboden über der Heizung.

Die Rundumverglasung ist so beeindruckend wie gewagt. „Natürlich schauen die Leute“, räumt Heike Meyer-Abich

ein. Aber das Haus stehe so weit von der Straße entfernt, und die nächsten Nachbarn hätten von ihren Häusern keinen Einblick. Überhaupt herrscht auf der Dorfstraße nicht allzu viel Betrieb.

Das Bauamt allerdings lehnte die umlaufenden bodentiefen Fenster zunächst ab. Aber die Landesbauordnungen schreiben nur Mindestfenstergrößen von 10 bis 12,5 Prozent der Grundfläche eines Raumes vor. „Nirgendwo steht, dass ein Fenster nicht größer sein kann.“ Auch das Reetdach genehmigte die Behörde anfangs nicht. „Nicht nachvollziehbar, im Ort stehen doch schon Häuser mit solchen Dächern“, hielten Architekt und Bauherr mit Erfolg dagegen. Das Reetdach aber war den Bauherren nicht nur wichtig, weil es ihnen so gut gefiel. „Mit seinem großen Überstand

spendet es im Sommer Schatten und verhindert, dass das Haus aufheizt“, erläutert Architekt Urner die Idee. Im Winter wirkt das massive Dach dann als Kälteschutz – und gleicht so das ganze Jahr über die energetischen Nachteile der Glasfassade aus.

Der Bau des Dachs war die größte Herausforderung. Heike Meyer-Abich erinnert sich noch gut, wie sie im Winter vor zwei Jahren in der Küche des Reetdachdeckers saßen und das Vorhaben besprachen. Ganz in der Nähe ihres neuen Zuhauses war das. Ihr Mann hatte sich eigentlich eine etwas andere Reetdachvariante gewünscht, aber der Fachmann überzeugte ihn: „Ich mache das so, wie das bei uns in Mecklenburg üblich ist.“ Man einigte sich per Handschlag. Als bald rollten Wagenladungen mit dem Schilfrohr auf die Baustelle. Sechs Wochen haben die Handwerker gearbeitet, bis das Dach fertig war.

Seit etwas mehr als einem Jahr leben er und seine Frau nun auf dem Dorf – und fühlen sich gut aufgenommen. In der nächsten Kleinstadt bekommen sie alles, was sie im Alltag brauchen. Vor Kurzem hat sich eine Ärztin aus der Charité niedergelassen und eine Praxis eröffnet.

Die Großstadt vermissen sie nicht, versichern die beiden. Auf ihrem großen Grundstück gibt es immer etwas zu tun. Momentan lassen sie einen Naturbade-Teich anlegen. Zwei Wintermonate verbringen sie außerdem in Spanien. Und: „Berlin ist ja auch nicht aus der Welt.“

Serie  
**NEUE HÄUSER**



## ■ DAS HAUS KURZ UND KNAPP

**Baujahr** 2023  
**Bauweise** Holzständerbau  
**Energiekonzept** Geothermie/Solar  
**Wohnfläche** 145 Quadratmeter  
**Baukosten** (ohne Grundstück) 350.000 Euro  
**Standort** Amt Malchin am Kummerower See  
**Architektur** ANIMA, Oldenburg





Die Plattenbausiedlung Leipzig-Grünau. Oben: Klaus Wagner mit seiner Frau Anita auf dem Balkon. Unten von links nach rechts: Rapper Morlockk Dilemma aka Falko Luniak vor seinem alten Wohnkomplex; Rapper Shabo209 aka Shahab Naderi im Café 209; Jugendsozialarbeiter Paul Illner am Soziokulturellen Zentrum Heizhaus; Yasemin Said und Yanina Kochtova vom Verein Perspectives

## Politik im Konjunktiv

Welche Interessen bei der Unterstützung der Ukraine kollidieren

Die Empörung war groß: Der Regierung liege mehr an deutscher Schuldenfreiheit als an ukrainischer Freiheit, hieß es, nachdem der Finanzminister (auf Weisung des Kanzlers) erklärt hatte, es gebe keine weiteren Hilfen für die Ukraine aus dem Bundeshaushalt. Moralisch betrachtet, ist die Reaktion verständlich. Aber es ist eben nicht nur eine Frage der öffentlichen Moral, sondern auch eine des Rechts, der politischen Taktik, der Ökonomie. Es sind verschiedene Subsysteme, deren Regeln und Imperative hier geräuschvoll kollidieren.

Die Politik reklamiert da gern den Primat für sich. Doch die Versicherung des Kanzlersprechers, man werde die Ukraine nicht im Stich lassen, klingt so inhaltslos wie viele Scholz-Sentenzen, weil moralisch unterfütterte Treueschwüre ohne konkrete Maßnahmen niemandem helfen. Systemisch betrachtet, liegt das politische System in einem akuten Zielkonflikt mit sich selbst. Bei den kommenden Landtagswahlen möchten die meisten lieber nicht über die Ukraine reden – müssen es zur Freude von AfD und BSW aber nun doch, weil eine fiskalische, eine außenpolitische und eine moralische Haltung kollidieren. Und wo Wahlkampfakt mit politischer Moral zusammenstößt, kommt meist Opportunismus heraus.

Ein anderer Clash entsteht zwischen ökonomischer Vernunft oder dem, was Lindner dafür hält, und Recht. Die Ukraine solle künftig aus eingefrorenem russischen Staatsvermögen unterstützt werden. Genauer: aus den Zinsen, die dieses abgeworfen hat. Anders, als oft zu lesen, gehört das Vermögen nicht irgendwelchen Oligarchen. Es handelt sich um rund 190 Milliarden Euro, die beim Finanzinstitut Euroclear in Brüssel liegen und als Bezahlung für russische Öl-, Gas- und Kohlelieferungen gedacht waren. 4,4 Milliarden Zinsen haben sie 2023 erbracht. Da die G7 im Juni beschlossen hat, der Ukraine einen Kredit in Höhe von 50 Milliarden zu gewähren, könnte dieser Betrag der Tilgung dienen. Die EU hatte zuvor angeregt, 90 Prozent der Zinserträge in den Fonds für die Finanzierung militärischer Ausrüstung und Ausbildung zu stecken und zehn Prozent als direkte Hilfe für die Ukraine zu verwenden.

Auf dieses Geld, das für seinen Aggregatzustand ganz schön heiß ist, setzt Lindner, wie ein besonders pfiffiger Sparfuchs, der damit suggeriert, es gebe keine rechtlichen Hindernisse. Das Geld hat bisher noch niemand antastet können. Man könnte jetzt mit Cicero sagen: „Silent enim leges inter arma“, unter den Waffen schweigen die Gesetze. Doch solange internationales Recht gilt, wäre eine Legalisierung des Zugriffs auf das Vermögen Gesetzgebung im Autokratentum. Und nicht einmal die Verwendung der Zinserträge ist juristisch wasserdicht. Russland betrachtet sie als Enteignung. Das muss einen nicht kümmern. Aber auch die EZB ist unsicher, ob da nicht ein Verstoß vorliegt, ohne sich offenbar in zweieinhalb Jahren Krieg juristische Gewissheit verschafft zu haben. Die Ökonomin Iryna Stewen hat noch auf einen anderen Aspekt verwiesen: Am Ende des Kriegs sei das Geld vermöglicherweise als Druck- und Verhandlungsmittel nützlich.

Die Haushaltspolitik kollidiert also mit den Imperativen von Ökonomie und Recht zugleich: Sie will Geld zur Verfügung stellen, das sie weder hat noch, wenn sie es hätte, legal verwenden könnte. So wird mit Fiktionen finanziert und Politik im Konjunktiv gemacht. Das wird Lindner freuen, die nicht zur G7 gehören und die Ukraine aus ihrem nationalen Haushalt unterstützen. In dieser komplizierten systemischen Konkurrenz wäre, vergleichbar dem Zustand in der Pandemie, als die Systeme von Politik und Gesundheit einen zeitweiligen Primat behaupteten, die Politik am Zug. Es gibt ein altdiesesches Wort, das sich sinngemäß übertragen ließe auf die Moderation kollidierender Imperative: Richtlinienkompetenz.

Peter Körte

Fortsetzung auf der folgenden Seite

Zwei mächtige Elfgeschosser erheben sich links und rechts des Weges, sie strahlen noch im alten roten Grünauer Waschbeton, einer von ihnen hat vor Kurzem schicke neue silberne Eingänge und Balkons erhalten. Die Luft ist frisch und der geklinkerte Gehweg voller weißer Blüten von den prächtigen japanischen Schnurbäumen. Die silbernen Müllkübel sind mit Tags verschönert, ein paar linke Sticker weggekratzt, darüber ein Ausdruck geklebt: Gesucht wird eine Katze der Rasse Heilige Birma mit Namen Schnucki, Finderlohn 150 Euro. Eine schwarze Familie unterhält sich auf Spanisch, ein Mädchen trägt pinke Strähnen im blonden Haar und ein Yakuza-Shirt, ein junger Mann in Hemd und Anzughose eilt Richtung Straßenbahn, eine Gruppe älterer Herrschaften verweilt vor einem Bäcker, der mit „Qualitätsware vom Vortag“ wirbt. Es herrscht eine gelöste Atmosphäre an diesem Montagmorgen.

Mein Ziel liegt am Ende der Magistrale, als kleiner Junge guckte ich hier durch die Löcher im Baustellenzaun, beobachtete die großen starken Männer bei der Arbeit. Heute steht hier schon sehr lange ein großes Einkaufszentrum, das Leipziger Allee-Center. Klaus Wagner fährt mir auf der Rolltreppe entgegen, graues Polo, graue Jeans, schwarzer Gehstock. „Mensch, ich kenn dich noch, da warst du so.“ Er zeichnet lachend mit der Hand eine Linie kurz über den Einkaufszentrumfließen. Tatsächlich ist Klaus ein Bekannter meiner Familie, ebenso wie einige von ihnen wohnt er schon viele, viele Jahre in Grünau, genau genommen seit 1979. Hier einziehen zu dürfen bedeutete in der DDR Aufstieg: warmes Wasser aus der Wand, ein dichtes Dach, Zentralheizung, kein Kohleschleppen mehr, auf dem Balkon Wassergeruch vom Kulkwitzer See. „Wir haben gedacht: Das ist ja wie Urlaub hier.“

Klaus steckte eine Linde in den Matsch vor seinen Block, „so groß wie mein Spazierstock“, da war er Mitte 30. Er erzählt mit leuchtenden Augen von der gut durchmischten Bewohnerschaft, von gemeinsamen Begrüßungsaktionen mit Bratwurst und Bier, von Partys und Skatabenden im Trockenraum. Schnell wohnten in Grünau 85.000 Einwohner, eine Stadt in der Stadt. Was folgte, ist bekannt: Systembruch, Deindustrialisierung, Westflucht, soziale Entmischung. Der Plattenbau war plötzlich unpopulär, und der Leerstand breitete sich aus. Schnell hatte sich die Zahl der Einwohner halbiert, und der Ort, den er eben noch mitgeföhrt hatte, wurde zurückgebaut.

Klaus hat sich in Vorbereitung auf unser Gespräch mit seinen Grünauer Bekannten unterhalten. Als größtes Problem nannten die meisten, dass sie „ein bisschen Schiss vor den Ansammlungen jugendlicher Migranten“ hätten, die mittlerweile abends das Straßenbild prägen. Erinnerungen an eine Familienfeier, auf der ein weibliches Mitglied unbedingt vor Einbruch der Dunkelheit zu Hause sein will. „Du weißt nicht, wie das hier mittlerweile ist, Hendrik.“ Tatsächlich findet man ein paar Meldungen über Überfälle und Gewalttaten in Grünau aus den letzten Jah-



## Kein totes Land

Unterwegs in der Großwohnsiedlung Leipzig-Grünau, wo alles zusammenkommt: DDR-Geschichte, Nachwende-Erfahrungen, Migrationsfolgen und Jugendkultur.

Von Hendrik Bolz und Daniel Pilar (Fotos)

ren, auch Klaus berichtet von Pöbeleien, schiebt aber hinterher: „Es sind nicht die Ausländer, sondern bestimmte Gruppierungen.“ 2015 war er Sprecher des Quartierates, zahlreiche Geflüchtete kamen nach Grünau, füllten die leeren Blöcke mit neuem Leben. Mit der Stadtpolitik hätten sie damals diskutiert, ob bei einem Bevölkerungsanteil von einvierzig Prozent Integration noch möglich sei. 2023 betrug dieser Anteil in Grünau-Mitte dann 33,5 Prozent, die Zahl hat er extra noch einmal herausgesucht.

Sein Fazit heute: „Integration funktioniert nicht.“ Ein paar Jahre habe er Deutschkurse für Geflüchtete gegeben, einige dort seien sehr engagiert gewesen, noch heute grüße man sich, viele hätten sich aber hängen lassen. Er erzählt von einem Grillfest, bei dem alteingesessene Grünauer und Neubürger zusammenkommen sollten, es habe bei solchen Anlässen so gut wie keinen Austausch gegeben. „Es bleiben Gesellschaften, die nebeneinander leben. Wenn das friedlich geht, ist das auch okay.“ In seinem

Aufgang komme circa die Hälfte der Mietparteien heute aus Syrien, dem Irak, Bosnien, der Ukraine. Man komme gut miteinander aus, aber eine Gemeinschaft wie früher, die gebe es nicht. Was müsste passieren, damit sich das ändert? Klaus antwortet abgeklärt, aber enttäuscht: „Weiß ich nicht. Das kommt nicht.“

Streifen durchs Allee-Center, ganze Nachmittage konnte ich hier früher verbummeln, heute sind Läden wie H&M, Weltbild, Runnerspoint und Spielmax weg, Takko, NKD, Pfennigpfeiffer und Tedi sind geblieben. Auf einer frei gewordenen Fläche stehen münzbetriebene Geräte für Kinder, darunter ein Londoner Bus und ein futuristisches Fahrzeug mit der Aufschrift „Robo Sweep“. Zwei Väter unterhalten sich, während die Kinder hier spielen, ein verwirrter Mann sitzt auf einer Bank und brüllt seinen Unmut durch das Center. Gegenüber befindet sich der Verein Perspectives, an den Scheiben sind Aushänge in zahlreichen Sprachen, im Inneren ist ein Büro mit gelaunten jungen Menschen. Ziel des Vereins ist es, „Unterstützungsstruktu-

ren und Angebote für migrantisch markierte Menschen in Grünau“ zu schaffen. Die Gründerin Yasemin Said ist 1993 in Leipzig geboren und in der studentisch geprägten Südvorstadt aufgewachsen, hat wie ich aber Familie in Grünau. „Wenn jemand gesagt hat, meine Großeltern wohnen in Grünau“, da hat man sich eher für geschämt. Das war nicht cool zu sagen, dass man da hinfährt.“ Ihre Kollegin Yanina pflichtet bei: „Als Studi hat man Grünau überhaupt nicht im Bild. Da geht Leipzig nur bis Plagwitz.“

2020 hat Yasemin den Verein gegründet, um der schwindenden Infrastruktur etwas entgegenzusetzen, sie nennt die fehlenden Ladenstraßen, immer weniger Cafés, keine Orte zum Verweilen, sehr zentriertes Einkaufen. Bei ihrer Oma ist die Sparkasse weg, die Poststelle und die Zweigstelle der Bibliothek, da ist dann gar nichts mehr. Für die alteingesessene Bevölkerung habe es damals noch Angebote wie deutsche Liederabende gegeben, für die Menschen, die neu nach Grünau kamen, waren diese Angebote nachvollziehbarerweise aber weniger attraktiv. Yasemin wendet sich konkret an diese Gruppe, verbreitet einen mehrsprachigen Internetfragebogen mit der Kernfrage: „Worauf habt ihr Lust?“ Sportangebote, Filmabende, Kurse für Fotografie und andere Ideen wurden ihr so mitgeteilt. Ideen, die ihr Verein in kurzer Zeit allesamt umsetzen konnte. Seit ungefähr einem Jahr bieten sie hier im Allee-Center nun auch Beratungen bei der Kommunikation mit Ämtern und Behörden an.

Ich sage, dass das ja wohl eine ganz schöne Erfolgsgeschichte sei, sie und Yanina schauen sich an, rollen mit den Augen, lachen, dann sagt sie: „Schon.“ Sie wolle auf kein Podest gestellt werden, schön wäre, wenn andere erkennen, dass sie das genauso auch machen könnten. Die Leute vor Ort fragen. Ihnen nichts von oben aufdrücken. Oft kämen Menschen, die ähnliche Arbeiten machten, aber aus akademischen Kontexten, hätten kaum Verständnis für die Orte, an denen sie tätig sind. Aus mangelnder Einfühlung fielen dann Sätze wie: „Man darf es denen ja nicht zu einfach machen.“ Oder es entstehen Ideen wie diese Grillabende, auch für die migrantische Community wäre der Mehrwert hier gering.

„Die stehen dann da und müssen wieder erklären: Wir sind nicht bedrohlich. Ihr müsst keine Angst vor uns haben.“ „Salam!“ „Salam!“ Wie auf Bestellung schaut

MENSCH  
MASCHINETanzen  
als Virus

Von Berit Glanz

Auf Netflix ist gerade die letzte Staffel der Superheldenserie „Umbrella Academy“ angelaufen. Schon in früheren Folgen gab es regelmäßig Tanzszenen und so auch in den neuen: Die Kultanfänger Jean und Gene tanzen auf dem Dachboden eines Landhauses einen Line-Dance zu Chers Superhit „Gypsys, Tramps & Thieves“ von 1971. Der schrullige Tanz der Figuren in ihren skurrilen Kostümen wird mit brutalen Szenen eines Massakers auf der Farm zusammengeschritten.

Die Kombination von Tanz und Gewalt ist kein neues Phänomen im Film: Wer erinnert sich nicht an die Szene aus „Reservoir Dogs“, als Mr. Blonde erst zu „Stuck in the Middle with You“ tanzt und dann seinen Gefangenen attackiert? Wenn Soundtrack-Dissonanzen gut gemacht sind, Stimmung der Musik und Erzählebene stark miteinander kontrastieren, prägen sich solche Szenen besonders ein. Der Eindruck stimmt jedenfalls, dass in Filmen und Fernsehserien immer mehr getanzt wird. Von „Joker“ bis „Barbie“ lassen sich Choreographien finden, die deutlich die ästhetischen Konzepte ihrer Filme auf den Punkt bringen. Und ganz nebenbei sind diese Tänze perfekt für die Verbreitung in sozialen Medien geeignet. Sie wirken wie Mini-Trailer zur Publikumsgewinnung.

Immer häufiger werden diese Tänze dann aber so gefilmt und choreographiert, dass sie im Hochkantformat von Smartphones optimal funktionieren. Das ist Teil einer crossmedialen Marketingstrategie. Gelingt es den Machern einer Serie, einen Oldie mit Wiedererkennungseffekt herauszukramen und dazu dann auch noch eine kreative, aber nicht zu komplexe Tanzszenen zu choreographieren: Dann ist viraler Erfolg auf TikTok möglich, wo User sie nachtanzen.

Wie im Fall von Wednesday aus der gleichnamigen Netflix-Serie. Adaptionen ihrer Choreo wurden zum TikTok-Trend, dominierten wochenlang die Timelines auch auf Insta. Wie stark die Inszenierung auf TikTok zugeschnitten war, zeigte sich auch daran, dass zu einem Hit von Lady Gaga getanzt wurde, „Bloody Mary“, aber in beschleunigter Version, wie es auf TikTok auch sehr beliebt ist. Irgendwann tanzte dann sogar Lady Gaga selbst. Manchmal wird die Strategie, mit Filmen und Serien virale Tanzrends zu erzeugen, aber so durchsichtig, dass man sich manipuliert fühlt. Wie beim Line Dance in der „Umbrella Academy“.

Die Schriftstellerin Berit Glanz schreibt hier alle vier Wochen über digitale Phänomene.

FORTSETZUNG VON SEITE 33

## Kein totes Land

semble mit Fackellilien und Perlkörbchen. Lautloser Fahrstuhl, keine holzverfärbte Kabine mehr mit ratternder Tür und angekokelten Knöpfen. Oben der Blick ins Viertel, genau an diesem Ort habe ich 1999 durchs verrußte Lineal die Sonnenfinsternis beobachtet. Mit Blick auf diese Blöcke habe ich schon im Kindergarten Lesen, Schreiben und Rechnen lernen dürfen. Und direkt hinterher, dass Angeberei peinlich ist.

Die erste Nachricht schrieb ich Falko Luniak aka Morlock Dilemma bei Myspace irgendwann 2007, im Musikvideo zu seinem Song „WK8/LSD“ hatte ich das Allee-Center gesehen, da wurde mir klar, dass dieser berühmte Rapper aus diesem mir wohlbekannten Viertel kommt. Falko ist 1981 geboren und hat den Systemwechsel in Grünau durchlebt. „Nach der Wende hatten alle alles, aber irgendwie auch nicht.“ Damals habe hier eine „Hass-Stimmung“ geherrscht, „was willst du?“, „was glotzt du!“. Ein beliebtes Spiel sei es gewesen, sich teure Mountainbikes zusammenzuklauen. Teilweise seien Leute einfach angehalten worden und hätten dabei zuschauen müssen, wie die Sachen von Stärkeren abmontiert wurden. Neonazi sein habe er lange gar nicht als Ideologie

wahrgenommen, das sei hier hinten einfach die einzige Jugendkultur gewesen. „Glatzen halt.“

Sein Song „Oase“ ist gespickt mit Filmchnipseln aus einem „Monitor“-Beitrag von 1991, der sich um einen Brandanschlag auf ein Wohnheim für Geflüchtete hier in Grünau dreht. Falko sagt, besonders verstörend sei gewesen, wie viele Bürger drum herum gestanden und applaudiert hätten. „Mit der Wende kam die große Hoffnung und dann die große Ernüchterung. Tristesse.“ Der Wohnraum sei teuer geworden, viele Menschen hätten ihre Arbeit verloren. „Dann ging das los mit: Okay, jetzt kommen die Rumänen und kriegen die Wohnungen umsonst. Na ja, der typische Mechanismus von Verteilungskämpfen zwischen den Have-Nots und den Have-Nothings.“

Wandern durch die menschenleeren Straßen rund um seine alte Schule, Falko staunt immer wieder selbst, wie viel zurückgebaut und erneuert wurde, wie grün jetzt alles ist. Wir sprechen über die Grünauer Rentner und deren Ängste. „Verstehe ich komplett, dass eine ältere Frau Angst hat, wenn überall so junge Männer rumlungern. Früher war es aber ganz genauso, da hatten die nur keine schwarzen Haare,

sondern Glatzen.“ In seiner Rapcrew seien später auch Kinder von Vertragsarbeitern gewesen, die seien mit 16 Jahren alle bewaffnet gewesen. Totschläger, Schlagringe. Sie hätten gelernt: „Wenn du zuerst zuschlägst, dann wird dir nicht wehgetan.“ Auch hier auf der großen Wiese habe es nach einem Auftritt einen Konflikt mit Neonazis gegeben. „Jetzt ist hier nur noch ein Altenhilfeverein.“

Falko erzählt, dass schon zu seiner Zeit die schlimmsten Dinge aus Langeweile entstanden seien. Wie wichtig darum Orte wie das Heizhaus seien, die Gegend um das Allee-Center, wo durch die Geflüchteten jetzt wieder Leben einziehe, Menschen, die was auf die Beine stellen. Einen von ihnen stellt er mir zum Abschluss vor. Shahab Naderi aka Shaboz09 ist Grünauer Rapper, auf unserem kurzen Weg zum Café 209 wird er von jungen Menschen mehrfach begrüßt: „Hallo!“, „Hey, grüß dich!“, „Salam Aleikum!“ Auf der Brücke am Allee-Center wurde „161“ und „Nie wieder ist jetzt“ gesprüht, die große silberne Plastik „Arbeitsport – Eine Form des Klassenkampfes“ ist mit arabischer Schrift verziert, daneben sitzt eine Gruppe mittelalter Menschen, die sich schon heute Mittag ein paar Bierdosen aufgemacht hat.

Auch Shahab sagt, es brauche mehr Möglichkeiten für die Jugendlichen, ihre Talente zu finden und einzusetzen. „Die Kids sind von früh bis nachts in Grünau am Abhängen, weil die wissen einfach nicht wohin.“ Auch ihm sei es lange so

gegangen. Shahab ist geboren in Afghanistan und vor zwölf Jahren nach Grünau gekommen. „Ich hab das Gefühl, damals war es Trend, rechts zu sein. Wir haben richtig auf die Fresse bekommen.“

Irgendwann nahm ein Kumpel ihn mit zu einem Rapworkshop ins Heizhaus, hier hat er einen Platz und eine Leidenschaft gefunden. Wenig später war er es, der den Workshop leitete, ein großer Teil der Grünauer Musiker hat das Handwerk bei ihm gelernt. „Ich hab mich in deren Lage versetzt. Ich war ja genauso verloren.“ Heute gebe es in Grünau eine lebendige Rapszene, manche drehten mit 14 schon eigene Musikvideos, luden sie auf TikTok hoch. So um 2016 mit dem großen Zuzug habe sich auch das Klima im Viertel gewandelt. „Dann kam der Trend, dass die deutschen Kids auf einmal gesagt haben, dass sie eigentlich aus Polen kommen. Auf einmal war es Trend, zu uns zu gehören. Dann hatten wir Ruhe.“

Rechtsextreme Gewalt sei an vielen Stellen zurückgedrängt worden, geliebten seien das Gemecker und Sprüche wie: „Geh zurück in dein Land!“ Shahab zuckt mit den Schultern: „So was wird's immer geben. Solange es nicht handgreiflich wird, sollen die machen, ist mir egal.“

Der Flur ist saniert und sauber, Klaus Wagner steigt hoch in den Vierten. Oben öffnet seine Frau die Tür: „Ach, hätt ich das gewusst, hätt ich mir das Ballkleid angezogen.“ Dann folgt auch von ihr ein: „Wir kennen uns, da warste noch so.“ Auf dem Balkon erzählt Klaus noch mal

Marne-la-Vallée, Chessy, Retentionsbecken  
Foto Picture Alliance



## KUNST DER WOCHE

## Leben in Fiktionen

Von Niklas Maak

Im Osten von Paris, gut 35 Kilometer vom Stadtzentrum entfernt, gibt es eine seltsame Stadt. Von Weitem sieht sie aus wie eine typische alte französische Provinzstadt mit ein paar mittelalterlichen Burgen und Häusern mit Sprossenfenstern und Mansarden und Türmen und verträumten Fensterläden, denen ihre Schieferdächer wie zu große Hüte in die Stirn rutschen. Erst wenn man der Stadt näher kommt, erkennt man, dass hier alles seltsam steril aussieht, eher wie eine Filmkulisse für eine romantische Komödie, in der gleich zu Beginn ein alleinstehender Mann mit seinem Baguette eine Frau anrempelt, die deswegen erst sehr wütend, später aber die Frau seines Lebens wird oder so etwas.

Allerdings leben in dieser Kulissenstadt Zigttausende von echten Menschen, und dass sie trotzdem eher wie ein Filmset aussieht, könnte daran liegen, dass sie nicht von normalen Stadtplanern, sondern von einem der größten Illusionsproduzenten der Welt entworfen wurde – vom Disney-Konzern. Der durfte in den Achtzigerjahren im Pariser Osten nicht nur eine weitere Filiale seiner Themenparks installieren, sondern gleich ein ganzes Tal vollbauen, das ab sofort „Val d'Europe“ genannt wurde, mit gleich fünf neuen Städten, die allesamt wie Filmkulissen oder ein Themenpark „schönes altes Frankreich“ aussehen.

Die Retortenstädte Bailly-Romainvillers, Chessy, Coupvray, Magny-le-Hongre und Serris, die das „Val d'Europe“ bilden, wurden 1992 zusammen mit dem Euro Disney Resort eröffnet; heute wohnen dort über 37.000 Menschen. Disney hat fünf Milliarden Euro investiert. Noch nie hatte ein Konzern in der Geschichte Frankreichs so viel zu sagen, wenn es um den Bau neuer Städte ging, und noch nie wurden so hemmungslos alle modernen Stile und Ideen ausgetastet, die nach dem Städtebau von Baron Haussmann und dem Ideal der Garnstadt des 19. Jahrhunderts kamen: Die Stadtplaner Cooper, Robertson & Partners kommen aus New York und sind für ihren New Urbanism bekannt, der in Amerika versucht, Retortenstädte nach dem Vorbild alter europäischer Städte zu bauen. Dass sie für Disney im Pariser Osten neue Städte errichten durften, ist eine Art doppelter ästhetischer Rückkoppelung zwischen verschiedenen Fiktionssebenen: Ein Teil des Pariser Ostens sieht nun so aus, wie man sich in Amerika Frankreich vorstellt, und diese Vorstellung von Frankreich haben die Amerikaner vor allem aus Disney-Filmen. Die Franzosen, die im Val d'Europe leben, werden von dieser Architektur auf direktem Wege zu Frankreich-Fanstellern gemacht, ihr reales Leben findet sozusagen in einer Fiktionalisierung ihrer eigenen Existenz statt.

Diesen eigenartigen Rückkopplungen zwischen Fiktion und Realität widmet sich zurzeit eine sehenswerte Ausstellung im Architekturmuseum Arc en Rêve in Bordeaux, das seit 2021 von Fabrizio Gallanti geleitet wird. An Architektur interessiert Gallanti vor allem, was sie über die Gesellschaft erzählt, die sie erfindet und sich in ihr einrichtet – und was sie hervorbringt: „Hip-Hop zum Beispiel“, sagt Gallanti, „ist untrennbar verbunden mit den modernen Sozialbauten der Bronx, in denen diese Musik in den Siebzigern entstand.“ In seiner neuesten Ausstellung „L'architecture des réalités mises en scène: Re-construire Disney“ (Arc En Rêve Bordeaux, bis 5. Januar 2025) wird gezeigt, wie Disneys Phantasiewelten von alter europäischer Architektur geprägt wurden – und wie sie später selbst die Realität und die Architektur beeinflussten: Was „Wohnen“ bedeutet, was ein „schönes Haus“ ist, all das wurde im 20. Jahrhundert maßgeblich auch von der Unterhaltungsindustrie mit Filmen geprägt, die Millionen Menschen sahen. Gallanti beginnt mit Walt Disneys erster Reise als 17-Jähriger nach Europa, wo er sich kurz nach dem Ersten Weltkrieg vor allem für Burgen und Schlösser interessierte. Diese Schlösser prägten seine Märchenfilme, das Firmenlogo und das erste Disneyland aus den Fünfzigerjahren mit seinem Sleeping Beauty Castle.

Bald bauten traditionalistische Architekten Schlösser im Stil der Disney-Architekturen. Zwar ließ sich Walt Disney noch 1937 nach dem Erfolg seines Schneewittchen-Films seine Studios von dem Architekten Kem Weber in einem amerikanischen Bauhaus-Stil entwerfen, und in den Sechzigerjahren plante er eine Zukunftsstadt, die Experimental Prototype Community of Tomorrow, kurz EPCOT, mit futuristischen Kugelhäusern und Betonraum-schiffen; danach aber verschwand die Moderne zunehmend aus Disneys Welt. Bei Paris verkaufte der Konzern den Franzosen ein Bild von Frankreich, das sich vor allem amerikanischen Filmen verdankt, in Florida baute Disney ebenfalls in den Neunzigerjahren die Kleinstadt Celebration City im traditionellen Stil einer Kolonialstadt des 19. Jahrhunderts mit weißen Holzhäusern und Main Street. Die Marktforschung hatte ergeben, dass die Amerikaner sich so die ideale Stadt vorstellen. Disneys Filme lieferten die nostalgischen Lebens- und Rollenvorstellungen dazu. Was die Ausstellung in Bordeaux zeigt, ist der Sieg des Films und seiner nostalgischen Phantasien über die Moderne, die ihn hervorbrachte – und wie Disney es schaffte, die nostalgischen Kulissen seiner Fiktionen immer weiter in die Realität der Zuschauer hineinzuverschieben.

DAS VERBRECHEN  
DER WOCHEDurch die  
Blume

Schnappt euch eure Freunde, tragt eure Blumenmuster und schaut es euch an“ – mit diesen Worten wirbt Blake Lively nicht für ein Taylor-Swift-Konzert oder eine neue Sommerkollektion, sondern für den Film „Nur noch ein einziges Mal“. Dabei verbirgt sich hinter dem unbeschweren Aufruf eine Geschichte, die sich mit einem ersten Thema beschäftigt: mit häuslicher Gewalt.

Nach einer schweren Kindheit erfüllt sich Lily Blossom Bloom (Blake Lively) den Traum von einem eigenen Blumenladen – angesichts ihres Namens nicht wirklich überraschend. Weniger vorhersehbar ist allerdings die Entwicklung ihrer Beziehung zum Neurochirurgen Ryle, gespielt von Regisseur Justin Baldoni. Der vermeintliche Traummann entpuppt sich als eifersüchtiger Schläger, als Lily ihrer Jugendliebe Atlas (Brandon Sklenar) näherkommt. Eine unerwartete Wendung für all jene, die den gleichnamigen TikTok-Bestseller von Colleen Hoover nicht gelesen haben.

Während die Protagonistin versucht, den Teufelskreis der häuslichen Gewalt zu durchbrechen, bringt Colleen Hoover im Februar eine Nagelackkollektion zum Roman heraus. Nur ein Abdeckstift wäre noch unpassender gewesen. Auch Blake Lively nutzt die Pressetour, um ihre Haarpflegerie und Cocktaillmarke „Betty Boop“ zu bewerben.

Die Kontaktdaten der National Domestic Violence Hotline teilt sie lediglich in einer Instagram-Story, die nach 24 Stunden wieder verschwindet. Was bleibt, ist die Kritik in den Kommentarspalten: Livelys Verhalten sei unsensibel und realitätsfern. Nur Regisseur Baldoni scheint in Interviews ernsthaft bemüht, das Bewusstsein für dieses ernste Thema zu schärfen.

Die krasse Diskrepanz zwischen erstem Inhalt und blumiger Vermarktung ist, sehr freundlich gesagt, eine fragwürdige Fehlleistung. Weit problematischer jedoch als diese Werbekampagne ist im Buch wie im Film der Plot selbst, der suggeriert, Missbrauch lasse sich ohne größere Hindernisse überwinden.

Lily befreit sich aus der toxischen Beziehung, ohne dass emotionale oder finanzielle Abhängigkeiten dabei eine allzu große Rolle spielen. Sie kann auf die bedingungslose Unterstützung ihrer Freunde zählen, sogar Ex-Partner Ryle begibt sich in Therapie. Ende gut, alles gut. Wer hofft, dass es bei solch realitätsfernen Darstellungen wirklich bei nur einem einzigen Mal bleibt, hat sich getäuscht – stattdessen folgt mit „Nur noch einmal und für immer“ die Fortsetzung des Romans.

Louisa Zeisner



Autor Hendrik Bolz vor einem Wohnblock von Verwandten in Leipzig-Grünau, Ende Juli 2024  
Foto Daniel Pilar

von der Befragung in seinem Bekanntenkreis. Bis auf eine Person würden alle von ihnen heute wieder nach Grünau ziehen. Es sei schön grün, es sei günstig, die Verkehrsverbindungen in die Stadt ideal, die Einkaufsmöglichkeiten reichten aus. Die Kriminalität sei zurückgegangen, hier sei kein Schwerpunkt mehr. Mittlerweile werde auch wieder einiges in Grünau gemacht, Buchlesungen, Kleinkunst. „Es ist kein totes Land hier.“

Aus seinem Fenster heraus blicken wir auf die Linde, die er beim Einzug gepflanzt hat. Heute ist aus ihr ein großer Baum geworden, fast so groß wie das Haus. Ein paar Hundert Meter weiter schreibt ein Grünauer, der bei Shahab gelernt hat, einen Song über sein Viertel, ein anderer lernt im Heizhaus das Skaten oder wird von Yasemin bei der Durchführung eines Filmabends unterstützt. Neue Grünauer werden ihre Bäume zwischen die Blöcke pflanzen, und mit etwas Glück und Unterstützung werden auch sie eines Tages so heranwachsen wie der von Klaus und das Viertel stolz und lebenswert machen.

Hendrik Bolz, geboren in Leipzig, aufgewachsen in Stralsund, ist Schriftsteller und Rapper. Sein Roman „Nullerjahre“ ist im Verlag Kiepenheuer & Witsch erschienen und wird derzeit an Theatern in Leipzig und Dresden inszeniert. In seinem Podcast „Springersliefel – Fascho oder Punk“ ergründete er, zusammen mit Don Pablo Mulemba, wie Neonazis in den ostdeutschen Neuzugern zur einflussreichsten Subkultur werden konnten. In der neuen Staffel „Springersliefel – die goer sind zurück“ erkennt er viele Muster aus seiner Kindheit im Heute wieder.

# Ein Autor, zwei Gesichter

In dieser Woche gab der Börsenverein des Deutschen Buchhandels bekannt, welche zwanzig Romane der Gegenwartsliteratur für den Deutschen Buchpreis nominiert sind. „Als wir Schwäne waren“, der neue Roman von Behzad Karim Khani, war nicht dabei. „Danke für die Nachrichten und eure Anteilnahme“, schrieb der Schriftsteller kurz darauf in einem Post auf Instagram. „Aber bevor es den ganzen Tag so weiter geht: Ja, ich hätte meinen Namen auch gerne auf der Liste gelesen. Aber er stand da nun mal nicht. Ich habe mich geärgert. Etwa fünfzehn Minuten lang. Und genauso lang habe ich auch Gründe gesucht, warum das unfair sein könnte.“ Dann sei es ihm zu kleingeistig gewesen, es hätten schon größere Autorinnen und Autoren als er dort nicht gestanden. Seine „Schwäne“ würden ihren Weg finden, da sei er sich sicher.

Für diesen Post gab es viele Likes und mitfühlende Kommentare. Einer schrieb: „Danke für deinen Einsatz gegen den vernichtenden Krieg Israels! Leider hat im Leben alles seinen Preis...“. Behzad Karim Khani antwortete: „Lass uns bitte auch die Möglichkeit einbeziehen, dass andere vielleicht wirklich bessere Bücher geschrieben haben, aber ja ... auch ich kann eine ‚gewisse Linie‘ nicht übersehen, wenn ich mir die Jury, die Bücher und die Autor:innen anschau. Wenn das wirklich ein Preis sein sollte, den ich zu zahlen habe, dann bin ich da genauso stolz drauf wie auf das Buch selbst.“

Um diese Worte und auch die darin enthaltene Unterstellung einordnen zu können, muss man versuchen zu erklären, wer Behzad Karim Khani ist. Und das wiederum ist deshalb nicht so einfach, weil dieser in der Öffentlichkeit zwei Rollen zu spielen scheint.

Der eine Karim Khani ist der aufstrebende Schriftsteller, der am vergangenen Wochenende in der „Süddeutschen Zeitung“ erst groß porträtiert wurde. Einer, der, geboren in Teheran, im Alter von zehn Jahren mit seinen Eltern nach Deutschland kam, in Bochum aufwuchs, zweimal straffällig wurde, seit 2003 in Berlin lebt, dort zu den Mitbegründern der berühmten Bar 25 gehörte, die Lugosi Bar betrieb und für seinen autobiographischen Debütroman „Hund Wolf Schakal“ 2022 von der Kritik gefeiert wurde. Den Bachmannpreis gewann er für die Geschichte von zwei Brüdern, Saam und Nima, die mit ihrem Vater in den Achtzigerjahren vor Krieg und Verfolgung aus Iran nach Neukölln fliehen und kriminell werden, zwar nicht. Dafür aber den Debütpreis des Harbour-Front-Literaturfestivals und den des Buddenbrookhauses.

In den Porträts, die über diesen Schriftsteller erschienen, findet man dabei einen fast unterwürfig-bewundernden Ton: Dass Karim Khani „mit seiner weichen Stimme und den geschliffenen Manieren ein denkbar angenehmer Gesprächspartner“ sei, stand etwa in der „Zeit“ in der Beschreibung einer Begegnung, die ihn als „Edel-Kanake“, ein Wort von ihm selbst, geradezu glorifizierte („goldene Uhr, goldene Brille, goldenes Halskett-

In seinem neuen Roman fängt Behzad Karim Khani die Brutalität mit Reflexion ein. Wenn er über Israel und Deutschland spricht, ist davon nichts mehr zu spüren.

Von Julia Encke

chen, doch alles dezent, extraslim“). Der „Zeit“-Autor ließ sich von ihm sagen, dass es im Persischen fünfzehn verschiedene Begriffe gebe für das deutsche Wort Stolz; und wie sehr, so stand es da, Perser „auf die Araber und die anatolischen Türken sowieso“ herabschauen. Dass sein Vorfahr, Karim Khan Zand, das Oberhaupt der Zand-Dynastie und im 18. Jahrhundert Herrscher über ganz Persien gewesen sei, krönte das Gesamtbild ohne Ironie mit flirrender Großspürigkeit.

Der andere Behzad Karim Khani tritt weniger „geschliffen“ auf. Er ist aggressiv. Ein deutscher Sachbuchautor wurde von ihm, so schildern es Gäste, die dabei waren, in einem Berliner Restaurant wegen einer Israelaussage körperlich angegangen. Eine Literaturkritikerin wegen eines Textes über ihn wiederholt beleidigt. Und in seinen publizistischen Texten und Einträgen auf Social Media wütet Karim Khani. Wünscht sich „Krater“ und „Gewalt“ auf die „mal bewirteten, mal brachliegenden quadratischen Felder“ in Deutschland, auf dass die Landschaft „eine andere, neue Geschichte erzähle“ („taz“). Beson-

ders aggressiv tritt er seit dem 7. Oktober gegenüber jenen auf, die Solidarität mit Israel bekunden. So beschimpft er die Literaturnobelpreisträgerin Herta Müller, als diese ihre Rede „Ich kann mir eine Welt ohne Israel nicht vorstellen“ in der F.A.Z. veröffentlicht, in einem schnell sich verbreitenden Facebook-Post: Hier hätten wir es mit jemandem zu tun, „die ein Narrativ noch mal hochzuwürgen und wiederzukäuen versucht, das Deutschland im Hals stecken geblieben zu sein scheint. Eine bis zur Eindimensionalität flache, ahistorische Erzählung, die zur Hymne geworden ist und die man in diesem Drecksland immer lauter summt, je mehr Kinderschreie uns aus Gaza erreichen. Ein Narrativ, mit dem das Abschlichten dieser Kinder relativiert wird, und genau so viel Respekt bekommt Müller auch von mir. Nämlich exakt keinen.“

Das ist so der Ton. Karim Khani geht sogar noch weiter und schreibt in einem Chat, immer noch Herta Müller meinend: „In 5 Jahren ist sie tot.“ Aber Behzad Karim Khani's Freund, der Historiker und Schriftsteller Per Leo, hält ihn

für einen „radikalen Humanisten“. Und als Mahner, der Brücken schlägt, versteht er sich möglicherweise selbst. In seiner Buddenbrookpreis-Rede behauptete Karim Khani, dass seit dem 7. Oktober nicht wenige arabische wie auch jüdische Autoren „gecanceled, unter Generalverdacht gestellt, denunziert, ihre Stimmen unterdrückt, ihre Vergangenheit geprüft, ihre Lesungen abgesagt, ihre Gesinnung beschnüffelt“ worden seien. Und dass, wenn man in einer der stabilsten Demokratien und einer der freiesten Gesellschaften dieser Erde einen Dichter sagen höre, dass er sich nicht auf eine Bühne traue, weil er die deutsche Öffentlichkeit als einen feindlichen Ort wahrnehme, wir in keinem guten Zustand seien. Dabei könnten wir, die wir nicht im Krieg seien, uns „das Uneindeutige leisten. Wir können uns die Wahrheit des Anderen leisten. Wir können es uns leisten, selbst falsch zu liegen. Wir können es uns leisten, uns zu korrigieren“ – so der Wortlaut der Rede. Was auch deshalb eine interessante Aussage ist, weil gerade Behzad Karim Kha-

ni in seinen publizistischen Texten vor allem Gewissheiten kennt und keine Fragen. Und die Dinge selbst gern mit Kriegsrhetorik zuspitzt.

Wenn man dann seine Bücher liest, gerade auch den neuen Roman „Als wir Schwäne waren“, treten diese beiden Rollen, die Karim Khani in der Öffentlichkeit abwechselnd bedient, interessanterweise in den Hintergrund. Und das, obwohl die Geschichten deutlich autobiographisch erscheinen. Was ihm gelingt, ist, mit der Literatur etwas Drittes zu schaffen. Eine Sprache, die die Realität der Siedlung, in der das in Deutschland gerade angekommene erzählende Ich aufwächst, in kurzen, schnellen, schonungslosen Sätzen ins Bild bringt, einen Ort, „wo die Küchen keine Abzüge haben und in deren Fluren es nach Armut, Majoran und Etagenbetten riecht“. In der die Gewalt geschildert wird, die dieses Ich in der Nachbarschaft in Bochum umgibt. Und zugleich der Weg einer gebildeten kleinen Familie, Mutter, Vater, Kind, die gemeinsam beginnen, Deutsch zu lernen und auf Autofahrten mit Währig-Wörterbuch Diskussionen über neue Wörter und sprachwissenschaftliche Eigenarten führen: dass die Silbe „ent-“ etwa von „Ende“ abzuleiten sei, so die These der Mutter, wofür sie Beispiele findet wie „Enttäuschung“, das Ende der Täuschung, und „Entschuldigung“, das Ende der Schuld; dass bei „Entfremdung“ die These aber leider schon nicht mehr aufgeht.

Beeindruckend ist auch, dass es in diesem Roman keine Brutalität gibt, die nicht durch Reflexion eingefangen wird. Und umgekehrt zärtliche Töne, die erste Annäherung an ein Mädchen, mit der der Erzähler Hand in Hand, Wassereis lutschend, über Eisenbahnschienen nach der Schule auf einem Umweg nach Hause läuft, von der Geschichte selbst plattgemacht werden: Bei nächster Gelegenheit ist das etwas ältere Mädchen fest mit einem Neonazi zusammen. Behzad Karim Khani erzählt in „Als wir Schwäne waren“ vom Fremdsein in einem Land, das nie aufgehört hat, ein Fremdsein, das in Momenten, in denen der Wut- und Angsthaushalt nicht funktioniert, für das Ich zum Motor des Hasses auf Deutschland werden kann. Er erzählt es – das ist die Ambivalenz – auf Deutsch. „Und ich werde immer auf Deutsch schreiben. Mehr Happy End gibt es nicht“, heißen die letzten Worte seines Romans.

Dass Behzad Karim Khani, wie er es nennt, womöglich „gecanceled“ und aufgrund seiner Äußerungen zu Israel und Gaza jetzt nicht auf der Longlist des Deutschen Buchpreises gelandet sein könnte, will er nicht vermuten, wenn es so sein sollte, aber mit Märtyrergeste feiern: „Dann bin ich da genauso stolz drauf wie auf das Buch selbst.“ Da ist sie dann schon wieder, die Selbstgerechtigkeit. Es soll Romane geben, die klüger sind als ihre Autoren. Bei Behzad Karim Khani ist das offenbar der Fall.

Behzad Karim Khani: „Als wir Schwäne waren“. Roman. Hanser Berlin, 192 Seiten, 22 Euro.



Der Schriftsteller Behzad Karim Khani, im September 2022

Foto Dominik Butzmann/Laif

# Wenn die Kunst nie mehr weggeht

Eine Mutprobe: Bei Holm Friebe's Aktion „Works on Skin“ kann man von Künstlern entworfene Motive kaufen und sich tätowieren lassen.

Man fragt sich kurz, ob man die Aktion mit dem wilden Titel „Works on Skin“ wirklich ernst nehmen soll. Künstlerinnen und Künstler haben sich Motive ausgedacht, die man kaufen und sich dann tätowieren lassen kann. Dabei ist nicht der Tätowierer der Künstler, sondern der Künstler, der sich das Motiv ausgedacht hat. Es scheint eine besonders auf die Spitze getriebene Form des Mottos „Mit der Kunst leben“ zu sein. Etwas, das Sammler oft als erste Motivation für ihre Tätigkeit angeben. In der Tätowierung findet ein solcher Wunsch seine maximale Erfüllung: Es gibt wohl keine konsequenter Art, mit der Kunst zu leben, als sie auf seiner Haut immer und überall mit sich herumzutragen.

Es ist, als würde der Kunstkauf in diesem Fall mit einer Mutprobe einhergehen: Trauen Sie sich, diese obskure Zeichnung mit dem grünen Emoji, das kurz davor ist, sich zu übergeben, für immer auf ihre Haut zu bannen? Dieses Werk von Martin Eder also, der sonst eher ein Faible dafür hat, wenig bekleidete Frauen zusammen mit süßen Kätzchen zu malen?

Was erst mal daherkommt wie eine Idee aus einer Realsatire, bei der man sich über die überdrehte Kunstwelt lustig macht, ist jedoch ganz echt und absolut ernst zu nehmen. Ersonnen hat das Ganze Holm Friebe, den man kennt, weil er 2006 in dem Buch „Wir nennen es Arbeit“ gemeinsam mit Sascha Lobo den

Begriff der „Digitalen Boheme“ geprägt hat. Seit einer Weile tritt Friebe immer wieder mit Aktionen in Erscheinung, die dafür sorgen sollen, dass Künstlerinnen und Künstler mehr Geld beim Verkauf ihrer Kunstwerke verdienen können. Der Versuch ist dabei, den festgefahrebenen und irgendwie seltsam verschlungenen Kunstmarkt zu entwirren und die Transaktion des Geldes möglichst ohne Umwege und Verluste vom Sammler zum Künstler zu ermöglichen. Am leichtesten gelingt das mit Kunstwerken, die nicht so teuer sind und die man sich auch dann leisten kann, wenn man keine riesige Altbauwohnung mit massig Platz für Petersburger Hängungen und Künstler teureren Schmuck. Warum also nicht das gerade neu erworbene Kunstwerk immer stolz auf der Haut bei sich tragen und herumzeigen?

Für „Works on Skin“ konnte Friebe insgesamt 17 Künstlerinnen und Künstler gewinnen, sich Gedanken darüber zu machen, was sie anderen gern tätowieren würden. Was dabei herauskommt, ist vielseitig. Einige Motive scheinen tätowierbarer zu sein als andere. Ein Künstler möchte, dass man Wassertropfen, die er gemalt – nicht fotografiert – hat, auf der Haut trägt. Um das umzusetzen, braucht man sicherlich einen besonders talentier-

ten Tattoo-Künstler, damit das Ganze dann auch aussieht wie Wassertropfen und nicht wie blaue Minipfannkuchen oder ein bedenklicher Hautausschlag.

Wie der Tätowierer als derjenige, durch den das Kunstwerk erst zum Leben erweckt und seinem Ziel zugeführt wird, in die Autorschaft eingebunden ist, bleibt unbeantwortet. Vielleicht auch, weil man schon damit rechnet, dass die zum Verkauf stehenden Prints, zu denen man auch ein Durchschlagpapier für den Tätowierer bekommt, am Ende dann doch eher gerahmt an die Wand hängt als in die Haut gestochen werden. Alle Werke sind online erhältlich und jeweils in einer Auflage von 100 Stück verfügbar. Der Preis steigt, je nachdem, wie viele Werke verkauft sind. Außerdem bekommt man ein Zertifikat.

Unter den Künstlern findet sich auch einer, der nicht fehlen darf, wenn es um Tätowierungen in der bildenden Kunst geht: der Totalkünstler Timm Ulrichs. Auf seinem rechten Augenlid prangt der Schriftzug „The End“ als Teil einer Videoarbeit von 1981, und auf seinem Knöchel hat er sich das Copyright an sich selbst eingetragen: Vor seinem Namen steht da ein eingekringeltes „c“.

Seine Unterschrift kann man sich jetzt so groß oder klein, wie man will, tätowieren lassen. Anstatt sich also ein Werk an die Wand zu hängen, wird man einfach selbst zum Kunstwerk und ist dann ein signiertes Originalwerk von Ulrichs.

Man könnte von einer Einswerdung mit der Kunst sprechen. Klassischer ist da hingegen der Vorschlag von Gregor Hildebrandt, der einfach ein paar ästhetisch miteinander verschlungene Linien gezeichnet hat. Etwas, das einen geübten Tattoo-Artist nicht weiter herausfordern sollte und das sowohl auf Papier als auch auf der Haut gut aussieht.



Anna Nezhnyas Tattoo-Motiv „Weinfrau“  
Foto Anna Nezhnyas

Es sind auch Künstlerinnen einer jüngeren Generation darunter wie Charlie Stein, die sonst seltsam geschlechtslose roboterartige Wesen mit großen Kuller- augen malt. Sie hat sich für eine schwarze Katze als Tattoo-Motiv entschieden, die man ganz unterschiedlich interpretieren kann. Im Begleittext steht, dass sich die Katze als Erinnerung an das Unheimliche verstehen lässt, an das, was man im englischen „uncanny“ nennt, es werden auch Referenzen zum alten Ägypten aufgeführt.

Auf die typische Frage, was denn diese Tätowierung zu bedeuten habe, hätte man also auf jeden Fall eine gute Antwort parat. Eine, die über die klassischen Erweckungsmomente auf Urlaubsreisen hinausgeht, während derer wohl die meisten später bereuten Tätowierungen entstehen. Und sollte man sich dafür entscheiden, das Bild als Bild zu betrachten und seine Haut frei zu lassen, dann riefte einem die fein gerahmte Edition sicherlich auch noch nach Jahren zu, dass man sie sich ja eigentlich tätowieren lassen könnte, um das Werk endlich aus seinem Schwebezustand zu erlösen, in dem es sich, den Erfindern der Aktion zufolge, bis zu seiner Materialisierung auf der Haut befindet. Man könnte – wenn man wollte. LAURA HELENA WURTH

Die Motive werden vom 25. August an auf der Website [www.worksonskin.com](http://www.worksonskin.com) veröffentlicht, der Verkauf beginnt am 31. August um 12 Uhr.



Der im Zuge des Gefangenen austauschs freigekommene russische Oppositionspolitiker Ilja Jaschin spricht bei einer Veranstaltung im Berliner Mauerpark.

Foto: Jens Gyarmaty

# Empathie kann auch schaden

Der Gefangenen austausch mit Putins Regime verleiht einer Frage neue Brisanz, die in der russischen Zivilgesellschaft schon seit Langem diskutiert wird: Ist die Linderung von Leid wichtiger als politisches Engagement?

Von Nikolai Klimentiouk

Der Austausch habe Hunderten politischen Gefangenen, die in Putins Gulag vegetieren, Hoffnung gegeben, sagte der freigelassene russische Oppositionspolitiker Wladimir Kara-Mursa in den „Tages-themen“. Und er werde alles in seiner Macht Stehende tun, um sie aus den Gefängnissen herauszubekommen; darum habe er bereits Bundeskanzler Scholz und andere westliche demokratische Führer gebeten. Es gebe aber jetzt schon viel Kritik, dass sich die Bundesregierung damit erpressbar mache, erwiderte die Moderatorin Julia-Niharika Sen, und Kara-Muras Ton wurde schroff: „Denen, die diese Kritik äußern, möchte ich mit allem Respekt sagen: Denkt bitte nicht an einen Gefangenen austausch, sondern denkt an eine lebensrettende Operation. Denn viele von uns hätten diese Zeit, diese Bedingungen in Putins Gulag nicht überlebt.“

Die These, dass die Linderung von Leid und die Rettung von Leben alle anderen etwaigen Erwägungen übertrumpfen, hat in Russland Tradition. Als die Repressalien gegen die Teilnehmer der Massenproteste gegen die Wahlfälschungen 2011/2012 ihren Höhepunkt erreichten, schrieb der liberale Journalist Walerij Panjuschkin eine Kolumne, die ungefähr so begann: Stellt euch vor, euer Bruder sitzt wegen falscher Anschuldigungen im Gefängnis und euer Kind liegt mit einer schrecklichen lebensbedrohlichen Krankheit im Krankenhaus. Wen werdet ihr besuchen? Politische Gefangene seien wichtig, argumentierte der Kolumnist, aber Kinder seien noch sehr viel wichtiger; ihr Leben zu retten überwiege alles andere. Solange es Kinder gebe, die nicht behandelt würden, könne man das Schicksal der Gefangenen vernachlässigen.

Dieser Text war Teil einer heftigen Polemik, die damals die liberalen Gemüter in Russland erhitze. Es ging um die Frage, ob humanistisches Engagement

eine Kollaboration mit dem Regime rechtfertige, ja sogar eine Beteiligung an jenen Wahlmanipulationen, gegen die man gerade protestierte. Auslöser war ein Video, in dem die Filmschauspielerinnen und angesehene Philanthropin Tschulpan Chamatowa zur Wiederwahl Putins aufrief. Chamatowa war Mitgründerin der Stiftung „Leben schenken“, die schwerkranken Kindern half und Kinderkliniken unterstützte. Als 2011 in Moskau ein staatliches hämatologisches Zentrum für Kinder eröffnet wurde, posierte Chamatowa bei der Eröffnungsfeier neben Putin, es hieß, sie habe die Klinik durchgesetzt. Einige Monate später kam das Video, in dem sie sagte: „Es gibt nichts Wichtigeres als das Leben von Kindern. Wladimir Putin hat seine Versprechen gegenüber unserer Stiftung immer gehalten, deshalb werde ich für ihn stimmen.“ Der Schock war groß, schließlich galt Chamatowa als eine von den „Guten“. Es wurde spekuliert, das Regime habe sie mit der Schließung des Klinikums erpresst, was sie immer wieder dementierte. In einem Fernsehinterview sagte sie, ein Leben in Nordkorea sei ihr lieber als eine Revolution. Heute lebt die Schauspielerinnen in Lettland.

Panjuschkin, der nun ebenfalls in Lettland lebt und für Exilmedien arbeitet, war Anfang der 2000er-Jahre Starreporter bei der Mediengruppe Kommersant, die als Flaggschiff des seriösen Journalismus in Russland galt. 2005 begann er, für die hauseigene „Russländische Hilfsstiftung“ herzerreißende Geschichten über kranke Kinder zu schreiben, die dann in der Tageszeitung und anderen Publikationen der Gruppe erschienen und immer mit einem Spendenaufruf für die Behandlung des jeweiligen Kindes verbunden waren. Das „Fundraising mit journalistischen Mitteln“, dessen Erfindung sich die Stiftung rühmt, wurde schon bald zum nationalen Standard. Russische Medien aller Couleur waren voll davon. Geschichten

über kranke Kinder kamen nach den Nachrichten im Staatsfernsehen, spenden konnte man per Überweisung oder ganz einfach per SMS.

Die Dauerberieselung mit den Bildern des Leidens hatte weitreichende Folgen. Ein Teil der Gesellschaft wurde in einen permanenten Erregungszustand versetzt und verspürte den Zwang, um jeden Preis etwas zu tun. So wurden viele liberal gesinnte Menschen vom politischen Engagement abgehalten und zu Kompromissbereitschaft erzogen. Die meisten stumften einfach ab. Das Regime stellte seinerseits den Schutz der Kinder in den Mittelpunkt seiner Ideologie und begründete damit immer neue repressive Maßnahmen, seien es Einschränkungen der Pressefreiheit oder Gesetze gegen LGBT+.

Aktivisten beklagten, dass es einen harten Wettbewerb um Aufmerksamkeit und Ressourcen gebe. In der Gunst der Öffentlichkeit standen Kinder vor Erwachsenen, ethnische Russen vor Minderheiten, heilbar Kranke vor Sterbenden und so weiter. Auf der untersten Stufe dieser Hierarchie rangierten die Obdachlosen. Umso wichtiger erschien es, mit der Staatsmacht zu kooperieren, gerade wenn man sich für diese vulnerablen Gruppen einsetzte.

Dem Regime kamen solche Kooperationen sehr gelegen. Anstatt die sozialen Grundaufgaben des Staates zu erfüllen, konnte es sich als Wohltäter inszenieren und dabei das Gefühl vermitteln, dass man mit Fügsamkeit mehr erreiche als mit Protest. Die Militärausgaben stiegen von Jahr zu Jahr, die Sozialausgaben wurden gekürzt, und die Zivilgesellschaft versank in der Diskussion, ob die „kleinen Taten“ dem politischen Kampf vorzuziehen seien. Die Frage war nicht neu, der Begriff hatte sich bereits in den Achtzigerjahren des 19. Jahrhunderts unter der reaktionären Herrschaft von Zar Alexander III. etabliert. Damals wurden liberale Intellektuelle Dorflehrer und Landärzte – so hofften sie, die soziale Reform voranzutreiben. Unter Putin ging es meist darum, den Notleidenden unmittelbar zu helfen, und wichtige Persönlichkeiten der karitativen Szene verschmolzen immer mehr mit dem Regime.

Eines der spektakulärsten und traurigsten Beispiele war Jelisaweta Glinka, genannt „Dr. Lisa“, die sich für Obdachlose und Palliativpatienten engagierte. Sie pflegte Freundschaften im Machtapparat, unterstützte gleichzeitig politische Gefangene und trat für faire Wahlen und andere liberale Themen ein. 2014 reiste sie mithilfe der Präsidentschaftsverwaltung in den Donbass, um kranke Kinder aus dem Kriegsgebiet nach Russland zu holen. Dies war der erste bekannt gewordene Fall der Entführung ukrainischer Kinder durch die russischen Besatzer. Doch Glinka bestritt, dass es russische Truppen im Donbass überhaupt gebe. Es fehlte nicht an Kritik, die sie als Schmutzkampagne abtat. Im Donbass, sagte sie in einem Interview, müsse sie unter Lebensgefahr Kinder retten und zu Hause eine Steinigung über sich ergehen lassen. Die Opposition solle sich schämen: Statt für ihre Überzeugungen ins Gefängnis zu gehen, gehe sie auf Dr. Lisa los. 2016 kam sie bei einem Flugzeugabsturz ums Leben. Sie flog zusammen mit einer Militärkapelle nach Syrien, ihre Rettungsaktionen gehörten inzwischen zum festen Bestandteil der propagandistischen Inszenierung. Die Bewertung von Dr. Lisa ist nach wie vor ein großes Streitthema in der russischen Zivil-

gesellschaft, viele halten sie für eine Heilige, die ihren Ruf und ihr Leben geopfert hat, um andere zu retten.

Eine weitere umstrittene Heilige ist Njuta Federmesser, Leiterin einer Stiftung, die Hospize fördert. 2018 wurde sie Vorstandsmitglied der Putinbewegung Volksfront. Heute kümmert sich Federmesser um die psychologische Betreuung russischer Veteranen des Ukrainekrieges. Man müsse den Helden helfen, sagt Federmesser und bekommt Lob von Walerij Panjuschkin: Sie werte nicht politisch oder moralisch, sie tue nur ihre Pflicht.

Diese Rhetorik breitet sich nun auch nach Deutschland und in den Westen aus. Das russische Regime versteht es meisterhaft, die besten Motive und edelsten Gefühle der Menschen zu manipulieren und selbst schärfste Gegner für seine Interessen zu instrumentalisieren. Der Gefangenen austausch, bei dem eine Reihe von Agenten, darunter ein verurteilter Mörder, gegen sechzehn unschuldige Menschen an Russland ausgeliefert wurde, zeigt dies besonders deutlich.

Natürlich ist es eine gute Sache, dass Wladimir Kara-Mursa und andere ausgetauschte russische Oppositionelle nun frei und in Sicherheit sind. Er übertreibt nicht, wenn er sagt, dass er die Haft wahrscheinlich nicht überlebt hätte. Allein schon sein Urteil, 25 Jahre wegen Hochverrat, war präzedenzlos hart. Zwei Jahre Einzelhaft waren eine zusätzliche Folter. Dabei wurde er bereits 2015 und 2017 Opfer von Giftanschlägen, die er nur knapp überlebte. Für diese Härte gibt es eine Erklärung: Kara-Mursa war einer der führenden Lobbyisten für die Sanktionen, die von den USA und der EU seit 2016 gegen Menschenrechtsverletzungen wegen einzelne Vertreter des russischen Regimes verhängt wurden, darunter gegen den Richter, der ihn später verurteilte.

Nach seiner Freilassung nutzt Kara-Mursa seine Prominenz und seine Beziehungen in höchste politische Kreise, um den Austausch weiterer politischer Gefangener zu erwirken. Und das ist – im Gegensatz zu den Sanktionen – durchaus im Interesse des Kremls. Die Aussicht auf einen Austausch der eventuell auffliegenden Agenten ist geradezu eine Einladung an Russland, seine Spionage- und Sabotageaktivitäten im Westen noch auszuweiten. Schließlich verfügt es über einen erschöpflichen Vorrat an politischen Gefangenen und hat schon gezeigt, dass es bereit ist, Bürger westlicher Demokratien als Geiseln zu nehmen. Früher oder später würde man sich im Westen auch die Frage stellen, warum man eigentlich russische politische Gefangene gegenüber etwa belarussischen, chinesischen, iranischen oder saudischen priorisiert.

Wer jetzt, wie Kara-Mursa, den Austausch trotz aller Kritik als moralischen Sieg des Westens interpretiert und eine Fortsetzung fordert, ignoriert die Erfahrung der russischen Gesellschaft, dass die Empathie für Menschen in Not und der Wunsch, ihnen hier und jetzt zu helfen, die Lösung der zugrunde liegenden Probleme durchaus behindern kann. Im Falle der politischen Gefangenen wäre es zum Beispiel konstruktiv, die Bundesregierung und andere westliche Demokratien aufzufordern, die Einhaltung der Menschenrechte zur Bedingung für wirtschaftliche Beziehungen oder militärische Bündnisse mit anderen Ländern zu machen. Das würde allen politischen Häftlingen Hoffnung geben, nicht nur denen in Putins Gulag.

## Seine wahren Lügen

Einfach weid: Bilder faken, falsche Behauptungen aufstellen, beleidigen – Donald Trump tut nichts Neues. Aber die Demokraten reagieren jetzt anders darauf.

Während sich die Demokraten zu ihrem Parteitag in Chicago versammelten, schien Donald Trump entschlossen, die Grenzen der Realität weiter zu verschieben. Auf seiner Plattform Truth Social versuchte er, eine „Swifties for Trump“-Bewegung zu simulieren, indem er KI-generierte Bilder teilte, die zuvor auf der Plattform X kursierten. Eines der Bilder zeigt Taylor Swift in einem Uncle-Sam-Outfit mit der Überschrift „Taylor will, dass Du Donald Trump wählst“. „Ich akzeptiere!“, kommentierte Trump die nicht existente Unterstützung. Auch ohne den Satire-Hinweis ist klar, dass dieser Beitrag nichts mit der Realität zu tun hat. Schadet sich Trump mit dieser offensichtlichen Lüge womöglich selbst? Denn sollte Swift reagieren, wird es kaum zu seinen Gunsten ausfallen.

In Trumps Scheinwelt fehlt alle Substanz. Während des Parteitags der Demokraten kritisierte Michelle Obama seine Verwendung von „hässlichen, frauenfeindlichen, rassistischen Lügen als Ersatz für echte Ideen“. Was als seine Rede über Kriminalität und öffentliche Sicherheit angekündigt war, endete in falschen Be-



KI-Bild, das Trump geteilt hat  
Foto: @realDonaldTrump/Truth Social

hauptungen und Spott über seine Konkurrentin. Sie habe das Lachen einer Verückten und folge eine kommunistische Agenda. Auch für diese Behauptung nutzt Trump auf Truth Social und X erneut ein KI-generiertes Bild, das Harris auf einer kommunistischen Versammlung

zeigen soll – inklusive roter Flagge mit Hammer und Sichel.

Bill Clinton brachte es in seiner Rede am Mittwochabend auf den Punkt: „Er redet meistens über sich selbst, also zählt das nächste Mal, wenn ihr ihn hört, nicht die Lügen (lies), sondern die Ichs (Is)“. Letztlich gehe es immer um seine Feinde, vermeintlichen Siege, Beschwerden und Verschwörungstheorien. Trump hat die Rolle des „Con Man“ – des raffinierten Betrügers – perfektioniert und scheint an seiner bewährten Taktik festzuhalten: Wiederhole eine Lüge oft genug, und sie wird zur Wahrheit. Dass man mit so einer Strategie Erfolg haben kann, lehrt bereits der Westrenklassiker „Der Mann, der Liberty Valance erschoss“. „When the legend becomes fact, print the legend.“ Doch anstatt sich wie bisher über die absurden und offensichtlichen Lügen zu empören, haben Kamala Harris und Tim Walz ihren Ansatz geändert. Sie verspotten ihren Konkurrenten oder, ermunter, betonen: „Echte Anführer verbringen nicht den ganzen Tag damit, andere zu beleidigen.“ Damit wird Trump nicht mehr als übermächtige Bedrohung dargestellt, sondern als das, was er ist: einfach weid. *Louisa Zeisner*

Auktionen, Kunsthandel und Galerien

Bücher kauft bundesweit wissenschaftlich oder bibliophil Antiquariat Bulang ☎06466/8996108



**Antiquorum**  
AUCTIONEERS SINCE 1974

EXPERTENTAGE

Antiquorum, das international führende Uhrenauktionshaus, organisiert regelmäßig Bewertungstage. An diesen Tagen schätzt unser Uhrenexperte Etienne Leménager kostenlos und unverbindlich Ihre Uhren. Wir laden Sie herzlich zu unseren nächsten Bewertungstagen ein:

10.9 IN FRANKFURT

11.9 IN DÜSSELDORF

12.9 IN HAMBURG

13.9 IN MÜNCHEN

Wir bitten um Terminvereinbarung.  
+49 (0) 89 215 446 738  
munchen@antiquorum.swiss  
www.antiquorum.swiss

Im Jahr 2019 erschien das Debüt der österreichischen Schriftstellerin Barbara Zeman. „Immerjahn“ erzählt von einem antriebschwachen reichen Erben und Kunstsammler, der seine Villa in ein Museum verwandelt, um sie für die Welt zu öffnen. „Immerjahn“ wurde ein Bestseller. Dann kam Corona. Der Lockdown. Und für viele Kolleginnen und Kollegen von Barbara Zeman der Augenblick, über die Stille und den Rückzug und die Isolation zu sinnieren. Erst waren die Zeitungen voll von solchen Texten, bald erschienen auch Bücher über die innige Erfahrung des Zurückgeworfenseins auf sich selbst und Tee und Bach-Kantaten. Für Barbara Zeman aber begann damals der Weg in die entgegengesetzte Richtung, nicht nach innen, sondern erst recht nach außen. Vier Jahre später jedenfalls sitzt sie im Café Weidinger am Wiener Gürtel, angeblich auch das Lieblingscafé der Autorin Stefanie Sargnagel, um über ihren neuen und zweiten Roman zu sprechen. Einerseits. Und andererseits über die anderen Projekte, die seit der Pandemie aus der Autorin eine öffentliche Figur der österreichischen Literatur gemacht haben. Und auch und vor allem: eine andere Autorin.

Plötzlich hatte Barbara Zeman im Frühjahr 2020 nämlich nicht mehr nur am Schreibtisch gesessen, wie in all den Jahren zuvor, und an Geschichten geschrieben, für die sie im Laufe dieser Jahre auch Literaturpreise und Stipendien bekommen hatte. Jetzt startete sie gemeinsam mit dem Schauspieler und Musiker Robert Stadlober einen Literaturclub. Erst nur im Netz (es war ja Lockdown), später im Literaturhaus der Stadt Wien, für ein Gastspiel sogar im berühmten Burgtheater.

Den „Großartigen Zeman Stadlober Leseklub“ gibt es bis heute, sie reden dort über Milo Dor und Irmgard Keun, Barbi Marković und Tschewow, und bis heute spielen Bands zu den Lesungen und Gesprächen. Neulich, bei den Wiener Festwochen, war auch wieder der Schriftsteller Clemens J. Setz dabei, da ging es um die legendäre österreichische Dichterin Marianne Fritz. Mit Setz ist Barbara Zeman schon häufiger aufgetreten, sie kennen sich seit fast fünfzehn Jahren, inzwischen betreiben die beiden zusammen einen Podcast, davon aber später mehr.

Dieses ganze öffentliche „Reden, reden, reden“ jedenfalls, sagt Barbara Zeman, habe verändert, wie sicher sie sich auf Bühnen fühle – vor der Lesereise mit ihrem Debüt „Immerjahn“ habe sie noch panische Angst gehabt, stark abgenommen, sich gemartert, welche Passagen sie nur lesen soll. Die Öffentlichkeit und das Sprechen vor Publikum aber hätten dann eben nicht nur ihr Selbstbewusstsein verändert, sondern also auch: ihre Prosa. Sodass in ihrem neuen Roman „Beteigeuze“ beispielsweise auch endlich richtige Dialoge vorkommen. Im verschnörkelten „Immerjahn“ hatte es noch ewig lang gedauert, bis jemand spricht, wenn überhaupt. Es sind in „Beteigeuze“ jetzt sogar sehr viele Dialoge geworden, mit Doppelpunkten angeordnet wie in einem Theaterstück, und, gemessen am Drama der Geschichte, auch lustige.

„Beteigeuze“ erzählt von einer jungen Frau, die, wie Barbara Zeman es selbst zusammenfasst, „in der Stadt Wien den Verstand verliert“. Theresa heißt sie, sucht Halt als Kellnerin in einem Café und kriegt das nicht hin (das erzeugt die lustigen Dialoge), lebt mit Josef in einer ungleichen Dreiecksbeziehung, die nicht glückt (er liebt sie nicht, sondern eher die andere), und driftet durch ihr Leben, den Blick immer ins Weltall gerichtet.

Dort oben sucht Theresa nach einem Ausweg. Oder jedenfalls nach Antworten auf das, was ihr unten auf der Erde passiert. Ihre sieben Geschwister ordnet sie wie zu einer Familienaufstellung nach dem Sternenhafen der Plejaden an: Alkione, Merope, Pleione, Taygeta. . . Sie summt sich zur Beruhigung einen Song von David Bowie vor, dem größten

# Von einem Stern zum anderen

Die Wienerin Barbara Zeman ist seit der Pandemie zu einer der sicht- und hörbarsten Autorinnen der deutschsprachigen Literatur geworden. Jetzt erscheint ihr zweiter Roman. *Von Tobias Rütther*



Barbara Zeman auf der Brücke zur Donaunsel in Wien im August 2024  
Foto Mafalda Rakos

Außerirdischen in der Geschichte der Popmusik. Der Soundtrack ihrer Familie ist aber eigentlich Gustav Holsts Orchestersuite „Die Planeten“.

Und vor allem spricht Theresa zum Riesenstern Beteigeuze (den man in Winternächten mit bloßem Auge sehen kann). Zu ihm zieht es sie hin. In Beteigeuze erkennt sie sich wieder. Theresa ist nicht gesund, seelisch wie körperlich. Ihre Medikamente hat sie abgesetzt. Bald ahnt man, dass in ihrer Familienge-

schichte ein Trauma steckt, das sich über die Generationen hinweg auswirkt, auch auf Theresa. Und ahnt, warum sie sich mit einem todgeweihten Riesenstern identifiziert und der Roman nach ihm benannt ist: weil auch das Schicksal von Beteigeuze vor langer Zeit schon besiegelt wurde, er aber weiter leuchtet, weil ihm nichts anderes übrig bleibt.

„Guten Tag, mein Name ist Barbara Zeman, ich bin Fernsehmoderatorin von Beruf“, so hatte die gebürtige Burgenlän-

derin in der ersten Ausgabe ihres „Leseklubs“ im März 2020 das Publikum begrüßt. Das war natürlich Unsinn, aber was Barbara Zeman jetzt, vier Jahre und einen Auftritt beim Bachmann-Preis später, hauptsächlich von Beruf ist: Das weiß sie selbst nicht genau zu sagen. Nur dass Schreiben das „Zentralgestirn“ für sie bleibt. Mit Clemens Setz betreibt sie also seit Anfang dieses Jahres den Podcast „Erster Österreichischer Sachbuchpreis“, in dem es vor allem um Sachbücher geht, die bei Preisvergaben wahrscheinlich als Erstes aussortiert würden, wegen Unseriosität und Versteinertheit.

Gefühlt reden die beiden nämlich permanent über Elfen, Ufos, Träume und das Weltall. Als Zeman und Setz den Podcast zu planen begannen, sollte das erste Buch eine Kulturgeschichte des Parkplatzes sein. Man erfährt dann aus ihrem Podcast: Es gibt für alles Kulturgeschichten. Auch für Trockenblumen. Aber so verdreht das vielleicht klingt – „selbst unter Autoren sind wir Weirdos“, sagt Barbara Zeman in der August-Folge ihres Podcasts, „das muss man erst mal schaffen“: Den beiden gelingt es jedes Mal, auf dem Umweg der Bücher, die sie besprechen, am Ende zugleich über sich selbst zu sprechen.

Was auch daran liegt, dass Barbara Zeman nicht lange fackelt. „Was ist das Eckigste an dir?“, fragt sie Setz einmal (und er antwortet darauf, ohne zu zögern, es sei irgendwas an seinen Ohren). Ein anderes Mal erzählt Setz von seiner inzwischen überwundenen Medikamentenabhängigkeit, auch von seiner – ebenfalls überwundenen – Nachtblindheit, und überhaupt geht es zwischen den beiden oft um Dysfunktionen des menschlichen Wahrnehmungsapparats. Vielleicht ist es genau das, was die beiden und ihre Literatur verbindet: ein künstlerisches Bewusstsein für die menschliche Normalprogrammabweichung.

Dafür gibt es offenbar biographische Gründe. Bei beiden. In ihrem Porträtfilm für den Bachmann-Wettbewerb 2022, wo Barbara Zeman das erste Kapitel des entstehenden Romans „Beteigeuze“ las und von den Juroren Kastberger und Tingler ziemlich gerupft wurde, verriet sie, dass ihr als kleines Mädchen das eine Auge für längere Zeit abgeklebt wurde – damit das andere besser zu sehen lernt. In „Immerjahn“ hat sie ihrer Hauptfigur dann eine besondere Schrägheit nach frühkindlicher Augenkrankheit angedichtet. Und als Setz und Zeman im Podcast kürzlich über den berühmten historischen Fall des Findelkinds Kaspar Hauser sprachen, erzählte sie davon, dass es in ihrer Familie (klassischer K.-u.-k.-Hintergrund, sagt sie, daher der Nachname) gleich mehrere Gebärdenlehrer gegeben habe.

Setz wiederum war Ende der Achtzigerjahre auf der Volksschule mit zwei hörbehinderten Kindern gewesen, die man mehr oder weniger sich selbst überlassen hatte, bis der eine Junge aggressiv wurde und dafür immer bestraft worden sei. „Diese Art von Verwahrlosung und Kindesmissbrauch“, sagt Setz, „macht mich heute noch mörderisch wütend.“ Setz hat darüber auch geschrieben.

Vielleicht kombiniert man sich solche Verbindungen zwischen Zeman und Setz aber auch nur zusammen, weil man die beiden so oft miteinander über sich, ihre eigenen Bücher und die anderer Leute sprechen hört. Auch das machen Autorinnen und Autoren gar nicht so oft in der Öffentlichkeit, wie man denken könnte, und ganz sicher nicht in dieser Intimität eines Studios (es steht im Wiener Literaturhaus). Einmal haben sie dort den Podcast auch schon vor Publikum aufgezeichnet. Der Beruf des Schreibens bringt sonst ja eigentlich Vereinzelung fast automatisch mit sich.

Was die beiden jedenfalls an der Abweichung von der Regel interessiert, am Außenseitertum, das spürt man an der kindlichen Freude, wenn sie darüber im Podcast sprechen. Es ist nicht Voyeurismus, es ist Empathie. Was sie in „Beteigeuze“ beschreibe, sagt Barbara Zeman,

sei eben nicht allein die Geschichte einer Frau, die langsam verrückt wird oder aufgehört, etwas dagegen zu tun: Das Thema ihres Romans sei, „wie nah Glück und Unglück beieinanderliegen“, dass Schizophrenie gar nicht so selten vorkomme und die Faktoren, die sie beeinflussen, alltäglich seien.

„Clemens Setz hat irgendwann einmal gesagt, dass man, wenn man schreibt oder schreiben will, eine Mindestherzgröße braucht“, sagt Barbara Zeman. „Und das trifft es sehr.“ In Wahrheit sagt sie aber nicht „sehr“, sondern „ur“, sie lebt ja in Wien, und überhaupt checkt man die Feinheiten der präzise verdrehten Prosa in „Beteigeuze“ besser, wenn man der Autorin, die sie geschrieben hat, auch zugehört hat, in ihrer weich brüchigen, melodiosen Stimme. „Ich seh geradewegs nach oben“, lässt sie Theresa einmal sagen. „Dort glimmen zwei, drei Sterne lieblich im Wiener Lichtschmutz, neben blinkenden Flugzeugen, geisterhaften Satelliten und unsichtbarem Weltraumschrott. Den ganzen Sommer über warn die hellsten fort. Wie lang der immer dauert. Jetzt steht Jupiter wieder hoch am Himmel, und wenn ich den Kopf nach links drehe, winzig, Saturn, der wird in zwei Stunden wieder verschwunden sein, spätestens um drei Uhr früh. Bald ist an seiner Stelle endlich Orion, und mit Orion Beteigeuze.“

So ist der Ton des ganzen Buchs. Wo „Immerjahn“ noch ein etwas überladener Kunstroman war, ein Sprachmuseum von einem Buch, das von einem Museum erzählt, da ist „Beteigeuze“ jetzt nah am Alltag. Trotz des unaussprechlichen Titels. Hier erzählt eine Frau, die vielleicht in die Sterne schaut, aber mit den Füßen auf dem Boden von Wien steht. Bis sie diesen Boden unter ihren Füßen verliert. Im Podcast hat Zeman ihren Stil so ausgedrückt: „Ich brauche nicht das Schreiben, ich brauche das Sprechen.“ Es formt, was dann zu Text wird.

Vielleicht hat den Sound von „Beteigeuze“ auch beeinflusst, dass Barbara Zeman ihr neues Buch „extrem schnell“ geschrieben hat, wie sie sagt. Der Kriegerroman, an dem sie eigentlich gesessen hatte, fünf Jahre lang, ist darin als eine Nebengeschichte aufgegangen. Als Nächstes würde Barbara Zeman am liebsten einen Krimi schreiben. Vor allem aber würde sie am liebsten weiterhin nicht mehr: nur schreiben. „Ich wäre traurig, wenn es den Podcast und den Leseklub nicht geben würde“, sagt sie. „Mittlerweile würde ich mich ganz begrenzt fühlen. Vor allem weil ich es so cool finde, dass man bei beiden Formaten viel mit anderen Leuten zu tun hat. Dieses Extrem, dass dein Roman herauskommt, dann hast du ein Jahr lang furchtbar viele Auftritte, aber danach nicht mehr, dann bist du wieder in der Kapsel drin: Das wollte ich nicht mehr.“

Es gab eine Zeit, da hat Barbara Zeman bei ihren Lesungen noch so gezeitert, dass auch der Tisch gewackelt hat, an dem sie saß. Sie hatte sich ihre Karriere als Autorin eigentlich ausgemalt wie bei Thomas Pynchon – „keine Interviews, keine Auftritte, nichts, es gibt nur ein Kindergartenfoto von mir“. Und sich gefragt, wie die anderen das nur machen, „auf einer verdammten Bühne“ zu sitzen und aus Büchern zu lesen: „Wie soll das mein Herz aushalten, wenn es jedes Mal so sehr klopft?“ Als es dann nach und nach bei den Lesungen aus „Immerjahn“ besser wurde, konnte Barbara Zeman es erst nicht fassen. Und dann hat sie sich diesen Wandel so erklärt: „Wenn man etwas wahnsinnig fürchtet, dann liegt es manchmal daran, dass es die Dinge sind, die einen auf eine ganz profunde Art und Weise glücklich machen.“ Man muss ihr nicht dabei zuhören, wie sie das sagt, um ihr zu glauben – aber man versteht dann sofort, dass sie in ihrem Fall recht hat.

Barbara Zeman, „Beteigeuze“, Roman, dtv, 304 Seiten, 24 Euro. Das Debüt „Immerjahn“ ist im Verlag Hoffmann und Campe inzwischen auch als Taschenbuch erhältlich (288 Seiten, 12,90 Euro). Den Podcast „Erster Österreichischer Sachbuchpreis“ gibt es bei den üblichen Diensten.

## F.A.Z. Future Lab

Lehrkräfte gesucht!



In unserem Schulprojekt „F.A.Z. Future Lab – Hurra, die Schule prompt“ geht es darum, sich intensiv mit Künstlicher Intelligenz und deren Einfluss auf die moderne Medienlandschaft auseinanderzusetzen. Der Fokus liegt darauf, KI im Unterricht zu nutzen und ein Verständnis für die Anwendungsmöglichkeiten zu entwickeln. Darüber hinaus entwickeln die Schülerinnen und Schüler Ideen, wie KI gewinnbringend zum Einsatz kommen kann. Durch die digitale Tageszeitung stärken die teilnehmenden Schulklassen zudem ihre Themen- und Medienkompetenz. Für Lehrkräfte bieten wir umfangreiche Unterrichtsmaterialien und ein Schulungsseminar an.

Der Wettbewerb richtet sich an die Klassen 7 bis 13.

Nehmen Sie ab dem 2. September 2024 mit Ihrer Schulklasse teil!

Jetzt zum Projekt anmelden: [fazzschule.net](https://fazzschule.net)

Frankfurter Allgemeine  
ZEITUNG FÜR DEUTSCHLANDS Schulen

Mit Unterstützung von  
Google News Initiative



# Das andere Corona-Protokoll

Wenn in diesen Tagen die „RKI-Protokolle“ analysiert werden und die politischen Entscheidungen während der Pandemie noch einmal ihre Plausibilität nachweisen müssen, ist das eine Gelegenheit, sich auch an eine andere Seite des Corona-Komplexes zu erinnern: das massenhaft um sich greifende Misstrauen in die öffentlich geteilte Kommunikation und deren Rationalität, der sprunghaft vermehrte Einfluss von Verschwörungsmethoden aller Art. Oft standen menschliche Tragödien hinter dieser Krise der Realität, viele Familien wurden dadurch zerrissen. Jetzt hat die 1996 in einem rheinland-pfälzischen Dorf geborene Comic-Künstlerin Ika Sperling Bilder für diese Konflikte gefunden. Ihr Debüt „Der Große Reset“ erzählt von einem Vater, der an Zwangsimpfungen, eine Klimadiktatur und eine jüdische Weltverschwörung glaubt und schon fest entschlossen ist auszuwandern. Die Graphic Novel zeigt ihn als ein nicht ganz greifbares Wesen, als wassergefüllte Blase kurz vor dem Auslaufen. Sperling, die heute als freie Illustratorin in Hamburg lebt, bekam für „Der Große Reset“ den Hamburger Literaturpreis in der Sparte Comic.

## Wie viel Ihrer eigenen Geschichte steckt in der Geschichte dieses Buchs?

Es ist von Teilen meines Lebens und meiner Familie inspiriert. Ich habe aber beschlossen, dass die Figuren anders heißen und aussehen und zum Teil auch an-

Was passiert, wenn man einen nahen Menschen an obskure Theorien verliert? Die Hamburger Comic-Künstlerin Ika Sperling über ihr Debüt „Der Große Reset“, das die Geschichte ihrer Familie erzählt.

Von Martin Seng

gelingt, ist das sehr hart. Es gab immer wieder Momente, in denen der Vater im Buch der alte ist. Er zeigt seine lustige und liebevolle Art. Aber keine fünf Minuten später spricht er wieder von Gewaltphantasien gegenüber Politikern und über jüdische Weltverschwörung. Diese Dissonanz ist schwer zu ertragen. Aber mir war es wichtig, den Vater nicht als absoluten Bösewicht darzustellen. Sondern seine politischen Überzeugungen als problematisch stehen zu lassen und trotzdem den Menschen zu zeigen, der es gut mit seiner Tochter meint.

## Und inwiefern ähneln Sie Ihrer Hauptfigur?

Die habe ich so gelassen, wie sie ist. Das bin ich, ganz klar. Sie sieht auch aus wie ich. Wir haben sogar dieselben Schuhe. Das habe ich gemacht, weil ich über mich erzählen kann, was ich will. Für mich selbst ist es in Ordnung, eine Rolle in dem Comic zu spielen. Aber meine Familie kann nicht sagen, ob sie dabei sein möchte oder nicht.

## Wie sehr hat Sie diese Arbeit emotional herausgefordert?

Ich dachte zu Beginn, dass es schlimm und fordernd wird. Lange Zeit war es ein Argument gegen den Comic, dass ich mich nicht auch noch in meiner Arbeit mit dem Thema Verschwörungen auseinandersetzen will. Zweihundert Seiten mit Figuren, die alle nur traurig herumstehen und mit denen alles ganz schlimm ist. Das habe ich gedacht, bis ich dann mit dem

schon „Gespenst“ und so etwas gehört. Ich sehe es eher als eine Blase. Sie entstand, weil ich diese Figur als Platzhalter in mein Storyboard gezeichnet hatte. Denn ich wollte nicht, dass der Vater im Buch Ähnlichkeit mit meinem echten Vater oder real existierenden Leuten hat. Dann hat mir diese Blase aber so gut gefallen, dass ich sie behalten habe. Und ich finde, dass dieses Auslaufen ein sehr gutes Bild dafür ist, jemanden an eine Verschwörungserzählung zu verlieren. Es gibt kein Loch oder keinen Riss, den man flicken könnte, man weiß nicht, wo es herkommt. Und doch wird diese Person weniger.

## Im Zeitalter der digitalen Zeichnungen ist die Aquarelloptik Ihrer Graphic Novel einzigartig. Warum haben Sie sich gerade für diesen Stil entschieden?

Tja, das habe ich mich im Schaffensprozess auch oft gefragt. Aquarell hatte mir selbst aber schon immer viel Spaß gemacht. Und ich wusste, dass ich ein so großes Projekt wie „Der Große Reset“ in einer Technik machen muss, die mich begeistert. Aquarell braucht wahnsinnig lange, trotzdem habe ich mich dafür entschieden. Der gesamte Comic ist auch analog auf Papier gezeichnet und nicht digital auf dem Tablet, wie es heute viele machen. Ich habe auch von Hand koloriert. Nur die Schrift ist am Tablet entstanden, damit es schneller geht.

## Verschwörungserzählungen sind eine Herausforderung für die ganze



dere Dinge tun. Diese Familien-Stille-Post, dass alle versuchen, übereinander Informationen zu bekommen, ohne miteinander zu sprechen: Das ist aber sehr nahe an meiner Familie. Genauso wie das Vermeiden von Themen wie Impfen und Corona am Frühstückstisch.

## Der Vater im Comic wettet gegen „Flüchtlinge“, „Gender-Gaga“, „Systemmedien“ und die Grünen. Das liest sich wie das AfD-Wahlprogramm. Ist das als politischer Kommentar beabsichtigt?

Ja, das kann man herauslesen. Allein durch das *framing* des Buchs weiß man ja, dass ich als Autorin nicht die Standpunkte des Vaters vertritt. Man kann also durchaus sagen, dass das ein deutlicher politischer Standpunkt ist. Es ist mein Standpunkt.

## Und doch gibt es da auch Momente der Sympathie, wenn zum Beispiel der Vater seiner Tochter sagt, dass Sie ihm jederzeit folgen kann, „wenn es hier zu schlimm wird“.

Ich stand vor der Herausforderung, zum einen den Stress und Schrecken darzustellen, den man hat, wenn Angehörige verschwörungsgläubig sind. Aber ich wollte zum anderen auch nicht auf diesen Leuten herumhacken oder mich über sie lustig machen. Was für mich als Angehörige ein ganz wichtiges Thema ist, das ist diese Dissonanz: Da ist ein Familienmitglied, das ich mag, das ich schätze und das ich liebe. Und gleichzeitig ist es eine Person, die gegen alle politischen Werte steht, für die ich eigentlich stehe, und die Demokratie bedroht. Ich hatte lange Zeit das Gefühl einer politischen Verantwortlichkeit, also: dass ich wirklich für die Aussagen meiner Angehörigen verantwortlich bin und aufpassen muss, dass sie sich nicht weiter radikalisieren. Und wenn ich nach Hause komme und jedes Mal feststelle, dass mir das nicht

Der Vater ist nur noch ein Schemen, mit dem man Themen wie Impfen oder Corona am Frühstückstisch besser vermeidet.

Foto Ika Sperling/Reprodukt

Zeichnen angefangen habe. Und indem ich alle Charaktere abgeändert habe und sie nicht mehr so viel mit meiner eigenen Geschichte zu tun hatten, war es nicht so schlimm wie befürchtet. Tatsächlich habe ich die Zeit, in der ich an dieser Geschichte gesessen habe, sehr genossen. Man sieht auch im Buch, dass nicht immer alles schlecht ist. Es gibt Stellen, die lustig und komisch sind, das habe ich sehr gern gezeichnet. Immer wieder diese kleinen Ruheinseln. Durch die Arbeit an diesem Buch habe ich wieder die Erzählhoheit über etwas zurückgewonnen, das mir selbst passiert ist. Viele Leute in meiner Selbsthilfegruppe für Verschwörungsgläubige sagten auch, dass ihnen ein politisches Engagement gegen solche Ideologien hilft. Für mich war das dieses Buch.

## Der Vater wird als großer Wassertropfen in Menschengestalt dargestellt, der langsam ausläuft. Wofür steht diese Metapher?

Wassertropfen in Menschengestalt – das ist neu, das freut mich. Ich habe auch



Ika Sperling  
Foto Gregor Stockmann

## Gesellschaft. Wie sollte sie aus Ihrer Sicht damit umgehen?

Ich bin keine Expertin, ich zeichne Comics. Aber mein Verlag hat mich vor zwei Jahren gefragt, ob das Thema denn nach der Fertigstellung noch irgendjemand interessiert. Und ich war mir da sicher – denn die Leute, die an solche Dinge glauben, gehen nicht so schnell woandershin. Es gibt zwar Familien, die mit Verschwörungsgläubigen Kompromisse gefunden haben. Dann werden bestimmte Themen eben vermieden. Manche haben den Kontakt auch abgebrochen. Aktuell wird ja diskutiert, ob und wie man die Pandemie aufarbeitet. Ich glaube auch, dass man herausarbeiten muss, wie sich so viele Menschen in einem Verschwörungsglauben radikalieren konnten. Das wird sicher nicht die letzte Krise gewesen sein. Wir müssen lernen, wie man vorbeugen und Leute auch aus diesen Radikalisierungen zurückholen kann.

## Was empfehlen Sie Menschen, deren Angehörige Verschwörungserzählungen anheingefallen sind?

Ich liebe diese Frage. Denn ich kann tatsächlich gar keinen Ratschlag geben, weil ich selbst nur Betroffene bin. Ich will mir nicht anmaßen, den Leuten zu sagen, dass sie mit den Angehörigen auf jeden Fall weiter diskutieren sollen – oder den Kontakt abbrechen. Es gibt sehr gute Beratungsstellen in Deutschland, beispielsweise die Mobile Beratungsstelle gegen Rechtsextremismus oder auch die „SektenInfo“ in den Bundesländern. Dort können sich Betroffene melden. Das Schwierige ist: Es gibt nicht den einen entscheidenden Grund, warum Leute an Verschwörungserzählungen glauben. Das ist sehr vielschichtig und bedarf immer einer individuellen Beratung.

Ika Sperling, „Der Große Reset“, Verlag Reprodukt, 176 Seiten, 24 Euro.



## VIER FRAGEN AN JO LENDLE

### Was lesen Sie?

Ich lasse mich gerade von einem Buch verblüffen. Elf Jahre nach „Die Ordnung der Dinge über Como“ veröffentlicht Monika Zeiner den nächsten Roman: „Villa Sternbald oder Die Unschärfe der Jahre“. Wenn eine Schulmöbeldynastie aufs Firmenjubiläum zugeht, steht erfreulich viel Unheil ins Haus. Und wenn sich der Held als Aeronautiker vorstellt, ist man ohnehin im richtigen Buch. Ich kann mir nur ausmalen, wie es sich anfühlt, so lange an einem Manuskript zu sitzen. Aber wer etwas Unverwechselbares schafft, darf sich gern Zeit nehmen. Das ist ein Roman, der nicht für den Tag geschrieben ist, sondern leicht auch mal eine Ära übersteht, eigen und seltsam wie eine unentdeckte Pflanze. Und dann lese ich begeistert „Das Land, das ich dir zeigen will“, den ersten Roman von Sara Klatt. Wer ihn auf seinen Inhalt reduzieren wollte, landet bei Sätzen wie: per Anhalter durch die Familiengeschichte. Zum Glück will das keiner. Das Buch besteht aus ganz einfachen Sätzen, die zusammen zu flirren beginnen.

### Was sehen Sie?

Sternchen. Im Verlag bereiten wir gerade ein recht monumentales Buch vor: Raoul Schrott hat für seinen „Atlas der Sternenhimmel“ jahrelang die Sternbilder von 17 Kulturen vom Alten Ägypten über die Aborigines bis zu den Inuit gesammelt und erzählt die dazugehörigen Mythen. Heidi Sorg illustriert das so einleuchtend, dass man auf gut 1200 großformatigen Seiten aus dem Staunen nicht herauskommt, wie zugleich eigensinnig und verwandt die Bilder sind, die unsere Vorfahren in den Nachthimmel gemalt haben. Der Mensch ist schon ein ziemlich erfindungsreiches Tierchen. Vor allem mit etwas Abstand betrachtet. Das Buch wird ausgesprochen dick, nach der Lektüre kann man sich einfach draufstellen und kommt schon dadurch den Sternen spürbar näher. Was ich ansonsten gerade sehe: „Fleabag“, als Allerletzter. Ich stimme allem zu, was dazu gesagt worden ist.

### Was hören Sie?

Ich höre gerade den Vögeln zu. Womöglich markiert das den Eintritt in die Phase der Sehnsucht nach dem Einfachen. Vogelstimmen wären dann einfach die letzte Ausfahrt vor dem Rosenzüchten. Egal. Zwitschern gehört ja zu den Hintergrundgeräuschen, die man gern ausblendet wie Verkehrslärm oder Gespräche am Nebentisch oder Dieter Nuhr. Ist in diesem Fall ein Fehler. Und liegt einfach daran, dass sich Vogelstimmen anfangs alle gleich anhö-

ren. Piep-piep. Eine akustische Tapete, schön wie ein Sternenhimmel, in dem man keine Konstellation erkennt. Du sagst „Oh!“ – eine durchaus angemessene Reaktion auf alles Erhabene – und fühlst dich ansonsten seltsam verloren. Zum Glück gibt es auch dafür eine App: BirdNet ist eine Entwicklung der Technischen Universität Chemnitz, die einem für Momente den Glauben an die Schönheit maschinellen Lernens zurückgibt. Sie ist gratis und macht süchtiger als Pokémon Go. Wo immer ich unterwegs bin, drücke ich auf „Aufnahme“, und sofort baut sich eine Farbfläche auf, helltürkis wie der Um-schlag von Walter Benjamins „Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit“ in der Edition Suhrkamp. Die gelben Flecken da-



Jo Lendle

rin sind die Rufe der Vögel. Mit der Zeit erkennt man sie schon am Muster. Das Stakkato des Zilpzalps sieht aus wie die Zähne eines Kamms, der Gesang der Goldammer wie diese Osterinselköpfe mit langer Nase. Wie jede gute Wissenschaft lässt das Programm Zweifel zu und sortiert die Zuordnungen auf einer Skala zwischen „Sehr sicher“ und „Vage Vermutung“. Man wünschte sich so etwas auch für Onlinelinkentexte. Meine Texte: Während das Versprechen „Mensch“ im Laufe des Lebens allmählich an Zauber und Überraschung einbüßt, steigt die ornithologische Neugier. Ein langsamer, aber durchaus befähigender Prozess allmählicher Vogelwerdung.

### 4. Was nervt Sie?

Verkehrslärm, Gespräche am Nebentisch etc.

Jo Lendle ist Verleger des Carl Hanser Verlags in München und Schriftsteller. Am 28. August erscheint sein neuer Roman „Die Himmelsrichtungen“ über die Geschichte der Pilotin Amelia Earhart (Penguin Verlag, 256 Seiten, 24 Euro). In unserem Literaturnewsletter finden Sie die Antwort auf eine zusätzliche Frage: „Welches Buch haben Sie im Bücherschrank, das Sie ganz bestimmt nicht lesen werden?“ Melden Sie sich jetzt kostenlos an: [www.faz.net/Literatur-NL](http://www.faz.net/Literatur-NL)



## BESONDERE VORKOMMISSE

### Hasen von heute

Vor ungefähr hundert Jahren kam **Albert Sixtus'** berühmtestes Kinderbuch „Die Häschenschule“ heraus, schon im Januar erschien ein Jubiläumsband und erste Würdigungen. Aber weil der Erscheinungstag, den nicht einmal der Verlag genau datieren kann, wohl irgendwie im Spätsommer lag, eigneten sich viele deutsche Zeitungen in der vergangenen Woche, noch einmal konzertiert über das Buch zu berichten – beziehungsweise vor allem über die Empörung, die „Die neue Häschenschule“ verursacht hatte, die Umdichtung von **Anke Engelke**, die ebenfalls bereits im Februar erschien (Esslinger Verlag, 40 Seiten, 14 Euro). Für viele Kulturkämpfer war auch der zweite Jubeltag ein willkommener Anlass, sich noch mal aus dem Vorrat dumpfer Einwände gegen eine Modernisierung literarischer Stoffe zu bedienen, den sie vor Monaten angelegt hatten. Denn Engelke hatte versucht, aus Sixtus' Fabel, die nicht erst Kindern von heute, sondern mindestens schon deren Eltern wie eine verstaubte Horrorgeschichte über be-

dingungslosen Gehorsam und Pädagogik mit dem Rohrstock vorkam, eine Geschichte zu machen, die eher von so neumodischen Werten wie Nächstenliebe und Solidarität handelt. Der Fuchs ist jetzt vegan, im Musikunterricht darf schief gesungen werden, die moderne Landwirtschaft ist der neue Feind. Was nicht nur den süchsischen Bauernpräsidenten auf die Heuballen brachte, der so viel Utopie für „unwissenschaftlich“ und das Buch für gefährlich „realitätsverweigernd“ hielt (also im Gegensatz zu Hasen, die Schulranzen tragen und Osteierei bemalen). Sondern auch die einschlägigen Kinderbuch-Taliban zu Litaneien über unverschämte Geschichtsumschreibungen und gutmenschliche Gehirnwäsche. Sogar im woken Deutschlandfunk trauerte die Rezensentin, dass Engelke von der „guten, alten, heiß geliebten Häschenschule“ viel zu wenig übrig ließ. Dabei sind all die erbosten Kritiker solcher Adaptionen im Grunde auch nur Romantiker. Warum nur sehen sie sich nach der Geborgenheit strenger Regeln und der Wärme eines Satzes heißer Ohren? stau



Wie bei Muttern: Truckertreff in Rollys Imbiss in Niedersachsen

# Mit guten Menschen ist es perfekt

Ein dichtender Bademeister und ein Senfei bei Rolly: Wenn Deutschland nur so wäre wie in den Dokus des NDR, wäre es das Paradies. *Von Lennardt Loß*



Containerschiff-Romantik in Hamburg



Archiv alltäglicher Schönheit: Billerhuder Insel bei Hamburg

Fotos NDR

## ■ DIE LIEBEN KOLLEGEN

In Deutschland floriert längst ein Mikrokosmos von Medien, die sich selbst gerne als „alternativ“ bezeichnen – und den Begriff politisch in etwa so auslegen wie die gleichnamige Partei. Doch auch den Kampf um die Meinungsmacht traditioneller Zeitungen haben manche dieser neoalternativen Publizisten noch nicht aufgegeben. Das jüngste Beispiel ist das Lokalblatt „Schwäbische Zeitung“ aus Ravensburg, welches nach dem Tod seines 56 Jahre alten Chefredakteurs Jürgen Mladek im Juli weiter „nach rechts rutscht“, wie in dieser Woche die Stuttgarter Wochenzeitung „Kontext“ berichtet. Schon Mladek wollte aus der Zeitung eine „AfD-Postille“ machen, hieß es nach seinem Amtsantritt. Man werde sein Lebensziel fortführen, „dem Journalismus insgesamt zu mehr Pluralität zu verhelfen“, versprach nun Lutz Schumacher, der Geschäftsführer des Verlags Schwäbische Media. An den Personalrochaden zu Mladeks Nachfolge kann man erkennen, wie das gemeint ist. Ein wahres Dream Team an Brandmauereinsparern und Meinungskorridorverbreitern steht da bereit: Nachfolger Mladeks wird ab September

Gabriel Kords, der wie sein Vorgänger zuvor Chefredakteur des „Nordkurier“ war, der wiederum seit 2021 den Schwaben gehört. Dort ersetzt ihn Philippe Debionne, der dort bisher als Reporter tätig war. Kords beschwert sich in Kommentaren über Leute, die auf die Straße gehen um „gegen Rechts“ zu hetzen“, Debionne tritt in seiner Freizeit bei der Schwurbel-Seite „Kontrafunk“ auf. Bereits an Bord ist der ehemalige „Nius“-Chefredakteur Jan David Sutthoff als Verantwortlicher für die digitalen Plattformen sowie, als Kolumnist, Armin Petschner-Multari, der mit seiner Kampagnen-Plattform „The Republic“ den „politischen Linksdraft stoppen“ will. Das taten seine neu-schwäbischen Kollegen nun schon mal, indem sie die Zusammenarbeit mit einer linken Ravensburger Institution beendeten: für den Kolumnisten Wolfram Frommler war nach 15 Jahren Schluss – so viel zum Ausbau des Korridors. Der soll, wie man der Antwort von Unternehmenssprecher Michael Seidel auf eine „Kontext“-Anfrage entnehmen kann, doch eher in die andere Richtung erfolgen, wo noch ein „erleckerliches Milieu bis zum Natio-

Vor fünf Jahren ist es passiert. Ich zappte lustlos durchs Nachmittagsprogramm, als mich plötzlich Carola „Rolly“ Rosberg anlächelte. Rolly war die Protagonistin einer NDR-Doku. Sie stand hinter der Theke ihrer Trucker-Raststätte im niedersächsischen Hinterland und salzte Bratkartoffeln. Dabei hielt sie einen Monolog über ihre Spezialsoße. Wichtigste Zutat: Knoblauch. Nur am Freitag, erklärte Rolly, gebe es die Soße ohne Knoblauch. „Weil freitags wollen alle nach Hause fahren und vielleicht auch noch ein bisschen knutschen.“

Alle, wirklich alle Gäste liebten Rolly und ihre deftige Hausmannskost. Ein Trucker erklärte, dass er Umwege fahre, nur um bei Rolly essen zu können. Ein Handwerker schwärmte von Rollys Pfundstopf, der fast „wie bei Muttern“ schmecke. Und ein Rentner erzählte, dass er als Kind Senfeier gegessen habe. „Aber hier schmecken sie so gut.“

Als die Doku vorbei war, war ich verliebt. Nicht in Rolly. Sondern in die Tatsache, dass der NDR ernsthaft ein Filmteam für mehrere Tage ins niedersächsische Nirgendwo geschickt hatte, um eine dreißigminütige Doku über eine Raststätte und ihre herzengute Betreiberin zu drehen. Ich klappte meinen Laptop auf und öffnete den Youtube-Kanal des NDR. Er bestand fast ausschließlich aus Formaten, die Feel-Good-Stories aus Norddeutschland erzählten: „Die Nordreportage“, „die nordstory“, „NDR Doku“. Heute – mehr als 1800 Tage später – habe ich fast alle davon gesehen. Für mich bilden sie ein großes Gesamtkunstwerk, das von einem besseren Deutschland erzählt. Einem Deutschland, wo die Menschen ein bisschen schrullig sein mögen, aber ihr Herz am rechten Fleck haben.

Doch damals ahnte ich davon noch nichts. In der zweiten Doku, die ich schaute, ging es um ein x-beliebiges Wochenende in Cuxhaven. Wieder gab es weder einen Spannungsbogen noch einen Konflikt, der gelöst werden musste. Geschweige denn einen aktuellen Aufhänger für das Thema. Es wurde Alltag erzählt. Eine Kutscherfamilie prüft ihr neues Pferd auf „Watttauglichkeit“. Die Gäste eines Beton-Campingsplatzes an der Elbmündung (genannt: „die Platte“) schauen sich die vorbeifahrenden Container- und Kreuzfahrtschiffe an. Und der Kapitän eines Ausflugsdampfers spielt am Kai Akkordeon, um Touristen an Bord zu locken. „Seehunde gucken. Hier geht's wieder los. Wir starten wieder durch. Auf zu Robbie, der Robbe!“

Die dritte Doku (Laufzeit: 29:56) spielte in einem Provinzfreibad in Friesland. Gleich zu Beginn steht der Bademeister – Spitzname: „Papst von Bockhorn“ – am Beckenrand und sagt das „Chlor Unser“ auf: „Chlor unser im Becken. Deine unterchlorige Säure reagiere. Deine Reaktion erfolge. Deine Salzsäure neutralisiere. Wie im Hallen- so auch im Freibad.“ Ganz Norddeutschland schien ausschließlich von kernigen

VON HARALD STAUN

nalkonservativen“ brachliegt. Ganz anderes gilt dagegen für die Redaktion, dort gebe es eher „Bedarf an Reduktion“, wird Geschäftsführer Schumacher zitiert. Viele hätten die angebotene Austrittsprämie auch schon angenommen. Womöglich nicht alle des Geldes wegen.

\*\*\*

Wer ist eigentlich noch mal dieses „Wir“, in dessen Namen der Boulevard so gerne spricht? Wenn es Papst wird oder Weltmeister, mag das noch eine tolerierbare Vereinnahmung sein, peinlich und perfide aber wird es, wenn sich damit doch erkennbar eine spezielle Klientel als Allgemeinheit ausgibt: wenn die „Bild“-Zeitung mal wieder schimpft, dass „unsere Steuergelder“ verschwendet werden, als gehörten die allein dem Springer-Verlag. Oder wenn man wirklich nicht weiß, welche exklusive Minderheit Berlins Regierender Bürgermeister Kai Wegner nur meinen könnte, wenn er die Entscheidung, der Verlegerin Friede Springer die Ehrenbürgerwürde zu verleihen, mit den Worten begründet, sie sei „ein Vorbild für uns alle“?



Sprücheklopfer am Beckenrand: der „Papst von Bockhorn“ bei der Arbeit

Sprücheklopfern bevölkert zu sein. Ich war begeistert und empfahl die Dokus meinen Freunden. Doch ihr Urteil fiel vernichtend aus: „Langweilig!“

Ich kam ins Grübeln: Warum fand ich die Dokus so gut? Die Antwort gab mir ein Interview mit dem US-amerikanischen Regisseur Richard Linklater. Linklater gelang 1993 mit der High-School-Komödie „Dazed and Confused“ der Durchbruch. Der Film spielt Mitte der 1970er-Jahre in einem Vorort von Austin, Texas, und erzählt vom letzten Schultag vor den Sommerferien. Ein klassischer Plot mit Anfang, Mitte, Ende fehlt. Auch einen klar herausgearbeiteten Protagonisten gibt es nicht. Stattdessen folgt die Kamera einzelnen Schülern, die das machen, was Schüler eben so machen: bisschen abhängen, bisschen labern, bisschen saufen. Seitdem hat Linklater viele solcher Filme gedreht. Es geht um durchschnittliche Menschen, die durchschnittliche Erfahrungen machen.

In dem Interview spricht Linklater über die Erzählhaltung dahinter. Kino, sagte er, bestehe für ihn aus Momenten. „Es sind die Momente, an die man sich erinnert, wenn man an einen Film zurückdenkt.“ Die Story hingegen vergesse man irgendwann. „Sie ist nur das Konstrukt, an dem man die Momente aufhängt.“

Ich musste bei diesen Sätzen sofort an die NDR-Dokus denken. Auch sie erzählen nicht von großen Konflikten oder alles verändernden Entscheidungen. Sondern von den kleinen Momenten, die 99,9 Prozent unserer Existenz ausmachen. Das Leben ist meistens einfach nur ein Senfei bei Rolly.

Wenn man diese Momente mit der Kamera festhält, kann man ihre versteckten Schönheiten sichtbar machen. Jeder kennt das Gefühl, das man als Jugendlicher am letzten Schultag vor den großen Ferien hat. Oder das Gefühl, wenn man am Meer steht und auf ein vorbeifahrendes Containerschiff blickt. Die NDR-Dokus als Archiv alltäglicher Schönheit: Mir gefiel dieser Gedanke.

Doch je mehr Dokus ich schaute, desto klarer wurde mir, dass die Moment-Ästhetik des NDR eine Kehrseite hatte: Wie in der Literatur des Biedermeier scheinen viele Protagonisten in den Dokus nur in ihren sozialen Nahräumen zu existieren. Sie zeigen weder Interesse an Politik noch an irgendetwas anderem, das sich außerhalb ihrer Bulettenbude in Hannover ereignet, ihrer Werft in Ostfriesland oder ihrem Campingplatz in Mecklenburg-Vorpommern. Es ist eine von der Realität entrückte Welt, die der NDR abbildet.

Von nun an schaute ich die Dokus mit Misstrauen. Wie gestellt war das biedere norddeutsche Leben darin? Wie oft wird in Rollys Raststätte wohl bei Riesencurrywurst und Astra Urtyp der Klimawandel gelehrt? Wie viele Lieder mit dem N-Wort spielt der Kapitän auf seinem Akkordeon, wenn die Kamera aus ist? Und wer von den Dauercampern auf der „Platte“ wählt die AfD?

Meine Begeisterung war verflogen. Aber dann erschien am 16. Mai 2024 eine Doku mit dem Titel „Braunschweig: Leben an der Hamburger Straße“. Sie sollte mich wieder mit dem NDR versöhnen. Bisher spielten alle NDR-Dokus an Orten, die ich gar nicht oder nur von einem Wochenendausflug kannte. Doch die Hamburger Straße war mir vertraut. Ich bin in Braunschweig aufgewachsen und in meinem Leben unzählige Male über die Hamburger Straße gefahren. Es ist eine vierspurige Ein- und Ausfallstraße, die den Braunschweiger Innenstadtring mit dem Autobahnkreuz Ölper verbindet.

Das Einzige, was hier so etwas wie Lokalkolorit versprüht, ist das Fußballstadion von Eintracht Braunschweig. Sonst gibt es auf der Hamburger Straße nichts, was es nicht auch überall sonst geben würde: Ein Glas-und-Stahl-Supermarkt von Edeka. Ein McDonald's. Tankstellen von Shell und Aral. Ein Erlebnisbad. Doch in der Doku wirkte die Hamburger Straße wie der lebenswerteste Ort der Galaxis. Nicht, weil es dort besonders lebenswert aussah. Gegen die architektonischen Grausamkeiten kam auch der NDR nicht an. Sondern, weil alle Menschen in der Doku ein Herz aus Gold hatten.

In einer Szene bekommt ein Flohmarktverkäufer einen Euphorierausch, weil jemand aus Marokko eine Uhr bei ihm kaufen will. Er hält daraufhin eine Rede über die verbindende Kraft der Flohmarktkultur: „Die ist nicht zu unterschätzen. Da treffen sich die Leute. Da kommt man ins Gespräch.“ Und in einer anderen Szene lädt ein Geflüchteter aus Syrien seine Nachbarn in einer Kleingartenkolonie zu einem Grillfest ein. „Das Paradies ohne Menschen ist nicht so schön“, erklärt er, während er die Fleischspieße auf dem Rost wendet. „Aber mit guten Menschen ist es perfekt.“

In dieser Sekunde realisierte ich, dass ich dem NDR Unrecht getan hatte. Die Dokus waren keine verlogenen Heilwelt-Phantasien. Es waren große Gegen-erzählungen von einem anderen, von einem besseren Deutschland, in dem es keinen Hass gibt, keine Missgunst und keine Wut. Meine Liebe für den NDR kehrte zurück. Und sie hält bis heute.

Immer, wenn Deutschland seine niederträchtige Seite zeigt, wenn die AfD bei Wahlumfragen vorne liegt, wenn man Bürgergeld-Empfängenden noch weniger Geld als ohnehin schon geben will, wenn Rich Kids auf Syt „Ausländer raus“ brüllen, erinnert mich die NDR-Dokus daran, dass es da draußen noch die Idee von einem anderen Land gibt. Einem Land, in dem gute Menschen leben, die Umwege fahren, um in ihrer Lieblingsraststätte zu essen. Die Gedichte über den Chlorgehalt in Freibädern erfinden. Und die in Kleingartenkolonien für ihre Nachbarn Grillfeste veranstalten, weil das Paradies dann plötzlich ganz nah scheint.

75  
Jahre  
Frankfurter  
Allgemeine



Luke Jaque-Rodney

# Zukunft gestalten.

**Nicht verpassen:**  
Am 17. September in  
Düsseldorf teilnehmen  
unter [faz.net/thalia](https://faz.net/thalia)

Die Veranstaltungsreihe von Thalia und F.A.Z.

Große Autoren, sachkundige Experten, scharfsinnige Gespräche: Die Veranstaltungsreihe „Zukunft gestalten“ bietet Raum für Diskurse und Debatten zu den großen Themen, die Deutschlands Zukunft bewegen. Erleben Sie die F.A.Z.-Redaktion mit spannenden Gesprächspartnern in 18 Veranstaltungen, deutschlandweit.

Die nächste Veranstaltung „Zukunft gestalten: Gesundheit & Wissen“ findet am 17. September 2024 um 20.15 Uhr in der Thalia Mayersche Buchhandlung in Düsseldorf statt: Wie sehr wirkt sich die richtige Ernährung auf unser Wohlbefinden und unser Immunsystem aus? Was steigert dauerhaft unsere Leistungsfähigkeit? Lassen sich Entzündungen im Körper tatsächlich über bestimmte Lebensmittel vermeiden? Joachim Müller-Jung, verantwortlicher Redakteur für das Ressort Wissenschaft, diskutiert mit Autor, Ernährungsexperte und Health-Influencer Luke Jaque-Rodney über Inspirationen für ein gesundes und glückliches Leben – bis ins hohe Alter.

Weitere Informationen erhalten Sie unter [faz.net/thalia](https://faz.net/thalia)  
Hier können Sie sich auch für die Teilnahme vor Ort anmelden.

Eine Kooperation von

Thalia × Frankfurter Allgemeine



**R**echts liegt der Gardasee, doch alle schauen aufs Kriegsschiff, das aus dem bewaldeten Berg hang herausragt. So, als hätte ein Riese es hineingerammt. Nur langsam löst sich die Starre des Staunens, die Besuchermasse zieht weiter, hinauf zum weißen Mausoleum aus Marmor, in dem die Überreste des Erschaffers dieser Wunderwelt begraben sind. Der italienische Poet, Dandy und Kriegsheld: Gabriele D'Annunzio.

Unten am Ufer, bei Gardone Riviera, platscht das Seewasser gegen altes Gemäuer, Fischerboote schaukeln in den Wellen. Hier oben versteckt sich das „Vittoriale degli Italiani“ zunächst hinter dem Grün des Mischwaldes, so, als ob es diesem verwunschen wirkenden Ort etwas unangenehm wäre, dem See aller Seen die Show zu stehlen. Eine Kapelle taucht auf, eine Bar, auf einer Kriedetafel wird Aperol Spritz angepriesen.

Hinter dem Eintrittsbogen: Rosensträucher, üppige Olivenbäume, Schatten spendende Platanen, in den Himmel ragende Zypressen. Ein überlebensgroßes blaues Pferd der Künstler Mimmo Paladino blickt erhobenen Hauptes auf ein zum See hin gerichtetes Theater, dem Pompejis nachempfunden – dann der Ansicht. Klassizistisch. Gelb und weiß. Hinein!

Hinter schweren Samtvorhängen eröffnet sich Gemach für Gemach die Welt eines Sammlers: venezianische Mosaikböden, an Kaleidoskope erinnernd. Porzellan, Globen, Dreimaster in Flaschen, Phantasieuniformen und Abendkleider – vom Hausherrn entworfen. Rund 10.000 Objekte, dazu 33.000 Bücher. Ölporträts, Leonardo da Vinci, Dante Alighieri, der Hausherr selbst: als Soldat. Als Beduine. Als stolz posierender Denker. Schmales Gesicht, hohe Stirn, polierte Glätze, schwarze Krawatte, Kakadus darauf, zwei Goldringe an den Fingern. Scheminisches Lächeln.

So hat er also gelebt, dieser D'Annunzio, für die einen Vordenker des Faschismus, für andere anzuhimmelnd, in hoffnungslosen Träumen verfangener Fin-de-Siècle-Romantiker. Eine Mischung aus Ernst Jünger und Ludwig II. Sein Domizil: eine Melange aus Neuschwanstein und den Vergnügungsparks – Movieland, Gardaland, Legoland – auf der anderen, langweiligeren Seeseite.

Langweilig? War es bei D'Annunzio nie. Geboren 1870 in Pescara an der Adria, Studium in Florenz und Rom, frühes Entdecken der Prosa und Lyrik. Er war ein Konservativer, zeitgleich ein Freigeist, stimmte er als Regionalparlamentarier zuweilen doch auch für die radikalen Linken. Der junge Draufgänger forderte energisch den Eintritt Italiens in den Ersten Weltkrieg, verlor bei einem Flugzeugabsturz das rechte Augenlicht, was ihn jedoch nicht davon abhielt, mit einigen Mitsreitern sich ein paar einsitzige Doppeldecker zu schnappen, damit in den habsburgischen Luftraum einzudringen, über Wien Flugblätter abzuwerfen – in freudlichstem, zuweilen poetischem Ton, darin die Einheit Italiens fordernd.

Bald darauf nahm D'Annunzio mit einer hundertsebenundachtzig Mann zählenden Garnison die Stadt Fiume ein – ohne einen einzigen Schuss abzufeuern. Von den Dächern regnete es Lorbeerblätter. Aus ganz Italien kamen Beaus, Schwule, Koksnasen, Hedonisten, Vegetarier angereist. Die Feiernden tanzten nackt in den Straßen. Er, der Zampano, mittendrin. Großer Auftritt, Bad in der Menge. Spiel mit den Massen. Als fünfhundert Tage des Glücks bezeichneten einige, die dabei waren, diese Wochen. Andere sprachen von der Blaupause der dunklen Zeit, die folgen würde. Als dem König in Rom das Treiben zu bunt wurde, musste D'Annunzio fliehen – an den Gardasee. Eine Weile sah es so aus, als liefere er sich eine Zweikampf mit dem jüngeren Benito Mussolini, der ihn verehrte, seine Ideen und Posen aufsaugte, kopierte. Doch als der Duce mit seinen Schwarzhemden in die ewige Stadt einmarschierte, war die Sache entschieden. Der Poet zog sich zurück, widmete sich dem erworbenen Ansitz am Westufer nördlich von Salò, baute um und aus. Das war 1921. Siebenundzwanzig Jahre lang sollte er hier leben – bis zu seinem Tod.

Hinaus in den Garten, zur Schlucht, hinüber zum Kriegsschiff im steilen Wald, hoch zum Mausoleum, wo sich D'Annunzio mit den tapfersten Kämpfern seiner Garnison hatte bestatten lassen.

Ein gebückter Mann im weißen Leinenanzug huscht an einer fernöstlichen



An Deck, hoch über dem Gardasee: Das Vittoriale degli Italiani

Foto Plainpicture

## Im Wunderland des Dandys

Am Südwestufer des Gardasees liegt das „Vittoriale degli Italiani“. Lange vergessen, erlangt die ehemalige Residenz Gabriele D'Annunzios neuen Glanz: Alle wollen sich von der Märchenwelt des umstrittenen Freigeists verzaubern lassen.

Reisegruppe vorbei. Erst tippt der eine Tourist einen zweiten an, dann drehen sich alle zu der Gestalt hin, tuscheln. Das Tuscheln ist nicht zu verstehen, aber als ein Erster die Kamera zückt, dann ein Zweiter, ist doch klar, was sie sich fragen. Ob er es ist? Ob die Information im Reiseführer falsch ist, dass er schon lange nicht mehr lebt?

Bruno Giordano Guerri winkt über die schmale Treppe in sein winziges Büro hinein. Er setzt sich an den Schreibtisch, verschwindet beinahe hinter Bücherstapeln. Die Wände: voller Fotografien, die den zeigen, für den er ab und an gehalten wird. „Dabei sehe ich mich eher“, sagte der 73-jährige Direktor des Vittoriale, freches Grinsen, „als so etwas wie seine Witwe – eine glückliche Witwe!“ Guerri hat beinahe sein ganzes Leben den vielen Leben D'Annunzios gewidmet. „Und ich bin darüber hinaus nicht verrückt geworden“, sagt er, steht auf, geht los, winkt wieder zu sich heran, „das ist ja schon mal was.“

Als junger Student hatte er D'Annunzio entdeckt. Zufällig. Der Mann war out, in den Lehrplänen in ein schwarzes Loch zwischen Italienisch und Geschichte gerutscht, vielmehr gestoßen worden. Das literarische Werk? Zu schwülstig. Die Geisteshaltung? Präfaschistisch! Das Vittoriale? Zu einem Pilgerort für Ewiggestrige verkommen.

Als Guerri den wundersamen Ort als Direktor übernahm, sagte er den fliegenden Händlern, die vor den Toren Mussolini-Souvenirs feilboten, er würde neben jeden ihrer Stände einen Che-Guevara-Tisch stellen – da machten sie sich vom Acker.

Vor einigen Jahren, so heißt es, wäre Guerri beinahe Minister in Rom geworden. Für Kultur. Für was denn sonst? Doch schließlich hatten es sich die Rechten, die wieder an die Macht gekommen waren, anders überlegt. Guer-

ri? Zu sehr Freigeist. Sein Temperament? Zu sehr dem D'Annunzios ähnelnd! Der Direktor grinst wieder, er blieb am See, bei seinem Helden. Lebt weiterhin unten am Ufer, in der Villa Mirabella, in die der Poet einst seine Ehefrau einquartiert hatte, während er selbst sich im Vittoriale mit Gespielinnen vergnügte. Guerri schläft im ehemaligen Bett der Gattin. Von der Regierung? Will er nicht viel wissen, verzichtet auf zustehende Staatsgelder.

Der Direktor geht voran durch ein Labyrinth aus versteckten Türen und Treppen und Räumen. Art-déco-Lampen aus Muranoglas. Zwei Flügel. Chinesische Möbel aus Kastanienholz. Persische Teppiche. Weiter. Eine Orgel, Büsten, Michelangelo, Dante, immer wieder Dante. Eine Originalausgabe des „Inferno“. Ein holzgeschnitzter, magerer Buddha. Sich aufbauende Elfenbeinperle, Säbel, Bronzewildschweine, Leopardenfelle. Auch eine Schamhaarsammlung soll er sein Eigen genannt haben. Weiter. Ein Doppeldecker von damals, Wien! – von der Decke hängend.

Zurück am Eingang des Ansitzes zeigt Guerri auf zwei Räume, beides Wartesäle. Der eine für Freunde, Vertraute, Liebhaberinnen. Der andere für weniger erfreuliche Besuche. Dort ließ der Gastgeber auch den Duce schmachtend sitzen, bis er ihn endlich empfing. Den neuen Herrscher über Italien, der noch immer etwas Angst vor ihm hatte, der angeblich immer wieder Spione ins Vittoriale eingeschleust hatte, der das einstige Vorbild wohl maßlos unterschätzte. D'Annunzio, sich für einen nitzscheanischen Übermenschen haltend, überschätzte jeglichen Einfluss seinerseits natürlich auch. Er versuchte, Mussolini davor zu warnen, mit Hitler zu paktieren, den er ob seiner Vulgarität verabscheute. Die Warnungen verhallten. Bald schaute der Hausherr dieses zauberhaften Anwesens am See nur noch Walt-Disney-Filme in Dauerschleife. Mit viel zu viel Kokain im Blut. Hoch verschuldet. Er starb am Schreibtisch sitzend.

Guerri lehnt sich an den Tresen in der Bar auf der anderen Straßenseite. Er bestellt einen Espresso, erklärt, wie er das Vittoriale wieder hip gemacht hat. Instagram. T-Shirts mit Pop-Art-D'Annunzio-Konterfei im Museumsshop, außerdem Parfums, Öl, Wein, Füllfedern. Für tausend Euro das Stück. Er verwandelte das Anwesen in ein Kulturzentrum. 20 Konzerte pro Jahr finden statt, ab und an auch Hochzeiten. Er hat die Besucherzahl in wenigen Jahren verdoppelt. Auf 300.000 pro Saison.

Der Direktor im weißen Fitzcarraldo-Anzug trinkt den Kaffee geschwind, lässt anschreiben. „Um meinem verschuldeten Freund die Ehre zu erweisen“, brummt er, die Augen zwinkern listig. Jetzt müsse er aber los, sagt er noch, plötzlich in Eile. Zurück in sein Büro über dem Eintrittsbogen, wo vor dem Kassenhäuschen immer noch eine lange Schlange auf Einlass wartet. Guerri hat noch zu tun. Die Geister bändigen, die D'Annunzio ruft. Wieder einmal. Letzter Blick auf den See. Die Halbinsel von Sirmione zieht sich weit ins Blau hinein. Die Surfer und Segler lassen sich vom Nachmittagswind treiben. Von der Kuppe des Monte Baldo stürzen sich Paragleiter. Vom Süden her ziehen schwarze Wolken auf.

LENZ KOPPELSTÄTTER

Il Vittoriale degli Italiani, Via al Vittoriale 12, Gardone Riviera, täglich geöffnet von 9-12, [www.vittoriale.it](http://www.vittoriale.it)

Lektüre Vom Autor ist soeben ein Kriminalroman erschienen, der am Gardasee spielt: „Was der See birgt“, 224 Seiten, Kiepenheuer & Witsch



### PHÄNOMENOLOGIE



## QUIET VACATIONING

VON OLIVER MARIA SCHMITT

**G**erade noch rechtzeitig vor Ende der Urlaubssaison schwappt heimlich, still und leise ein neuer Freizeittrend über den Atlantik nach Europa: der Begriff „Quiet Vacationing“ trendet in den sozialen Netzwerken, Tiktokern und Instagrammerinnen tauschen Tipps aus, wie man diesen neuen Begriff erfolgreich mit Urlaubsleben füllt. Damit ist jedoch nicht der entspannte Erholungsurlaub im Schweigekloster gemeint oder das Runterkommen im abgelegenen Yoga-Retreat, sondern das heimliche Absentieren vom Arbeitsplatz.

Nachdem in der Folge der Pandemie viele Arbeitsplätze nach Hause ausgelagert wurden, melden nun viele Homeoffice-Mitarbeiter berechtigter Urlaubsansprüche an. Beziehungsweise eben gerade nicht: Während der Chef nämlich glaubt, man schufte sich gerade vor dem heimischen Rechner krumm und bucklig, befinden sich die vermeintlichen Arbeitnehmer am Strand, im Pool oder auf Kreuzfahrt und tun nur so als ob. In aller Stille.

„Quiet Vacationing“, das quasi remote, ja klammheimliche Urlauben, ist ganz offenbar die kleine Schwester des „Quiet Quitting“, der stillen Kündigung. Die heißt bekanntlich früher, als es noch Vorschriften gab, „Dienst nach Vorschrift“ und äußerte sich in der nur noch rein körperlichen Anwesenheit der Angestellten, ohne dass diese immerhin noch lokalisierbaren Lohnempfänger irgendwelchen organisatorischen, administrativen oder gar gewinnmaximierenden Tätigkeiten nachgingen.

Das Phänomen des „Quiet Vacationing“ ist einer Umfrage des Marktforschungsinstituts The Harris Poll zu entnehmen, in der über tausend Teilnehmer in den USA zu ihrer Arbeitswirklichkeit befragt wurden. Demnach hätten schon 28 Prozent aller Befragten eine Auszeit genommen, ohne ihren Arbeitgeber darüber zu informieren – wobei die Altersgruppe der Millennials mit 37 Prozent deutlich führt und die zu Unrecht viel gescholtenen Vertreter der Gen Z nur 24 Prozent ausmachen.

Um Anwesenheit am Arbeitsplatz vorzutäuschen, habe sich knapp ein Drittel der Befragten schon mal eines „mouse movers“ bedient, also eines Programms, das Mausebewegungen am Bildschirm nur simuliert, obwohl gar kein echter Mensch die echte Computermouse bedient hat.

Wenn das alles aber mal rauskommen sollte: Kommt die Kündigung dann mit stiller Post, oder gibt's ein krachendes Donnerwetter? Bevor es so weit kommt, wollen nun sowohl Arbeitgeber als auch die Reiseveranstalter auf diesen fatalen Urlaubstrend reagieren. Schon gibt es Überlegungen, ganze Bankhochhäuser, Versicherungsgebäude und Verwaltungssitze zu Urlaubsgebieten zu erklären, um die heimlichen Ferienmacher von zu Hause in diese ihnen unbekanntem Gefilde zu locken.

Echte Männer, die Abenteuerurlaub, Nervenkitzel und Action suchen, könnten etwa in speziell für sie designten Baustellenparks mit riesigen Maschinen spielen und dabei gigantische Gebäude errichten, die jeden Sandburgenbauer sofort vor Neid erblassen lassen.

Und zu Hause zur Untätigkeit verdammte Verwaltungsfachangestellte könnten neue, ihnen noch nicht vertraute Ämter und Behörden zur Freizeitgestaltung aufsuchen, um dort mit Gleichgesinnten aufregende Aktenlagen zu besichtigen und auf echten Bürostühlen zu campieren. Schirmherr der Aktion „Urlaub mal woanders“ soll ausgerechnet Olaf Scholz werden, von dem allerdings nicht mal Eingeweichte wissen, ob er gerade Urlaub macht, heimlich im Amt ist oder wieder mal den Mauszeiger von Robert Habeck bedient.

Stadt der Türme, in der türmen fast unmöglich war: Der Reichturm (links) in Bautzens Altstadt, rechts ein Zellentrakt im Gefängnis Bautzen II, das heute Gedenkstätte ist.

Fotos Mauritius, Picture Alliance



## Ab nach Bautzen!

Ein kleines Licht unter Sachsens Städten, das umso charmanter leuchtet: Bautzen ist eine Reise wert – auch weil es die dunkle Vergangenheit als Stasiknast nicht versteckt.

Es könnte so schön sein! Und es ist so schön an diesem sonnigen Morgen auf dem Marktplatz von Bautzen, so friedlich im Herzen der sanft restaurierten Altstadt mit ihren warmen südlichen Farben. Hier, neben dem Rathaus, beginnt die Stadtführung, zwei Stunden übers Kopfsteinpflaster durch Gassen und tausendjährige Geschichte, das gerade zum UNESCO-Weltkulturerbe ernannt wurde. Das Wanderparadies der sächsischen Schweiz ist auch nicht weit.

Doch Bautzen bringen viele vor allem mit einem in Verbindung: dem Senf. In der DDR war der Mittelschleife praktisch Synonym für Mochtrich. Das Plastiköpfchen für 59 Cent steht bis heute in jedem Supermarkt, hier sind ihm ein Museumsladen und ein Lokal mit deftiger Küche gewidmet.

Bautz'ner Senf ist eine ostwestdeutsche Erfolgsgeschichte. Kurz nach der Wende kaufte die bayerische Firma Develer der Treuhand den VEB-Lebensmittelbetrieb ab. Ob man das nun als feindliche oder freundliche Übernahme betrachtet, ist politische Geschmackssache. In der sächsischen Kleinstadt bildet die AfD eine dominante Kraft, bei der Europawahl gewann sie knapp 40 Prozent der Stimmen. Rechtsextreme, nicht nur einheimische, nutzen die lauschige Altstadt gern als Kulisse für ihre Auftritte.

Gerade erst protestierten Hunderttausende gegen den kleinen Christopher Street Day, der mit großem Polizeiaufgebot geschützt werden musste. Die After-Show-Party wurde abgesagt – zu gefährlich –, Besucher sollten sich nur gruppenweise, nicht allein durch die Gassen bewegen.

Am liebsten würde man die Rechten, überhaupt alle DDR-nostalgischen Antifaschisten, die sich als politisch

Verfolgte gerieren und von der Diktatur der politischen Korrekturen, vom Verlust der Meinungsfreiheit reden, an die Hand nehmen: ab nach Bautzen. In der DDR war bekannt, was das hieß – ab in den Stasiknast, eine Drohung für politisch Aufmüpfige. Bautzen II (I ist das Gelbe Elende) war die einzige Justizvollzugsanstalt, die direkt dem Ministerium für Staatssicherheit unterstellt war. Der Inbegriff des Unrechtsstaates und neben dem Senf Bautzens zweiter *claim to fame*.

Der stattliche Bau liegt etwas außerhalb der Altstadt, inmitten eines gründerzeitlichen Wohnviertels. Gleich nach dem Mauerfall schlossen sich ehemalige politische Häftlinge zusammen und kämpften mit Erfolg dafür, das Gefängnis für „besonders gefährliche Staatsfeinde“ als Gedenkstätte zu erhalten. Heute kommen 100.000 Menschen im Jahr hierher.

An diesem heißen Samstagvormittag haben sich rund 40 Besucher im Hof versammelt, darunter etliche Familien, um mit Gerd Last auf eine Reise in die Vergangenheit zu gehen. Last muss nicht sagen, dass er aus Norddeutschland kommt, man hört es ihm an. Als junger

Matrose wurde er mit Kameraden 1967 wegen geplanter Republikflucht festgenommen, als Verräter verurteilt – und genauso behandelt in der Anstalt für „besonders gefährliche Staatsfeinde“. Das waren Männer und Frauen, die ihre Partner aus dem Land schmuggeln wollten, Oppositionelle, aber auch ein Stasioffizier, der seine Freundin ermordet hatte. Das sollte auf keinen Fall an die Öffentlichkeit kommen.

Es ist bedrückend genug, durch die schmalen Gänge der original erhaltenen Anstalt zu laufen, die vielen Metalltreppen hochzusteigen, in die engen, spartanischen Zellen zu gucken. Doch Gerd Last, der hier zwei Jahre einsaß, füllt die klaustrophobische Hülle erst richtig mit Leben, wenn er von Willkür, Überwachung und Unmenschlichkeit erzählt, die damit begann, dass alle ihre Namen verloren und nur noch Nummern waren. Er erzählt von den Nächten auf dem Strohsack, der Isolation von der Familie, der Schuferei für eine Fabrik, und wie sie dann nach Feierabend immer noch die Gänge bohren mussten. Wie sang Wolf Biermann in seiner Stasiballade: „Es gibt schön're Löcher.“

Gleich nach der Wende ist Last nach Bautzen gefahren, um zu sagen: Ich war da. Die Anstaltsleitung wusste nichts davon, fast alle Dokumente waren vernichtet worden. Last holte von zu Hause seine Papiere zum Beweis und kehrt, auch wenn es schwer ist, immer wieder zurück: als einer der Zeitzeugen, die Besucher durch das Haus des Schreckens führen, in dem schon die Nazis und später die Sowjets ihnen nicht genehme Menschen unter unmenschlichen Bedingungen einsperrten, woran eigene Ausstellungen erinnern. Der Schriftsteller Erich Loest, der berühmteste Insasse von Bautzen II, der in seiner Autobiographie „Durch die Erde ein Riss“ von der Zeit erzählt, hat es nicht über sich gebracht, noch einmal einen Fuß in die Anstalt zu setzen, die er überwiegend in Einzelhaft, ohne Stift und Papier verbringen musste.

Gerd Last kommt, um die Erinnerung lebendig zu halten. Er möchte nicht, dass die Menschen vergessen, was sie womöglich noch gar nicht wussten – oder nicht wissen wollen: was es heißt, in einer real existierenden Diktatur zu leben, aller Rechte beraubt, mundtot. Er freut sich schon auf den Tag des offenen Denkmals am 8. September, wenn 40 frühere Häftlinge den ganzen Tag in Bautzen II ihre Geschichten erzählen, kleine Gruppen führen – und miteinander essen. „Das ist wie ein Familientreffen.“

Ein letzter Gang zurück in die Altstadt, zum Dom, der nicht zu übersehen ist: Auf dem höchsten Fleck der Stadt steht St. Petri, die älteste und größte Simultankirche im ganzen Land. Am einen Ende des im Ursprung gotischen Baus

feiern Katholiken ihren Glauben, im anderen, größeren Teil die Protestanten, nur durch ein niedriges Gitter getrennt. Jede Gemeinde hat ihre eigene Orgel, klanglich aufeinander abgestimmt, so wie die Zeiten der Gottesdienste aufeinander abgestimmt werden. Die friedliche Koexistenz Andersdenkender wird hier tag-ein tagaus zelebriert.

Susanne Kippenberger

### WEG NACH BAUTZEN

**Unterkunft:** Das ApartOne Stadthotel ist hübsch und ruhig in der Altstadt gelegen, Doppelzimmer ab 84 Euro. Das Frühstück wird in einem Palais um die Ecke serviert. (apart1.de/apartone-bautzen/hotel) **Das Restaurant Wjelbik** ist so beliebt, dass es sich empfiehlt, rechtzeitig zu reservieren. (wjelbik.de) **Stadtrundgänge** sind über die Touristen-Info zu buchen: tourismus-bautzen.de

**Gedenkstätte Bautzen:** Auf der Website stehen die aktuellen Termine für Zeitzeugen-Führungen. Am Tag des offenen Denkmals, dem 8. September, gibt es den ganzen Tag Gespräche und Rundgänge mit früheren Inhaftierten, Eintritt ist frei. (stsg.de/cms/bautzen/startseite)

Die Aufgaben sind klar unter den Familienmitgliedern verteilt: Die Mutter hat sich fürs Wäschewaschen gemeldet, die Tochter fürs Duschen und Haarewaschen, der Vater fürs Spülen und der Sohn für die vermutlich schwerste Herausforderung: Zähneputzen. Wir sind auf einem Campingplatz in der Uckermark und haben diese neue Allzweckpaste dabei. Sie ist in einem silbernen Aluminiumdöschen, sieht aus wie ein Stück Seife, riecht wie eine Antimückenkerze mit Eukalyptusnote und wirbt mit dem Versprechen, fünfmal anwendbar zu sein: als Spül-, Wasch- und Haarwaschmittel sowie als Duschgel und Zahnpasta – Dinge, die man nicht unbedingt miteinander in Verbindung bringt. Genauso gut könnte man eine Substanz auf den Markt bringen, die man als Haargel, Sonnencreme, Bratöl, Griebenschmalz und Kettenfett benutzt.

Sloé heißt das Zauberprodukt und kommt aus Frankreich. Es besteht aus Kokos-, Sesam- und Schwarzkümmelöl, Sheabutter, grüner Tonerde, Siwakpulver, Birkenzucker und Mentholkristal-

len. Das klingt schon ein bisschen nach den Zutaten, die Miraculix in seinen Zauberkranz rührt. Die Idee zu dieser Mischung hatte ein Franzose namens Bertrand Chaix, weil er fand, dass zu viele Wanderer und Camper viel zu viel mit sich herumschleppen und keine biologisch abbaubaren Produkte benutzen. So ist vor einem Jahr das Start-up Sloé entstanden, seither wurden mehr als 15.000 Pasten verkauft, und beim French Outdoor Award 2024 wurde es mit einem Nachhaltigkeitspreis ausgezeichnet.

Und man muss sagen: Das Abspülen funktioniert schon mal gut. Die Paste fühlt sich fast wie herkömmliches Spülmittel an, es stört auch nicht, dass sie nicht flüssig ist. Man muss nur mit einem nassen Spülschwamm etwas von der Oberfläche abstreifen und damit das Geschirr reinigen. Später ist die Tochter dran, und als sie mit einem Handtuch auf dem Kopf aus dem Waschküchen zurückkommt, wirkt sie zumindest nicht unglücklich. Die Paste fühle sich „nicht wirklich haarschonend“ an, sagt sie. Sie habe sie unter der Dusche wie eine Seife benutzt, das Geräusch beim Einreiben

ICH PACKE MEINEN KOFFER UND NEHME MIT



Foto: Sloé

## Die Allzweckcreme

Hauptsache, es schäumt? Eine neue Wunderpaste aus Frankreich soll zum Spülen, Waschen, Duschen und sogar zum Zähneputzen zu verwenden sein.

der Haare sei „quietschend“ gewesen. Der Geruch ist fast neutral, nicht zu intensiv, und als die Haare später wieder trocken sind, fühlen sie sich „ganz normal an“ und fallen gut.

Und auch das Wäschewaschen klappt. Ein Sojasofenfleck aus einem roten T-Shirt lässt sich mit der Creme schnell und gut entfernen, und das ist vor allem für Wanderer und Radfahrer, die mit schmalen Gepäck ein paar Tage unterwegs sind, eine gute Nachricht. Die Creme wiegt mit Dose gerade mal 80 Gramm und ersetzt eine Tube Reise-waschmittel, Dusch- und Haarwaschmittel, ein Fläschchen Spülmittel und eine Tube Zahnpasta. Apropos Zahnpasta: Der Sohn wirkt nicht ganz so glücklich, verzieht das Gesicht, als er abends die Zahnbürste mit der Paste bestreicht und sie in den Mund steckt. „Schmeckt nach Spülmittel“, sagt er.

Vielleicht ist es ein psychologisches Problem, dieses Wissen darüber, dass er mit einer Substanz Zähne putzt, mit der noch vor Kurzem Geschirr gespült wurde und Haare gewaschen wurden. Ich versuche es auch, und der Geschmack ist

wirklich schwer erträglich, seifig, abgelaufen und mit einem unangenehmen und undefinierbaren Nebengeschmack, der noch eine ganze Weile anhält. Immerhin schäumt die Creme, verteilt sich gut auf den Zähnen, und sie fühlen sich so sauber an wie nach dem Putzen mit einer herkömmlichen Zahnpasta.

Andreas Lesti

Nutzen ★★★★★

Spaß ★★☆☆☆

Die Sloé-Creme (60 Gramm) kostet 9,90 Euro, die wiederverwendbare Aludose 7,50 Euro.

Mehr unter sloe-nature.com. In Deutschland ist sie beispielsweise bei Decathlon erhältlich.

Und so schleppen wir uns an einem Sonntagabend mit drei ostentativ demonstrierenden Kindern ohne Smartphones im entlegenen Tal Tirols diesen vermaledeiten Wanderweg hoch. Es dämmt und beginnt zu regnen. Alle haben Hunger. Die Kühe starren uns an. Die Kinder finden das alles suboptimal. „Wo ist die Hütte?“ – „Irgendwo da oben.“ – „Na toll!“

Wir sind im Navistal gelandet. Kurz vor der italienischen Grenze bogen wir von der Brennerautobahn ab und fuhren in Matrie, ein Tal hoch, steil und auf schmalen Straßen, bis zu einem Parkplatz ganz am Ende der Zivilisation. Dieses Tal ist eines der wenigen in Tirol, das vom Tourismus verschont geblieben ist. Es gibt kein Hotel, keine Bergbahn, kein Skigebiet. Nur ein paar Hütten, auf denen man übernachten kann. Aber die erreicht man nur zu Fuß, auf einer „familienfreundlichen Wanderung“, wie uns zuvor geschrieben wurde. Die Wegbeschreibung, die wir per Mail bekamen, lautete: „Wandert am kurvigen Bergweg in nord-nordöstlicher Richtung in angenehmer Steilheit hinauf zur Alm. Frühstück und ein einfaches Abendessen sind inklusive. Homepage gibt es keine. Ruft Antonia an, wenn ihr da seid.“

Das hatten wir vor einer Dreiviertelstunde am Parkplatz getan: „Antonia? – Ja, wir sind da. Wie lange brauchen wir zu euch hoch?“, fragten wir ins Telefon.

„Ich weiß nicht, wie gut ihr drauf seid“, antwortete Antonia.

„Ich auch nicht.“ Der Blick fiel auf die Kinder, die eben noch lamentierten, dass die Rucksäcke zu schwer seien und warum sie denn jetzt, bitte schön, da hoch laufen müssten, während ihre Mobiltelefone für zweieinhalb Tage im Auto bleiben sollen? „Digital Detox“, sagten die Erwachsenen – den Begriff haben die Kinder noch nie gehört. Interessanterweise war angeblich das größte Problem, dass sie mit der Sprachapp Duolingo nun zwei Tage Zwangspause einlegen müssen.

Nach etwa einer Stunde erreichten wir endlich die Hütte. Sie liegt direkt am Weg, eigentlich sind es zwei Hütten, ineinander verkeilt, als wäre eine zweite Hütte durch einen Erdbeben von weiter oben in diese andere Hütte hineingekracht. Rote Geranien vor den Fenstern, Feuerholz vor der Fassade, ein Holzzaun rundherum. Auf der anderen Seite des Wegs ragt ein Felsen mit einem Marterl drauf in den Abendhimmel, und aus einer Quelle plätschert Wasser in einen Holztrog, wie sich das gehört. Ein Tisch aus schweren Holzplanken steht davor und ein paar Liegestühle. Da öffnet sich die Hüttenürde, eine Frau tritt heraus und sagt kehlig: „Griab enck! Ich bin die Antonia!“ Sie musterte uns: „Wir leben die nächsten Tage hier auf der Hütte zusammen.“ Ach so – das war uns bis jetzt gar nicht klar gewesen.

Die Hütte kann man weder bei Booking noch auf irgendwelchen Hüttenseiten buchen. Nur bei Antonia, der Wirtin. Die sagt, dass sie gar nicht mehr Gäste will, das klinge vielleicht komisch, aber allein für dieses Wochenende hätte sie dreimal absagen müssen. Aber wer ein bisschen sucht, der wird sie finden. Und wer sich bemüht, nett und mit genügend Vorlauf anfragt, die Anreise in Kauf nimmt und wirklich in dieses entlegene Tal will, dem wird Antonia auch ein Zimmer geben.

„Jetzt kimmts erst mal eini“, sagt sie, und über eine steile und knarrende Holzstiege gehen wir in den ersten Stock. Rechts sind wir, aufgeteilt auf drei einfache, holzvertäfelte Zimmer mit Doppel-

betten, kariertes Bettwäsche und Bergblick. Links leben Antonia und ihr Mann Hans. Er wirkt etwas einschüchternd, und sein Dialekt ist schwer zu verstehen. Die Kinder sagen vorschnell „jaja“, wenn er ihnen etwas erzählt, verstehen aber kein Wort. Aber seine Liebenswürdigkeit macht das wett. Antonia dagegen kann nach Belieben zwischen Hochdeutsch und Dialekt wechseln. Sie ist eine handfeste Frau, die seit 13 Jahren ihre Sommer hier oben verbringt.

Die beiden hatten unten im Dorf eine Landwirtschaft, die nun ihr Sohn übernommen hat, sie helfen nur noch gelegentlich mit. Im Sommer sind sie mit dem Vieh auf der Hütte, von Juni bis September, drei Kühe im Stall, das Hauspony Cora und die Pferde und Rinder weiter oben auf der Hochalm – und ein paar Hausgäste. Wir.

Unsere Hüttenwirte haben selbst fünf Kinder und können gar nicht anders, als unsere drei immer genau im Blick zu haben. Antonia ist eine phantastische Köchin und erobert die Herzen der Kinder mit ihren Käsespätzle. Sogar den frischen grünen Salat verschlingen die verzauberten Kinder in Windeseile. Könnte es sein, dass die Kinder diese Hütte, zu der zu wandern wir sie so diktatorisch gezwungen hatten, nun gar nicht mehr so blöd finden, dass sie ihre Mobiltelefone nicht vermissen und spüren, dass dieser Ort etwas Besonderes ist?

Am nächsten Morgen, um 7.45 Uhr vor der Hütte, blinzelt die Sonne über den Bergkamm und taucht die Welt in ein warmes Licht. In der Ferne schimmern die Gletscher der Stubai Alpen, von etwas weiter oben sieht man auch auf den Hintertuxergletscher und sein Skigebiet – eine ganz andere Welt und doch in Sichtweite. „Du siehst alles von hier und bist so nah dran“, bringt es Antonia auf den Punkt, „aber trotzdem hast du bei uns deine Ruhe.“ Sie scheint schon eine ganze Weile auf den Beinen zu sein, die Tiere versorgen, den Tag vorbereiten, die Gedanken des in der Morgensonne sitzenden Hausgastes erraten. Selbst die Stubaitaler kämen zum Wandern hierher, weil bei ihnen zu viel los ist.

Gleich hinter der Hütte ziehen sich steile Grashänge nach oben, gehen irgendwann in Felsen über, und ganz oben zeichnet sich die Sonnenspitze mit ihrem Gipfelkreuz vom Himmel ab, wie ein Ausrufezeichen, das Wanderer anzieht. Irgendwo dazwischen liegt Antonias Lieblingsplatz, wie sie nach dem Frühstück verrät: Oben hinter der Alm mit den Pferden und der Kapelle sei ein versteckter Bergsee, ein ganz magischer Ort. „Die Weite, das Offene der Berglandschaft, wie man es wirklich selten hat“, sagt sie und zeichnet ein kleines Kreuz in unsere Karte, an eine Stelle, wo auf unserer Karte kein Bergsee verzeichnet ist.

Das Navistal hat den Beinamen „Tal der Liebe“. Warum das so ist, davon handeln verschiedene Geschichten: Im Mittelalter seien viele pestgeplagte Innsbrucker auf ihrer Flucht im Tal aufgenommen worden, behauptet das Internet. Nein, sagt Antonia, erst in der Zwischenkriegszeit, als viele Obdachlose über den Brenner nach Süden zogen, seien Fremde im Tal aufgenommen worden – die Nächstenliebe der Einheimischen war schon immer ausgeprägter als in anderen Tälern. Aber die süffigste Geschichte ist natürlich die dritte, die darauf hinausläuft, dass die Naviser Frauen freizügiger sind und fremde Männer schnell ihrem Charme verfallen wie Odysseus' Mannschaft den Sirenen.

Aber nun haben Antonia und Hans zu tun, gleich kommt die Geburtstagsgesellschaft, ein Fünfzigster wird gefeiert.

# Vom Glück, ohne Handy zu sein

Ein abgelegenes Alpental, zwei einsame Hütten und drei pubertierende Kinder ohne Mobiltelefon. Kann das gut gehen?



Geraniengarnierter Ausblick in eines der letzten vom Massentourismus unangestasteten Täler Tirols  
Foto Andreas Lesti

Sie haben schon Biertischgarnituren und Sonnenschirme aufgebaut, eine Freundin war frühmorgens aus dem Tal gekommen, um zu helfen – so geht das hier. Ab 10 Uhr trudeln die 16 Frühstücksgäste ein, mit Wanderstöcken und Rucksäcken, Einheimische aus dem Dorf, denen wir als „Hausgäste“ vorgestellt werden, nicht als Touristen. Die Gespräche klingen etwa so:

„Geh Mandl, hock di her.“

„Wart, i kimm glei.“

„Hots di dawuschn?“

„Da legst di nieder.“

Aber den schönsten aller unverständlichen Sätze sagt Antonia, kurz bevor wir zum Wandern aufbrechen. „Na honni mir gedenkt, auf'd Nacht moch mer a Partie Kasknödel.“ Ratlosigkeit in den Flachlandgesichtern. Gedenkt? Nacht? Party? Das Partizip wird auf Basis des Infinitivs gebildet, ein Relikt aus dem Mittelhochdeutschen, also nicht „gedacht“, sondern „gedenkt“. Antonia gedenkt also nicht jemandem, sondern sie hat sich etwas gedacht, nämlich, dass sie zum Abendessen (auf'd Nacht) Kasknödel für uns kochen will. Oder? Wir versuchen, uns den Satz zu merken. „Nein. Merkt euch das nicht“, rät Antonia, „denn schon im nächsten Tal wird euch keiner mehr verstehen. In Innsbruck sowieso nicht.“ So ist das in Tirol. „Auch mein Mann versteht mich nicht“, sagt sie noch, „und wir sprechen die gleiche Sprache.“

Für uns wird es Zeit, loszuwandern. Die Kinder sind wieder mal semibegeistert, aber da müssen sie durch. Wir wollen zur Hochalm und dann rüber zu einer bewirtschafteten Hütte. Nach knapp zwei Stunden erreichen wir sie, alle haben schon wieder Hunger, und auch dort ist das Essen phantastisch und sind die Wirte freundlich. Nach dem Essen will der Wirt, in einem Anflug überbordender Gastfreundschaft, auch den Kindern Schnäpse ausgeben. „Ah, die san alt gnuu“, sagt er und wir weisen vorsichtig darauf hin, dass die Tochter erst elf sei.

Und dann ist da noch Antonias Lieblingsplatz, der versteckte Bergsee hinter der Kapelle und der Pferdealm. Dafür müssen wir zurück, durch das Gatter, die Alm einmal überqueren, die jungen Pferde verfolgen die Kinder und stupen sie. Ein großer Spaß. Aber wir sehen keinen See, nicht mal als wir nur noch zehn Meter entfernt sind, er ist wirklich gut versteckt. Erst mit der letzten Felskante, die wir überwinden, erscheint das strahlend blaue Wasser vor uns, ein etwa 50 Meter langer und 20 Meter breiter See glitzert im Grün der Wiesen. Am Ufer liegt ein altes Surfbrett. Links über uns erhebt sich die Sonnenspitze, und als ich vorschlage, auf den Gipfel zu gehen, sagt die Tochter, dass sie mitkommt. Was ist nur los mit den Kindern?

Tatsächlich fühlen wir uns, als wären wir schon lange hier. Alle sind entspannt und kommen auf andere Ideen, bleiben lange am See und genießen, Zitat Antonia, „die Weite, das Offene der Berglandschaft, wie man es wirklich selten hat“. Als wir am späten Nachmittag wieder an der Hütte ankommen, beschäftigen sich die Kinder mit dem Hauspony Cora und der nicht mehr ganz altersgerechten Schaukel. Später sitzen sie beim Almdudler in der Abendsonne und unterhalten sich mit den Erwachsenen.

Und vielleicht unterhalten sich die Kinder auch mit den Erwachsenen, weil auch die nicht ständig auf ein Display starren und suchtflexartig nach Anrufen in Abwesenheit, Nachrichten, Mails oder dem Wetterbericht schauen müssen. Ein befreiendes Gefühl, wenn man sich mal darauf eingelassen hat, dass nichts zu erwarten ist von der Welt: keine Hagelstürme, keine Jobangebote, keine

Katieneinbrüche, keine Geburtstage und kein Fußball-Finale. Dann schärft sich der Blick für alles andere: Wie sich ein Falter auf die Schulter setzt. Wie schön unregelmäßig die Quelle vor der Hütte plätschert. Wie die Farben allmählich aus der Welt weichen, die Konturen schwinden und sich die Bezüge in einem schlierigen Blaugrau auflösen. Wie der Wind kühler wird. Wie Hans mit einer E-Schubkarre vom Stall zur Hütte fährt. Wie der Geruch von Butter, Molke und Topfen in die Nase steigt. Wie die Kinder dieses Hier und Jetzt auch wahrnehmen. Und dann ruft Antonia, dass die Käseködel fertig sind. In Öl gebraten, mit Käse überstreut, sind sie fast noch besser als die Käsespätzle vom Vorabend.

Und so sitzen wir wieder gemeinsam am Tisch in der Stube, essen, trinken, eine Kerze flackert, und wir reden über den Tag, die Wanderung, die Hüttenwirte, die Schnäpse, den See, den Gipfel, Antonia und Hans, die uns gerade eine gute Nacht gewünscht haben.

Wir sitzen noch eine Weile im Halbdunkel der Stube und überlegen, ob wir einfach den ganzen Sommer hier verbringen sollen. *Andreas Lesti*



## DER WEG INS NAVISTAL

**Anreise** Das Navistal erreicht man über Innsbruck und die Brennerautobahn nach Süden, bis zur Abfahrt Matrie, von dort in das Seitental den Berg hinauf bis zum Wanderparkplatz ganz am Ende des Tals.

**Hütten** Im Navistal kann man auf verschiedenen Hütten übernachten, etwa auf der Peer Alm (peeralm.at), der Naviser Hütte (naviser-huette.at) oder der Stöckalm (stoekalm.com). Antonias und Hans' Hütte befindet sich irgendwo dazwischen.

**Mehr zu Almwanderungen** in Tirol unter [www.tirol.at/reisefuehrer/sport/wandern/almwanderung](http://www.tirol.at/reisefuehrer/sport/wandern/almwanderung) **Urlaub auf dem Bauernhof** ist in Tirol auch eine gute Möglichkeit, abgeschieden in den Bergen ein paar Tage Urlaub bei ungewöhnlichen Gastgeber zu machen. Mehr unter [www.tirol.at/urlaub-buchen/bauernhofurlaub](http://www.tirol.at/urlaub-buchen/bauernhofurlaub)

Wandern boomt, und auch die jüngere Generation zieht mit: in die Berge, um den See oder den Fluss entlang. Davon profitiert die Outdoorindustrie, die seit einem guten Jahrzehnt kontinuierlich wächst. Denn was braucht man nicht alles, um draußen zu bestehen: die richtigen Schuhe, Base-, Mid- und Outer-Layer – Letzterer als Soft- oder Hardshell, wasserabweisend oder wasserdicht aus Polyethylen.

Performance ist das Keyword, und die richtige Gear scheint Grundbedingung, es mit dem nächsten Feldweg aufzunehmen. Youtube ist voll von profitablen Kanälen, die das Material checken, Rucksäcke vergleichen, Gewicht sparen, Gadgets empfehlen. Und: Sich das „Richtige“ zu besorgen ist gar nicht mehr so einfach, es ist eine Wissenschaft geworden. Daher die ganzen Ratgeberformate und Kaufanleitungen.

Aber wie darf man sich das vorstellen? Quält sich die solvente Mittelschicht abends nach neun Stunden Arbeit durch den Stau, stoppt kurz am Supermarkt und kauft Convenience-Produkte, um dann Packlisten online zu studieren, Youtubern beim „exploring“ zuzusehen und den zahllosen Tests von Ultraleicht-Zelten oder Daypacks zu folgen?

Es ist schon auffällig, wie viel sauteures Material die Sonntagswanderer am Körper tragen, wenn sie die Gondel zur Zugspitze nehmen: Man will auf alle Eventualitäten vorbereitet sein.

David Hölscher, Ende dreißig und Facharzt für Psychiatrie und Psychotherapie am Tegernsee, ist passionierter Wanderer und sagt, Ausstattung und Konsumverhalten sollten „situationsadäquat“ sein: „Ich gehe in den Wald, weil ich in den Wald will. Der Boden ist morastig, und ich merke, meine alten Turnschuhe taugen nicht. Daraufhin kaufe mir ein Paar vernünftige Stiefel.“

Spruch: Die Situation muss erst mal erfahren werden, um einen Mangel zu spüren und diesen zu beseitigen. Das sei adäquat. Sich hingegen auf alle möglichen Erfahrungen durch die Anschaffung von Equipment vorzubereiten sei nur dann adäquat, wenn es wirklich auf große Tour geht. Und nicht auf den Wallberg, Hölschers Hausberg.

Hölscher ist Suchtexperte, er sagt, ein frustriertes System suche die Belohnung – und ambitionierte Hiker gieren nach Gear. Und zwar unabhängig davon, ob sie ihre Ambitionen überhaupt einlösen können. Konsum sei immer auch Ersatzhandlung, Maskerade: Das opulente Wanderbuch wird gekauft, weil man viel zu wenig draußen ist. Wer oft draußen ist, braucht das nicht. Im fortgesetzten Konsum manifestiere sich ein anderer Mangel als der geglaubte: Man kauft sich ein Versprechen, einen Anspruch an sich selbst, und gewinnt kurzfristig Dopamin. Wie ungeliesene Bücher glotzen allerdings alle die Klamotten, die Winterstiefel und die während Amazons Black Week

# Die Gier nach Gear

In die Wildnis kann man gar nicht genug Ausrüstung mitnehmen – rät die boomende Outdoorindustrie



Es gibt faltbare Wanderstöcke – und immer mehr Kram für alle Fälle. *Foto Getty*

vermeintlich günstig gekaufte Eisaxt bald schon fremd und vorwurfsvoll aus dem Schrank – während man älter wird und immer weniger Zeit hat. Das ist nicht adäquat, dies ist Kompensation, und die funktioniert immer nur vorübergehend, muss also bald erneuert werden, was dann suchthafte Züge tragen könne.

„Wie viel davon wird denn wie oft wirklich eingesetzt?“, fragt Hölscher und fasst zusammen: „Manche Leute zielen an der Realität vorbei.“ Knapp 1000 Höhenmeter sind es bis auf den Wallberg, wesentlich mehr als gutes Schuhwerk und einen Stock braucht Hölscher dafür nicht, im Winterhalbjahr vielleicht noch einen Anorak. Grödel: „Aber manche fahren da in Polarausstattung mit der Gondel hoch, laufen drei Meter und chillen dann am Berg. Montag im Büro erzählen sie von der Expedition.“ Und dann sei es hilfreich, wenn man sich über die Dinge definiert, die man hat, nicht über die, die man tatsächlich tut.

Alex Honnold, Weltklasse-Freerclimber, braucht alle drei Monate neue Schuhe, verschiedene Paare für unterschiedliches Terrain. Honnold ist nahe zu jeden Tag unterwegs, sein Leben hängt im Wortsinne von seinem Equipment ab. Reinhold Messner, für den der Begriff „Bergsteigerlegende“ erfunden wurde, erlangte einst Berühmtheit für all das, was er nicht nutzte – wie zum Beispiel zusätzlichen Sauerstoff. Rüdiger Nehberg, der 2020 verstorbene Sur-

vival-Experte, hat mal befunden, wer im Biwak friere, sei entweder faul oder dumm: Wer Laub hat oder Pappe von Aldi, der schafft sich die Isolationschicht selbst. Es geht nicht darum, was man besitzt und mitschleppt. Es geht darum, was man tut oder tun will. Darüber entscheidet sich, was man braucht. Draußen ist es kalt oder nass oder heiß, es ist weit, steil oder matschig. Dieser Partner da draußen namens Natur zeigt uns seine Bedingungen auf, von denen manche unsere Grenze sind. Gear tut so, als würde es diese Grenze verschieben. Aber warum eigentlich? Warum sollte man den Kontakt zur Natur hinauszögern, durch alle möglichen Membranen oder Layer abwehren? Etwa für die Performance? Equipment ist wichtig und nötig und doch massiv überschätzt. Auf den Wallberg kommt man auch mit einem alten Schultornister. Müllsäcke als Schlafsacküberzug zum Biwakieren funktionieren hervorragend. Ein alter gewalkter Janker hält Regen aus und ist winddicht.

In Wolle ist übrigens CO<sub>2</sub> gebunden, und im Gegensatz zu Polyethylen gibt sie beim Waschen keine Mikroplastik-Partikel ab. Wolle ist atmungsaktiv und aufgrund der Fette wasserabweisend: So ein Schaf friert nicht und schert sich nicht um Regen. Sie haben doch sicher noch irgendwo einen alten Pullover oder eine Wolljacke? Das ist top gear.

*Jörg Dauscher*



## AMADEUS Elegant: Flussreisen im Advent, über Weihnachten & Silvester

Die komfortable AMADEUS Elegant ist das Domizil unserer Festtagsreisen im Advent, über Weihnachten und Silvester auf deutschen Flüssen sowie in die Niederlande bis nach Amsterdam. Geschmackvoll eingerichtet überzeugt dieses Schiff mit Komfort und einer ganz und gar behaglichen Atmosphäre. Genießen Sie die spektakuläre Aussicht vom Sonnendeck oder der Panoramabar aus und lassen Sie sich dabei von den Schönheiten der vorbeiziehenden Uferlandschaft inspirieren. Hinzu kommt, wie bei unseren Festtagsreisen üblich, eine der Jahreszeit und dem Anlass entsprechende Dekoration in allen öffentlichen Schiffsbereichen.

Gerade in der dunkleren Jahreszeit ist die Ausstattung der Kabinen ein wichtiger Wohlfühl-Bestandteil. Die Kabinen, alle außen gelegen, bieten Ihnen erholsame Stunden an Bord: Hochwertig ausgestattete Badezimmer und französische Balkone auf Strauss- und Mozartdeck sind nur einige der Annehmlichkeiten, die Sie genießen, wenn Sie mit uns verreisen. Das Premium-Schiff verfügt über insgesamt 76 moderne Kabinen und Suiten.

Auf einer AMADEUS-Flusskreuzfahrt sorgt die Crew nicht nur für Wärme und Komfort in Ihrer Kabine, sondern auch für eine herzliche Atmosphäre auf dem gesamten Schiff. Vom Kapitän und dem Kreuzfahrtregisseur bis hin zu Ihrem Kabinen- und Barpersonal bieten wir einen professionellen und zuvorkommenden Service.

Kulinarisch reisen Sie an Bord der AMADEUS Elegant ebenfalls von einem Erlebnis zum anderen. Mit Liebe zum Detail verwöhnen Sie die Chefs de cuisine immer wieder mit neuen Köstlichkeiten. Die kreative Inspiration dazu kommt direkt aus den besuchten Regionen, denn die Küchenchefs verwenden regionale und saisonale Produkte, die Sie auch auf eine kulinarische Entdeckungsreise entführen. Sie haben dabei immer die Wahl zwischen klassischen Lieblingsgerichten, vegetarischen Alternativen und köstlich-leichten Gourmet-Varianten. Dazu empfiehlt Ihnen der Restaurantchef eine Auswahl an passenden Weinen aus den besten Weinregionen.

Los gehen unsere Festtagsreisen mit der AMADEUS Elegant im Advent: Eine Advent-Flussreise ist eine kurze Aus-

zeit vor den Festtagen. Gehen Sie mit uns in Frankfurt an Bord und erleben Sie den Rhein sowie die wunderschönen Städte Speyer und Straßburg im Glanz der Weihnachtsbeleuchtung. Auch an Bord ist alles in Vorfreude auf das „Fest der Feste“ und so dürfen Sie von uns ein adventliches Programm mit viel Abwechslung, aber auch ruhigen Momenten erwarten. Die Crew der AMADEUS Elegant wird Sie verwöhnen und umsorgen. Es gibt unzählige Weihnachtsmärkte in der gesamten Republik, aber nur wenige, welche sich so harmonisch in das Stadtbild einfügen, wie dies in Speyer und Straßburg der Fall ist. In beiden Städten haben Sie genügend Zeit – neben einem Besuch der Weihnachtsmärkte – Speyer und Straßburg auf einem Stadtrundgang zu entdecken.

Oder Sie verbringen mit uns die Weihnachtszeit auf den schönsten Streckenabschnitten von Rhein und Mosel. Im Mittelpunkt unserer einwöchigen Festtagsreise stehen so bekannte Flussanrainer wie Koblenz, Mainz, Cochem oder Rüdesheim. Landschaftlich ist diese Strecke auch im Winter eine der schönsten Flusspassagen weltweit. Das zum

UNESCO-Weltkulturerbe erklärte Mittelrheintal mit seinen unzähligen Burgen und Schlössern zählt ebenso wie das Moseltal zu den beliebtesten Strecken auf deutschen Flüssen.

Mit unserer Silvesterreise lassen Sie den Stress der Feiertage hinter sich! Genießen Sie die AMADEUS Elegant, den Service an Bord und natürlich den schönen Rhein auf dieser Kreuzfahrt bis in die Niederlande! Am letzten Tag des Jahres erreichen wir dabei Amsterdam. Dort begrüßen wir dann um Mitternacht das neue Jahr. Auf dem Weg in die Niederlande liegen viele Reishighlights und an Bord der komfortablen AMADEUS Elegant erleben wir die besondere Atmosphäre der Tage „zwischen den Jahren“.

Die Crew verwöhnt mit exquisiten Menüs, die vorbeiziehende Winterlandschaft zeigt ihre besonderen Reize und wir haben viel vor mit Ihnen. Die Tage sind zwar recht kurz, dennoch ausgefüllt mit spannenden Ausflügen und interessanten Begegnungen. Beginnen Sie mit dieser Silvesterkreuzfahrt das neue Jahr entspannt und mit netten Leuten.



### Advent in Speyer & Straßburg - vorweihnachtliche Flussreise

Genießen Sie die Vorweihnachtszeit auf eine ganz besondere Art und entdecken Sie den Zauber einer Adventsflussreise.

- Stimmungsvolle Vorweihnachtsatmosphäre an Bord
- Die Weihnachtsmärkte in Speyer und in Straßburg
- Ausreichend Zeit, um Speyer und Straßburg zu entdecken

**4 Tage ab/an Frankfurt:** 03.12. – 06.12.2024 | 06.12. – 09.12.2024  
09.12. – 12.12.2024 | 12.12. – 15.12.2024 | 15.12. – 18.12.2024

**Reiseverlauf:** Frankfurt – Speyer – Straßburg – Frankfurt

#### Reisepreise pro Person

**2-Bett-Außenkabine auf dem Haydn-Deck 15 m<sup>2</sup>:**  
2 Personen 549 € p.P. | 1 Person 649 €

**2-Bett-Kabine auf dem Strauss-Deck 15 m<sup>2</sup> mit französischem Balkon:**  
2 Personen 699 € p.P. | 1 Person 799 €

**2-Bett-Kabine auf dem Mozart-Deck 15 m<sup>2</sup> mit französischem Balkon:**  
2 Personen 799 € p.P. | 1 Person 899 €

**Suite auf dem Mozart-Deck 22 m<sup>2</sup> mit französischem Balkon:**  
2 Personen 999 € p.P.

#### Optionale Wunschleistung – nur vorab buchbar:

- Bundesweite Bahnreise nach Frankfurt und zurück:  
1. Klasse: 199 € p.P. | 2. Klasse: 149 € p.P.
- Ausflüge in Speyer und in Straßburg: 59 € p.P.

**Nicht im Reisepreis eingeschlossen und an Bord zahlbar:**  
Getränke und Trinkgelder an Bord

### Festliche Weihnachtsreise auf Main, Mosel und Rhein

Verbringen Sie mit uns die Weihnachtszeit an Bord der AMADEUS Elegant. Zusammen mit Ihnen werden wir die Festtage zu einer echten Erlebnisreise machen.

- Winterliche Romantik entlang der Mosel
- Inbegriff der Rheinromantik: das Mittelrheintal mit Loreley
- Weihnachten für alle Sinne und nicht allein

**8 Tage ab/an Frankfurt:** Sonntag 22.12. – Sonntag 29.12.2024

**Reiseverlauf:** Frankfurt – Cochem – Koblenz – Loreley-Passage – Rüdesheim – Speyer – Straßburg – Mainz – Frankfurt

#### Reisepreise pro Person

**2-Bett-Außenkabine auf dem Haydn-Deck 15 m<sup>2</sup>:**  
2 Personen 1.299 € p.P. | 1 Person 1.599 €

**2-Bett-Kabine auf dem Strauss-Deck 15 m<sup>2</sup> mit französischem Balkon:**  
2 Personen 1.599 € p.P. | 1 Person 1.899 €

**2-Bett-Kabine auf dem Mozart-Deck 15 m<sup>2</sup> mit französischem Balkon:**  
2 Personen 1.799 € p.P. | 1 Person 2.199 €

**Suite auf dem Mozart-Deck 22 m<sup>2</sup> mit französischem Balkon:**  
2 Personen 2.199 € p.P.

#### Optionale Wunschleistung – nur vorab buchbar:

- Bundesweite Bahnreise nach Frankfurt und zurück:  
1. Klasse: 199 € p.P. | 2. Klasse: 149 € p.P.
- Umfangreiches Ausflugspaket: 159 € p.P.

**Nicht im Reisepreis eingeschlossen und an Bord zahlbar:**  
Getränke und Trinkgelder an Bord

### Exklusive Silvester-Flussreise bis nach Amsterdam

Erleben Sie die Atmosphäre der Tage „zwischen den Jahren“ mit dieser Flusskreuzfahrt. Silvester und Neujahr verbringen wir dabei in Amsterdam.

- Winter auf dem Fluss: Auszeit deluxe
- Silvester in Amsterdam: Gala-Dinner und Silvesterparty an Bord
- Kombinierbar mit der Weihnachts-Flussreise auf Main, Rhein und Mosel

**8 Tage ab/an Frankfurt:** Sonntag 29.12.2024 – Sonntag 05.01.2025

**Reiseverlauf:** Frankfurt – Köln – Amsterdam – Nijmegen – Bonn – Koblenz – Loreley-Passage – Rüdesheim – Frankfurt

#### Reisepreise pro Person

**2-Bett-Außenkabine auf dem Haydn-Deck 15 m<sup>2</sup>:**  
2 Personen 1.599 € p.P. | 1 Person 1.899 €

**2-Bett-Kabine auf dem Strauss-Deck 15 m<sup>2</sup> mit französischem Balkon:**  
2 Personen 1.999 € p.P. | 1 Person 2.399 €

**2-Bett-Kabine auf dem Mozart-Deck 15 m<sup>2</sup> mit französischem Balkon:**  
2 Personen 2.199 € p.P.

**Suite auf dem Mozart-Deck 22 m<sup>2</sup> mit französischem Balkon:**  
2 Personen 2.699 € p.P.

#### Optionale Wunschleistung – nur vorab buchbar:

- Bundesweite Bahnreise nach Frankfurt und zurück:  
1. Klasse: 199 € p.P. | 2. Klasse: 149 € p.P.
- Umfangreiches Ausflugspaket: 99 € p.P.

**Nicht im Reisepreis eingeschlossen und an Bord zahlbar:**  
Getränke und Trinkgelder an Bord



## Bayern München 415 Millionen Euro

Personalaufwand zum Geschäftsjahresende 2023, Quelle: Deutsche Fußball Liga



Hier werden Wünsche manchmal Wirklichkeit: Fans des FC Bayern München empfangen ihre Mannschaft.  
Foto Imago



### Eine Chance für Kimmich

Von Tobias Rabe

Als Letzter geht der Kapitän? Nicht ganz. Zwei Tage nach Spielführer Ilkay Gündoğan verließ auch dessen Vorgänger Manuel Neuer die Fußball-Nationalelf, mit großen Worten. Die, die die Kapitänsbünde nicht tragen, sagen oft, sie seien auch ohne wichtig, die, die sie tragen, wiederum, wie wichtig sie ihnen sei. Wie Neuer („Ehre, die ich jedes Mal aufs Neue zu schätzen wusste.“), wie Gündoğan („Riesige Ehre, dass ich (...) bei unserer Heim-EM die Mannschaft als Kapitän anführen durfte.“).

Beide gingen auf ihre Weise voran: Neuer kraft seiner Ausstrahlung, Gündoğan als „stiller Leader“. Die Wichtigkeit eines Kapitäns wird bisweilen unterschätzt. Er führt nicht nur aufs Feld, reicht den Wimpel und versucht, die Seitenwahl zu gewinnen. Der Kapitän, zumal einer Nationalelf, ist, neben dem Trainer, spielender Innen- und Außenminister. Er soll Antworten auf Fragen finden, die über das Spielfeld hinausreichen. Eine Gruppe von Profisportlern zu führen, speziell durch ein Turnier von (inter-)nationaler Bedeutung, ist eine komplexe Aufgabe. Und die Leistung soll auch stimmen. Der ehemalige Bundestrainer Hansi Flick befand einst: Nationalspieler ist man immer. Das lasse sich erweitern: Nationalkapitän ist man erst recht immer.

Die Aufgabe desjenigen, der auf Neuer und Gündoğan folgen wird, ist schwer. Er wird an der Spitze der neuen Hierarchie stehen und muss die Stütze des Bun-

*Die Aufgabe desjenigen, der als Kapitän auf Neuer und Gündoğan folgen wird, ist schwer.*

destrainers beim kniffligen Neuaufbau sein. Zwar ist die Begeisterung der Fans zurück, ob sie halten wird, ist offen. Krisen fordern einen Spielführer zusätzlich. Die neue Kapitänregelung wertet die Position zudem auf.

Ohne Toni Kroos, Thomas Müller, Gündoğan und Neuer sind Joshua Kimmich, zuletzt schon ein Stellvertreter, und Antonio Rüdiger, Nagelsmanns Chef der Defensive, die Favoriten. Der 29-Jahre alte Kimmich sollte dabei Nagelsmanns erste Wahl sein: Er trug loyal im Sinne der Teams die Versetzungen aus dem Zentrum mit, in München und im DFB-Team – und engagierte gar einen Privattrainer, um sich fit zu machen für die neue Position. Kimmichs offene Worte nach der WM in Qatar imponierten. Die Kritik an seinem Überheblichkeit oder in der Impfdebatte haben Kimmich reflektieren und nun reifen lassen. Trotz seines Kampfes gegen das Scheitern der Jahrgänge 1995 und 1996 trat er bei der EM gut gelaunt, witzig, wortreich auf. Er wird allein durch seine lange Vergangenheit im DFB-Team schon eine wichtigere Rolle spielen. Als Kapitän wäre sie noch wichtiger.

## Mythen und Millionen

Zahlt der FC Bayern München seinen Spielern zu viel Geld? Über diese Frage wird diskutiert – eine Antwort aber ist gar nicht so einfach.

Von Christopher Meltzer, München

In dieser Woche sollte Max Eberl über eine Sache sprechen, über die die meisten Menschen in Deutschland nicht wirklich sprechen wollen. Und weil selbst Eberl, der Sportvorstand des FC Bayern München, der sonst so gerne Pointen setzt, in dieser Sache wie die meisten Menschen ist, sprach er dann nicht wirklich über Geld, sondern über griechische Mythologie.

Die ungewollte Pointe: Das passte ganz gut, denn wer gerade über den FC Bayern München und das Geld spricht, der sollte auch über einen Mythos sprechen. Doch dazu später.

Es ist Dienstagmittag in München, als Eberl im Fußballstadion des FC-Bayern-Campus steht und im Anschluss an das Testspiel, das seine Mannschaft dort fünf Tage vor ihrem Bundesligastart in Wolfsburg (Sonntag, 15.30 Uhr) gerade gewonnen hat, auf die Fragen der Reporterinnen und Reporter antwortet. Es geht mal wieder um Leon Goretzka, den Mittelfeldspieler, dem Eberl mitgeteilt hat, dass es wahrscheinlich ist, dass er wegen der Konkurrenz im Kader in den kommenden

Wochen und Monaten kaum spielen wird. Und wenn es derzeit um Goretzka geht, dann geht es eben ums Geld – und um die Frage, die in diesem Sommer nicht nur unter den Reporterinnen und Reportern sehr intensiv diskutiert wird: Zahlt der reichste deutsche Fußballklub seinen Spielern zu viel?

„Über Geld spricht man in der Öffentlichkeit nicht so gerne“, sagt Max Eberl – und spricht dann eben über Sisyphos.

Es sei so, sagt er, dass er, der seit dem 1. März für den FC Bayern arbeitet, in Zusammenarbeit mit dem Sportdirektor Christoph Freund versuche, Dinge „zu verändern“. Es sei aber auch so, dass man diese Herausforderung nicht mit Sisyphos vergleichen könne, mit jener mythischen Figur, die in der Unterwelt als Strafe für verschiedenste Unverschämtheiten einen Felsbrocken einen steilen Hang hochrollen muss, wobei dieser Felsbrocken dann jedes Mal kurz vor dem Gipfel wieder herunterrollt, weswegen Sisyphos immer von vorne anfangen muss. Beim FC Bayern, sagt Max Eberl, sei der Felsbrocken „nicht ganz runtergerollt“.

Doch wer in diesem Sommer schon mit mehreren Menschen gesprochen hat, die einen Einblick in das Gehaltsgefüge des Kaders haben, der kann zu dem Schluss kommen, dass man die Situation in der Säbener Straße mit einer anderen Geschichte aus der griechischen Mythologie darstellen muss: mit der von König Midas.

In der Geschichte schafft es Midas, dass er vor Dionysos, dem Gott des Weines, einen Wunsch vortragen darf. Er wünscht sich, dass alles, was er anfasset, zu Gold wird. Der Wunsch wird erfüllt. Und wenn ein verdienter Fußballspieler in den vergangenen Saisons in der Säbener Straße einen Vertrag beim FC Bayern unterschrieben hat, dann dürfte er sich ein wenig wie Midas gefühlt haben.

Zu diesen Spielern zählten Joshua Kimmich (Vertragsverlängerung: August 2021), Leon Goretzka (September 2021), Kingsley Coman (Januar 2022) und Serge Gnabry (Juli 2022). Sie alle sollen seitdem plötzlich deutlich mehr als 15 Millionen Euro pro Saison verdienen, manche vermutlich an die 20 Millionen Euro. Man

sollte sich in solchen Fällen stets fragen, ob die Summen, die man sich in der Fußballbranche erzählt, selbst aus dem Reich der Mythologie stammen. Doch wenn das so wäre, dann hätte Uli Hoeneß den nächsten Satz wohl gar nicht gesagt: „Der FC Bayern hat keinen Geldscheißer.“

Es ist mittlerweile einen Monat her, seit Hoeneß im Stadion in Seligenporten – ein Ort, der aus der griechischen Mythologie sein könnte – saß und den Satz sagte. Und weil danach alle gleich diesen einen Satz analysierten und interpretierten, ging ein anderer Satz unter, der mindestens so aufschlussreich war: „Sie dürfen nicht vergessen: Jeder Spieler kostet nicht nur Ablösesumme, sondern auch Gehalt.“

## RB Leipzig 192 Millionen Euro

Es lässt sich natürlich nicht sagen, wie viel Geld der FC Bayern genau für die Gehälter seiner Spieler ausgibt, es lässt sich aber ganz gut einschätzen. Seit dem Sommer 2019 dokumentiert die Deutschen Fußball Liga (DFL) die sogenannten Finanzkennzahlen der Klubs. In den Dokumenten, die auf der Internetseite der DFL abrufbar sind, findet sich auch der Punkt „Personalkosten“. Und wenngleich darunter nicht nur die Gehälter Spieler, sondern die Gehälter alle Mitarbeiter des Klubs fallen, erhält man dadurch eine gute Einschätzung. In der Saison 2022/23 – das sind die frischesten Daten – betrug der Personalaufwand des FC Bayern München 415,5 Millionen Euro. Eine Summe, die gleich ein wenig größer wirkt, wenn man weiß, dass es in der Saison 2018/19 noch 356,1 Millionen Euro waren.

Warum sind die Ausgaben seitdem so angestiegen? Die Antwort, die man in München immer wieder hört: wegen Lucas Hernández. Es war eine Grenzverschiebung, als die Münchner im März 2019 das wichtigste Detail des Deals mit Hernández, dem Verteidiger von Atlético Madrid, veröffentlichten. Die Ablösesumme: 80 Millionen Euro, damals Bundesliga-Höchstwert. Doch weil eben nicht nur die Ablösesumme, sondern auch das Gehalt für einen neuen Spieler ungewöhnlich hoch gewesen sein soll (mindestens 15 Millionen Euro pro Saison), war das der Standard, den danach mehrere Spieler gefor-

dert haben sollen. Übrigens: Der Mann, der den Hernández-Vertrag verhandelt und damit den neuen Standard gesetzt hat, ist inzwischen nicht mehr da: Hasan Salihamidžić.

In dieser Woche hat der ehemalige Vorstandsvorsitzende Oliver Kahn seinen ehemaligen Mitstreiter Salihamidžić, aber auch sich selbst gegen die Kritik in der Gehaltsdiskussion verteidigt. Als Kahn im Interview mit dem „Kicker“ auf den Vorwurf angesprochen worden ist, dass die Arbeit für Max Eberl und Christoph Freund wegen der hohen Gehälter erschwert sei, antwortete er: „Die Gehälter wurden stets mit dem Finanzvorstand und dem Aufsichtsrat abgestimmt und freigegeben. Alle waren sich einig. Die Quote der Gehaltskosten für den Spielerkader im Verhältnis zum Umsatz lag wie in der Vergangenheit unter 50 Prozent. Diese Größe ist im Vergleich zu anderen europäischen Klubs, bei denen sie teilweise bei 80

sen an ihrem Wert für die Mannschaft wenig war. Man darf nicht nur auf Summen, man muss auch auf den Kontext schauen.“

Vielleicht ist der Grund, warum die Gehaltsdiskussion etwas seltsam ist, ohnehin ein anderer. Vielleicht geht es gar nicht nur darum, wie viel Geld der Klub seinen Spielern zahlt, sondern darum, wie die Führungskräfte dieses Klubs über dieses Geld sprechen. Etwa Herbert Hainer, der Präsident des FC Bayern München e.V. und Aufsichtsrat der FC Bayern München AG, der im September 2023 im F.A.S.-Interview über Harry Kane, der mit Boni mehr als 100 Millionen Euro Ablösesumme kosten könnte, sagte: „Aber eines möchte ich an dieser Stelle auch sagen.“ Er sagte dann: „Solche Summen werden die Ausnahme bleiben.“ Die Ausnahme? Das mag mit Blick auf die Ablösesummen stimmen, mit Blick auf die Gehälter stimmt das nicht. Das ist der Mythos. Und das ist der Grund, warum es dem FC Bayern schwerfällt, für einen Spieler wie Leon Goretzka einen neuen Klub zu finden: Es gibt, selbst in der englischen Premier League, nämlich nur sehr wenige, die sich so ein Gehalt leisten können und wollen.

Am Dienstag, an dem er auf dem FC-Bayern-Campus auf das Gehaltsgefüge angesprochen wird, sagt Max Eberl, dass sein Klub „kleinere Brötchen backen“ werde. Doch klappt das? Im Sommer 2024 dürfte Eberl schon in dem Sommer 2025 schauen, wenn die Verträge von Alphonso Davies, Joshua Kimmich und Leroy Sané auslaufen. Wenn der Sportvorstand es nicht schafft, diese Verträge während der Saison zu verlängern, können sie den Klub im kommenden Sommer ohne Ablösesumme verlassen. Und natürlich dürfte Eberl nicht nur in den Sommer

prozent und mehr liegt, ein Top-Wert. Jeder Klub, der in den letzten Jahren die Champions League gewann, hat weit höhere Gehaltskosten als der FC Bayern.“

Zahlt der FC Bayern München seinen Spielern dann doch nicht zu viel Geld?

Es gibt gute Gründe, warum man diese Summen mit Blick auf die sportliche Ent-

wicklung manch eines Bayernspielers kritisieren kann. Es gibt aber auch gute Gründe, warum man die Summen nicht nur mit dem Wissen des Sommers 2024 bewerten sollte. Das Beispiel Goretzka: Als die Bayern den Vertrag verlängerten, war er einer der Spieler, die einen entscheidenden Anteil daran hatten, dass die Mannschaft unter dem Trainer Hansi Flick sieben Titel in 19 Monaten gewonnen hatte. Oder die Beispiele Gnabry und Kimmich: Als die Bayern die Verträge verlängerten, hatten sowohl der eine als auch der andere, die den Klub nur eine kleine Ablösesumme kosteten, davor mehrere Saisons für ein Gehalt gespielt, das gemes-

sen 2025 schauen, sondern vor allem schon in den Sommer 2026. Denn spätestens dann wird er keine kleineren Brötchen backen können. Es könnte sogar sein, dass er dann ein Gehalt bezahlen muss, das in der Geschichte des FC Bayern München noch nie bezahlt worden ist.

Im Sommer 2026 läuft der Vertrag des Spielers aus, der mit dem Ball so elegant umgehen kann wie Amor mit dem Liebespfleger, weswegen sich fast alle Fußballmanager in Europa längst ihn verliebt haben – und, wenn ihre Klubs das denn können, wohl sehr, sehr viel Geld dafür ausgeben würden, dass Jamal Musiala dann für ihre Mannschaft spielt.

## VfB Stuttgart 105 Millionen Euro

### ■ ERGEBNISSE AUF FAZ.NET



Immer aktuell: Mit Ihrem Handy finden Sie an dieser Stelle jederzeit Sportresultate aus aller Welt.

faz.net/ergebnisse



„Warum soll ich kein guter Athlet sein, nur weil mir ein Bein fehlt?“ Markus Rehm bei der Weltmeisterschaft in Japan

Foto Imago

# Bereit zum Fliegen

Markus Rehm ist bei den Paralympics in Paris im Weitsprung der große Favorit. Doch wie kann man gewinnen, wenn man eigentlich nur noch verlieren kann? Indem man neun Meter springt, sagt Rehm.

Von Marc Bädorf

Manchmal sitzt Markus Rehm in Leverkusen und denkt sich nach Paris. Er denkt sich ins Paralympische Dorf, einige Tage vor seinem Wettkampf am 4. September, wenn der Wettkampf eigentlich noch nicht begonnen hat, aber irgendwie schon, weil die Amerikaner Sprüche drücken und die Konkurrenten Rehm beobachten und es darum geht, „frisch und energiegeladene und dynamisch“ auszusehen, keine Schwäche zu zeigen also. Er denkt an die erste Begegnung mit dem Amerikaner, der immer einen halben Meter oder einen ganzen Meter kürzer springt als Rehm und trotzdem bei der letzten Weltmeisterschaft Protest eingelegt hat, weil Rehm seiner Meinung nach die falschen Schuhe trug. Für Rehm, der seine ganze Karriere darauf gebaut hat, Konkurrenz zu helfen, mit der Einstellung ihrer Prothesen oder ihrer Sprungtechnik zum Beispiel, war dieser Protest wie eine Beleidigung, Folgen hatte er zwar keine, aber Rehm hat das nicht vergessen. Er denkt kurz an den Amerikaner, dann zieht er weiter nach Saint-Denis, ins Stade de France.

Rehm ist dort noch nie gesprungen, aber das stört ihn nicht, er braucht das nicht. In seinen Gedanken sieht er das Stadion, hoffentlich voll besetzt, seine Familie und seine Freunde, für die Rehm schon vor Monaten Tickets besorgt hat. Paris ist ja gut zu erreichen, und wer weiß schon, ob es für den 35 Jahre alten Rehm vielleicht auch die letzten Paralympischen Spiele sind. Er sieht sich und seine Konkurrenten im Wettkampf-Outfit, kurze Hose, ärmelloses Shirt, er sieht sich seine Prothese anlegen, ganz entspannt und ruhig, weil er weiß, dass sie ihn nicht im Stich lassen wird und er, wenn doch, Ersatz dabei hat. In seinen Gedanken beobachtet Rehm mit einem Auge die anderen Wettkämpfe, die schon begonnen haben, er hört das Klatschen oder Jubeln oder Aufstöhnen der Zuschauer und wendet seinen Kopf, obwohl ihm natürlich klar ist, dass man bei der Leichtathletik immer ein bisschen zu spät ist, wenn man auf die Geräusche achtet. Dann geht sein Wettkampf los. Rehm stellt sich die anderen Konkurrenten vor, aber nur für wenige Sekunden, die meisten kennt er schon seit Jahren, sie können ihn wohl kaum überraschen, schlagen schon gar nicht, das kann er nur selbst. Dann sieht Rehm sich selbst auf der Bahn, er sieht, wie er die Hände zusammenführt, wie er das Publikum zum Klatschen auffordert, wie er sprintet, erst mit langen Schritten, dann mit etwas

kleineren, bevor er abspringt. Rehm sieht sich fliegen – vielleicht.

Es ist der bisher heißeste Tag des Jahres, ein Donnerstag im Juli, und Markus Rehm sitzt auf der Tribüne der Leichtathletikhalle des TSV Bayer Leverkusen. Im Hintergrund Sprungmatten, eine Weitsprunggrube, Laufbahnen, eine Sportlerin, die sich mit langen Pausen dehnt. Es ist Mittag, die meisten Athletinnen und Athleten haben ihr Training schon am Morgen absolviert, auch Rehm. Drei Stunden fast war er mit seiner Trainerin Steffi Nerius, 2009 Weltmeisterin im Speerwurf, im Krafraum, gesprungen ist Rehm heute nicht, das macht er nur zwei- oder dreimal die Woche. Rehm trägt kurze Hose und T-Shirt und seine Gehprothese, er ist gut gelaunt, warum auch nicht – vor wenigen Tagen erst ist er im japanischen Osaka Weltmeister geworden. Für Rehm waren die Weltmeisterschaften nur ein Zwischenstopp auf dem Weg zu den Paralympischen Spielen, stören sollten sie die Vorbereitung nicht, also ist Rehm nur für wenige Tage nach Osaka geflogen und in seinem Schlafrhythmus geblieben. Bis nachts um vier Uhr saß Rehm mit Nerius in der Lobby seines Hotels, schaute Filme und unterhielt sich und ging dann, wenn es draußen dämmerte, zu Bett. Der Wettkampf war schwierig, ein wenig, die Windverhältnisse, sagt Rehm, waren komisch: Die Flaggen zeigten Rückenwind, doch der Wind wirbelte im Stadion selbst so merkwürdig, dass Rehm beim Springen davon nichts spürte. Reingekommen in den Wettkampf war er nur schwer, am Ende kamen dann aber doch die 8,30 Meter, das reichte locker für den Sieg – mehr als einen halben Meter Vorsprung auf den Zweitplatzierten hatte Rehm. Er holte sich die Medaille ab, flog zurück nach Deutschland, hatte keinen Jetlag: alles nach Plan gelaufen. „Es gab eine Zeit lang die Überlegung, ob ich überhaupt fliege“, sagt Rehm: „Da habe ich gesagt: Klar fliege ich, das ist immerhin eine Weltmeisterschaft.“ Und die siebte dieser Weltmeisterschaften fühlte sich für ihn dann vielleicht nicht mehr ganz so herausragend an wie die erste. Aber immer noch ziemlich gut.

Wahrscheinlich gibt es auf der Welt kaum einen Sportler, der seine Sportart so sehr dominiert wie Markus Rehm den Weitsprung im Behindertensport. Seit Jahren ist er ungeschlagen, seit Jahren gewinnt er Meetings, Europameisterschaften, Weltmeisterschaften, den Weitsprungwettbewerb bei den Olympischen Spielen. Markus Rehm ist seinen Konkurrenten so weit überlegen, dass sie

eigentlich selbst dann keine Chance haben, wenn Markus Rehm einen schlechten Tag erwischt. Neulich hat Rehm mit einer Freundin darüber gesprochen. Schwierig, sagt sie, sei sein Sportleben: Eigentlich könne er ja gar nicht mehr gewinnen. Das stimmt, dachte sich Rehm, weil jeder das Gewinnen von ihm erwartet. Wenn er gewinnt und eine normale Weite springt, nehmen die Leute das mit Selbstverständlichkeit zur Kenntnis. Wenn er gewinnt und schlecht springt, fragen sich die Leute: Was ist denn mit Markus Rehm los? Und wenn er nicht gewinnt? Gar nicht dran zu denken. „Es ist eine komische Art des Drucks“, sagt Rehm. „Ich habe irgendwann gemerkt, dass ich eigentlich nur noch richtig gewinnen kann, wenn ich eine neue Bestleistung springe.“ Rehms Trainerin Steffi Nerius hat das auch gemerkt. Und es in einem Interview verkündet: Ein Neunmetersprung sei für Markus Rehm möglich. Den Link zum Interview schickte sie Rehm via WhatsApp. „Echt jetzt?“, antwortete Rehm.

Neun Meter, das ist eine magische Marke im Weitsprung. Noch nie ist ein Mensch so weit gesprungen. 8,99 Meter hat der Amerikaner Mike Powell 1992 bei einem Meeting im italienischen Sestriere erreicht, ein Video auf Youtube gibt es noch davon: Gefühlte Sekunden rudert Powell mit seinem Bein in der Luft. Doch Powell sprang mit einem so starkem Rückenwind von 4,4 Metern pro Sekunde, dass der Sprung nicht gültig war. Aus dem Jahr zuvor, dem Jahr 1991, stammt deswegen der offizielle Weltrekord der Weitspringer: 8,95 Meter war der damals noch ziemlich unbekannt Mike Powell bei den Weltmeisterschaften in Tokio gesprungen. Über den gesamten Wettkampf hatte er sich einen außergewöhnlichen Zweikampf mit Carl Lewis geliefert, Lewis war im vierten Sprung 8,91 Meter gesprungen, Powell im fünften dann Weltrekord: 8,95 Meter. So extrem erschienen die Weiten der beiden an diesem Weltmeisterschaftstag, dass Experten sich danach auf die Suche nach dem Grund machten: War es der Rückenwind? War die Messanlage falsch eingestellt? Oder war das Absprungbrett zu elastisch? Die ersten beiden Vermutungen konnten widerlegt werden, der Rückenwind war nicht besonders stark, die Messanlage perfekt kalibriert. Die letzte Vermutung konnte nicht widerlegt werden: Das Absprungbrett war inzwischen bei einer routinemäßigen Erneuerung der Grube ausgetauscht worden.

Neun Meter also. Schon 2007 hatte Powell in einem Interview angekündigt,

dass er glaube, dass diese Weite geknackt werden würde, 9,15 Meter seien drin. Den besten Sprung seitdem legte 2019 der Kubaner Juan Miguel Echevarria beim Cuba-Meeting in Havanna hin. 8,92 Meter sprang Echevarria, auch das mit zu starkem Rückenwind: 3,3 Meter pro Sekunde, nur Sprünge unter zwei Metern pro Sekunde Rückenwind sind gültig. Niemand also ist bisher in einem Wettkampf weiter als Powell 1991 gesprungen, niemand hat die Neunmetergrenze überschritten. Markus Rehm möchte der erste Mensch sein, dem das gelingt, vielleicht sogar in Paris. „Mir ist klar, dass es eine große Wahrscheinlichkeit gibt, dass ich nie so weit springen werde“, sagt Rehm. „Und bei Olympischen Spielen sind Weltrekorde eher selten, weil die Bedingungen perfekt sein müssen. Und das sind sie im Weitsprung in großen Stadien fast nie. Trotzdem sind neun Meter eine Weite, zu der man natürlich hinzuspringen versuchen kann.“

Markus Rehm hat in den vergangenen Monaten vor allem im Krafttraining draufgelegt. Die Werte, sagt er, seien hervorragend, vielleicht sei er noch nie so stark gewesen wie heute. Nur die großen Weiten, findet Rehm, die sucht er noch. Der Absprung passt noch nicht, manchmal kann man es im Weitsprung aber auch einfach nicht sagen: An einem Tag springst du katastrophal, und zwei Wochen später stellst du deine persönliche Bestleistung ein und hast eigentlich doch gar nichts geändert.

Für Rehm geht es nicht nur darum, seinen Körper perfekt auf den Sprung vorzubereiten, ihm muss auch die Verbindung mit seiner Sprungprothese, die Rehm am rechten Bein trägt, gelingen. Rehm ist Orthopädietechnik-Meister, schon seit 2012, die Prüfung hat er mit 194 von 200 Punkten als Jahrgangsbester abgeschlossen. An seiner Prothese arbeitet er selbst, ihm gefällt der Job, in dem er sich auch nach dem Ende seiner Karriere sieht, vielleicht gar nicht als Trainer. Im Weitsprung, sagt Rehm, gehe es darum, den Rhythmus der Prothese zu treffen. Du musst wissen, wie hart deine Prothese eingestellt ist, wie viel sie federt oder eben nicht. „Einem mechanischen Bauteil kannst du keinen Rhythmus vorgeben“, sagt Rehm. „Du musst dich anpassen. Und dann musst du einen Kompromiss finden zwischen weich und hart, zwischen einer Einstellung, die für den Anlauf super ist, und einer, die für den Absprung besser wäre.“ In Leverkusen zeigt Rehm auf seine Gehprothese. „Es gibt nicht die perfekte Prothese. Dein gesundes Bein kann beides. Das kann von

Gehen über Joggen über Sprinten über Springen alles, weil es anpassungsfähig ist. Die Prothese nicht. Die Prothese, die ich zum Springen nutze, mit der könnte ich absolut nicht gehen. Joggen wäre viel zu anstrengend, weil die viel zu viel Kraft benötigt, um sich zu bewegen. Die ist wirklich nur dafür gemacht, um abzuspringen.“

Rehm ist klar, dass er vor den Paralympics nichts mehr an seiner Prothese ändern wird. Klar, viele Sportler machen das. Aber Rehm denkt, dass du dann eigentlich noch mal von vorne mit dem Training anfängst, weil sich alles anders anfühlt. Rehms Prothese in der aktuellen Einstellung ist die Prothese, mit der Rehm noch 2023 einen neuen Weltrekord gesprungen ist: 8,72 Meter. So falsch, meint Rehm, könne sie also nicht sein. Wenn er neun Meter springen wolle, müsse er halt mit sich selbst klarkommen.

„Was geschah“ – so überschreibt Rehm auf seiner Website das Kapitel zu einem entscheidenden Moment in seinem Leben. Es ist der 10. August 2003, ein Sonntag, Rehm ist Wakeboarder, was er damals häufiger macht. Am Motorboot seines Vaters fährt Rehm damals vor dem Abendessen noch ein Set auf dem Main, als er nach einem Sprung die Zugleine loslässt und mit dem Board ins Wasser eintaucht. Ein anderes Boot übersieht Rehm, er gerät mit seinen Beinen in die Schiffsschraube. Rehm wird in die Uniklinik nach Würzburg gebracht. Nach drei Tagen müssen die Ärzte Rehms rechtes Bein unterhalb des Knies wegen einer Blutvergiftung amputieren. Nur zwei Jahre später wird Markus Rehm Zweiter bei den deutschen Jugendmeisterschaften im Wakeboarden. Und acht Jahre später gewinnt Rehm bei den Weltmeisterschaften im neuseeländischen Christchurch mit 22 Jahren Gold im Weitsprung, ein zufälliges Treffen mit dem Sprinter Heinrich Popow hat ihn zur Leichtathletik geführt.

In Neuseeland im Jahr 2011 springt Rehm 7,09 Meter, das ist Weltrekord. Ein Jahr später bricht er mit 7,35 Meter bei den Paralympics in London seinen eigenen Rekord. Im nächsten Jahr springt er noch weiter: 7,95 in Lyon. Und 2015 landet er über acht Metern: 8,40 Meter bei den Weltmeisterschaften in Doha. Rehm ist längst der beste deutsche Weitspringer. Er möchte bei den Olympischen Spielen der Nichtbehinderten teilnehmen, springt bei den Deutschen Meisterschaften mit und wird mit 8,24 Metern Deutscher Meister. „Warum soll ich kein guter Athlet sein, nur weil mir ein Bein fehlt?“, sagt Rehm nach dem Wettbewerb. „Vielleicht würde ich noch weiter springen, wenn ich zwei Beine hätte.“

Vielleicht aber auch nicht – Studien widmen sich anschließend jahrelang dieser Frage. Rehm hofft auf eine Teilnahme in Rio de Janeiro 2016, dann bei den Olympischen Spielen 2021 in Tokio. Doch am Tag der Eröffnungsfeier bestätigt der Internationale Sportgerichtshof die Entscheidung des Leichtathletik-Weltverbands, Rehm nicht an den Spielen teilnehmen zu lassen. Die Prothese sei ein mechanisches Hilfsmittel. Und Rehm könne nicht beweisen, dass er durch sie keinen Vorteil habe. Rehm springt bei den Paralympischen Spielen in Tokio mit und erreicht eine Weite von 8,18 Metern. Vierter wäre Rehm damit bei den Olympischen Spielen geworden, so ganz reicht ihm die Weite also nicht: Gerne hätte er in Tokio gezeigt, dass er der beste Weitspringer der Welt ist.

Jetzt Paris. Die Paralympics, die am kommenden Mittwoch eröffnet werden, das wichtigste Event für Sportler mit Beeinträchtigung. Etwa 4500 Athleten, 549 Wettbewerbe, mehr als 1,5 Millionen verkaufte Tickets, schon jetzt. 8,48 Meter, damit ist der Grieche Miltiadis Tenedoglou bei den Olympischen Spielen Anfang August zum Sieg gesprungen. Diese Weite wird Rehm übertreffen. Und vielleicht wird Rehm in Paris auch kurz an Rhede denken. Beim Meeting im vergangenen Jahr in der Kleinstadt im Münsterland war Rehm schon im ersten Versuch auf 8,53 Meter gesprungen. Und noch viel besser im letzten: 8,72 Meter. Weiter ist Rehm noch nie gesprungen, auch kein anderer Deutscher. Mit diesem Sprung in Rhede sicherte sich Rehm einen Platz unter den zehn besten Weiten der Geschichte. Und vielleicht, sagt er, könnten in Paris ja noch mal zwanzig, besser dreißig Zentimeter dazukommen.

Als unverwundlich hat Jonathan Wheatley das Red Bull-Team einmal bezeichnet. Er bezog sich auf das Jahr 2010. Von den anderen als Fetentruppe der Formel 1 belächelt, die mit den wummern Partyboxen in der Garage, gewann Red Bull vor 14 Jahren den ersten Fahrer- und Konstrukteurstitel seiner Teamgeschichte. Trotz technischer Schwächen und interner Karambolagen. „Die Unverwundlichkeit des Teams stach hervor“, sagt Wheatley, so ist es zu lesen auf der Website des Rennstalls. Seit 2006 an Bord, erst Teammanager, später Sportdirektor, gilt Wheatley als unverzichtbares Puzzleteil in der Erfolgsgeschichte des Rennstalls. Wheatleys Worte schienen bis vor Kurzem gemeingültig: Der Formel-1-Rennstall Red Bull wirkte sturmfest. Das begann sich zu ändern, als Firmengründer Dietrich Mateschitz vor zwei Jahren starb, das konzern-eigene Machtgefüge erodierte, und im Frühjahr brachte die Affäre um Teamchef Christian Horner, dem eine Mitarbeiterin ungebührliches Verhalten vorwirft, das Team ins Wanken. Heute dröhnt die lauteste Musik der Boxengasse noch immer aus der Bullen-Garage. Aber die Unverwundlichkeit ist verloren. Die Überlegenheit auf der Rennstrecke, die Siege scheinbar garantierte, ist eingebüßt. Jonathan Wheatley ist auch bald weg. Wieder läuft ein Spitzenkader zum Gegner über. Droht Red Bull eine Abwanderungswelle? Ein „brain drain“?

Der 57 Jahre alte Brite Wheatley, das vermeldete Red Bull am 1. August während der Formel-1-Ferien, wird im kommenden Jahr Teamchef des Audi-Projekts. Bei Red Bull drillte er die Boxencrew, sodass sie Max Verstappen in sagenhaften 1,82 Sekunden abfertigte: der flotteste Service in der Geschichte dieses Sports. Dass Red Bulls Schnellschrauber sechsmal in Serie die Boxenstopp-Meisterschaft gewannen, ist Wheatleys Verdienst. Vor ihm verließen das Team in jüngerer Zeit schon der Aerodynamikfachmann Dan Fallows (zu Aston Martin), Fahrzeugdesigner Rob Marshall (McLaren) und der oberste Mechaniker Lee Stevenson (Audi). Drei Köpfe, wenn gleich aus der zweiten Reihe. Besonderes Aufsehen erregte der Weggang des Superhirns Adrian Newey, der sich im April zurückzog. Ob der 65-Jährige an seinem Zeichenbrett künftig anderen die Siegerrakete erdenkt oder sich zur Ruhe setzt, hat er noch nicht verraten. Aston Martin, Ferrari und neuerdings Alpine sollen um seine Dienste buhlen.

Mit Newey, wenn er weitermacht, und Wheatley könnte weiteres Personal von Red Bull abwandern. Es wäre nicht unüblich, folgten interne Verbündete dem Duo auf neuen Wegen. Audi etwa fahndet händeringend nach fähigen Leuten. Das künftige Werksteam schreibt im sozialen Netzwerk LinkedIn etliche Stellen aus: für Disponenten, Sachbearbeiter und besonders Ingenieure. Ereilt Red Bull der Fachkräftemangel? Ähnliches erlebte das Mercedes-Team während seiner Dauersiegerjahre. Oder verleiht der Umbruch Flügel und verhilft zu künftigen Erfolgen? In den Dünen von Zandvoort, hier endet an diesem Sonntag (15 Uhr/RTL und Sky) die Sommerpause der Kreisläufer, interessierte die Reporter brennend, wie Weltmeister Verstappen die Lage einschätzt. Und welche Schlüsse er daraus zieht. Wheatleys Wechsel, von dem er vorab erfahren habe, bedauere er zwar, wie Verstappen am Donnerstag sagte. Aber dass er fürchtet, sein Team könnte auseinanderfallen, so weit wollte der 26-Jährige nicht gehen. Nein, er sei nicht allzu besorgt wegen der

# Fliegende Teilchen

Superhirn Adrian Newey und andere Spezialisten:  
Das Weltmeisterteam Red Bull verliert einige seiner besten Leute.  
Bleibt wenigstens Max Verstappen?

Von Sönke Sievers, Zandvoort



Im Fokus:  
Teamchef Christian Horner,  
der sportliche Leiter Jonathan Wheatley,  
Chefdesigner Adrian Newey,  
Motorsportberater Helmut Marko und  
Weltmeister Max Verstappen (von links)

Fotos Hübner (2), Picture Alliance, Reuters, EPA,  
Shutterstock, Bearbeitung F.A.S.



jüngsten Weggänge, antwortete Verstappen der F.A.S. „Es ist normal in der Formel 1, dass andere versuchen, Menschen abzuwerben. Vor allem wenn du sehr erfolgreich bist.“

Tatsächlich lieferte Verstappen damit eine der zwei Erklärungen für den Exodus. Da ist zum einen der Kostendeckel, der in der Formel 1 die Ausgaben der Rennställe auf rund 130 Millionen Euro im Jahr beschränkt. Davon ausgenommen sind, hinsichtlich der Personalkosten, nur die lenkenden und die drei bestbezahlten denkenden Angestellten. Große Gehaltssprünge sind bislang nicht drin gewesen für bewährtes Personal, das durch die Erfolge in den vergangenen Jahren anderswo Begehrlichkeiten weckte, wie Verstappen andeutete. Erst wenn mit Newey einer der teuersten Denker im ersten Quartal des kommenden Jahres wirklich zur Tür raus ist, entsteht neuer finanzieller Spielraum. Rar gesät sind auch die Aufstiegschancen in einem kontinuierlich siegenden Rennstall wie Red Bull. Kein Wunder also, dass jemand wie

Dan Fallows die Chance nutzte und im Frühjahr 2022 als technischer Direktor bei Aston Martin anheuerte. Sein Salär soll sich vervielfacht haben.

Der Fall Wheatley scheint auf den ersten Blick ähnlich gelagert. Audi bot mehr Geld und mehr Befugnisse. „Ich freue mich für ihn“, sagte Verstappen. Doch da ist noch etwas. Die Affäre um Horner und der Machtkampf im Brauseimperium. Wheatley, heißt es, habe sich zur österreichischen Fraktion des Konzerns bekannt, der um Motorsportberater Helmut Marko. Die thailändischen Mehrheitsgesellschafter, die 51 Prozent besitzen, stützten hingegen Horner, besuchten ihn mehrmals solidarisch am Rennplatz. Vor zwei Wochen erklärte Red Bull den Fall für beendet. Auch die zweite Untersuchung der Vorwürfe gegen den Teamchef durch einen „unabhängigen Anwalt“, ausgelöst durch das Berufungsersuchen der früheren Mitarbeiterin, fiel zu Horners Gunsten aus. Was von dem Ergebnis einer für die Öffentlichkeit nicht einsehbaren und folglich nicht zu durch-

blickenden Untersuchung auch zu halten sein mag: Vorerst scheint es, als habe Horner die Affäre überstanden. So liegt nahe, dass sich Wheatley weglocken ließ. Dass auch Newey wegen der Horner-Affäre geht, ist nicht belegt, erscheint aber plausibel. Zumal die Horner beschuldigte Kollegin auch für ihn arbeitete.

Allgemein ließen die Störgeräusche in den vergangenen Wochen merklich nach. Zeitweise schien es, als würde Marko, der den jungen Verstappen 2016 gegen Horners Willen in den Red Bull hievte, den Rennstall sofort verlassen. Jedoch, seit der Brauserenner auf der Piste nicht mehr allen davonrast, scheinen sie im Bullenstall eine Feuerpause vereinbart zu haben. Horner, so macht- wie selbstbewusst, sah ein, dass der Red Bull in diesem Jahr keine Rakete ist, mit der jeder gewinnt. Er verstand, dass der Erfolg des Rennstalls, und damit seine Zukunft als Teamchef, in Verstappens Händen liegt. Im Gegensatz zu seinem Teamkollegen Sergio Pérez gewinnt Verstappen selbst in einem Auto, das zwar schnell ist, aber nicht überlegen.

Und nur weitere Siege sichern Horner den Beistand aus Thailand. Marko durfte bleiben, weil Verstappen, dessen Vertrag bis nach der Saison 2028 gilt, widrigenfalls gegangen wäre. Das regelte eine entsprechende Klausel. Seit aber Marko seinen Vertrag vor wenigen Wochen bis zum Ende des Jahres 2026 verlängerte, scheint ein vorzeitiger Wechsel des Chefpiloten ausgeschlossen. Mercedes-Teamboss Toto Wolff hätte ihn gerne verpflichtet, verzögerte dafür die Vergabe des frei werdenden Hamilton-Cockpits. Doch nur der vorzeitige Abschied Markos hätte Verstappen den Transfer ermöglicht. Ein Insider aber sagt der F.A.S., es fänden sich immer Wege, aus einem Vertrag rauszukommen. Wenngleich es dazu keinen Grund gibt, so Marko bleibt und Red Bull Verstappen weiter siegfähiges Material bereitstellt. Und der „brain drain“? Das Fachblatt „Auto Motor und Sport“ zitierte unter der Woche einen entschlossenen Helmut Marko: „Wir sind breit und gut aufgestellt“, sagte der 81-Jährige. „Wir werden um jeden Mitarbeiter kämpfen.“

## SIPPELS SPORTSTUNDE



Wieso Radfahren in der Gruppe?

VON STEFANIE SIPPEL

Haben Sie die letzte Etappe der Tour de France Femmes geschaut? Irre, wie knapp das war. Vier Sekunden, die am Ende entschieden. Viel spannender als bei der Tour der Männer, wo ja schon ziemlich früh alles klar war. Wie toll, was diese Frauen da leisten, wie weit dieser Sport mittlerweile ist. Und was für Vorbilder da im Sattel sind.

In den Tagen danach fiel mir auf: Das geht weit über die Tour hinaus. Am Main beobachtete ich all diese Frauen mit ihren Rennrädern und Gravelbikes, die an mir vorbeizischen, und freute mich darüber, dass sich so viele in den Sattel schwingen. Die meisten waren allein unterwegs. Aber ist es nicht viel schöner, in der Gruppe zu fahren? Und findet man dort schneller den Einstieg ins etwas professionellere Fahren?

Vor sechs Jahren gründete Ann-Kathrin Ernst den „Girlsride“ in Frankfurt. Einmal im Monat treffen sich Frauen, um gemeinsam zu fahren. Manche hätten vielleicht anfangs Hemmungen, sich einer Gruppe anzuschließen, sagt Ernst. Und die eine oder andere fragte sich vielleicht: „Kann ich das auch?“ Ernst und ihre Mitorganisatorinnen wollen Frauen empowern und an den Sport heranführen. „Wir sagen das nicht nur, bei uns wird auf alle gewartet“, sagt Ernst.

Auch sie selbst, die eigentlich aus dem Triathlon kommt, habe anfangs von der Erfahrung anderer profitiert. „Auch wenn beispielsweise beim ersten Platten jemand dabei ist, kann das helfen. Beim nächsten Mal sehe ich dann: Ach, das kriege ich allein hin.“ So steige nach und nach das Vertrauen, nicht nur beim Fahren selbst, sondern auch in Bezug auf technische Aspekte.

Doch vor allem der soziale Aspekt spielt für Ernst eine große Rolle. „Nicht nur die Zeit vergeht schneller, man tauscht sich auch über Themen aus, die weit über den Radsport hinausgehen“, sagt sie. Ihr Ziel ist es, dass alle sich in der Gruppe willkommen fühlen. „Egal welches Rad oder welche Klamotten du hast, wichtig ist bei uns, eine gute Zeit zusammen zu haben.“ Alle mitzunehmen sei dabei der Kern: „Wer keine Lust hat, Rücksicht zu nehmen, ist bei uns nicht richtig.“ Die Schnelleren könnten ja irgendwann allein fahren oder sich wieder in kleineren Gruppen verabreden, um den Taunus gemeinsam zu erkunden. „Komm doch einfach mal vorbei“, sagt Ernst am Ende. Ja, warum eigentlich nicht?

Klar, die Tour hat eine große Strahlkraft, das sagen die Fahrerinnen immer wieder. Aber am Frauenradsport wird auch woanders gearbeitet – direkt bei mir vor der Haustür.

Sie haben auch Fragen zum Sport? Schreiben Sie Stefanie Sippel unter: sportstunde@faz.de

## KOPF DER WOCHE JANNIK SINNER

# Unter Verdacht

In Südtirol wird er gefeiert, lockt Touristen selbst aus den USA – nun erschüttern Dopingvorwürfe die heile Tenniswelt. Von Klaus Bellstedt

Wenn Jannik Sinner irgendwann einmal auf seine Karriere im Profitennis zurückschaut, dann wird vielleicht das Jahr 2024 als Erstes in seinen Erinnerungen hochkommen. Sportler denken an Erfolge, sie denken an Einschnitte, sie denken auch an Brüche. Im Januar gewann der Südtiroler bei den Australian Open sein erstes Grand-Slam-Turnier, im Juni bei den French Open folgte der nächste Meilenstein: Sein Einzug ins Halbfinale von Roland Garros war gleichbedeutend mit dem Erklimmen des Thrones im Herrentennis. Sinner war jetzt die Nummer 1. Er ist es immer noch. Und obwohl sich Novak Djokovic bei den Olympischen Spielen die Goldmedaille gesichert hat, ist es jetzt so: Sinner ist das neue Gesicht des Tennis.

Er allein hat es mit seinen Leistungen geschafft, die Wachablösung nicht nur voranzutreiben, sondern auch zu vollziehen. Sinner ist erst 23 Jahre alt, bei Instagram postet der Mann aus Südtirol

gern Bilder seiner wunderschönen Heimat. Er hat auch eine Freundin, die in Moskau geborene Anna Kalinskaja, eine erfolgreiche Tennisspielerin. Sein Vater, Johann Sinner, ist Koch, und seine Mutter, Siglinde Sinner, arbeitete früher als Kellnerin in einem Skigebiet. Heute führen sie das Haus Sinner, ein Ferienhaus im Südtiroler Örtchen Sexten. Seit Sinner, den sie in seiner Heimat wegen der markanten Haarfarbe den „roten Baron“ nennen, erfolgreich ist, kommen – so erzählen es die Wirte im Pustertal – noch mehr Touristen in die Berge. Viele davon aus den USA. Ja, die Story von Jannik Sinner hat auch etwas Romantisches. Etwas Unbeflecktes.

Aber seit dieser Woche liegt etwas im Argen. Das Bild des bescheidenen und stillen Dorfjungen, der sich in seiner Kindheit irgendwann für den Tennissport und gegen das Skifahren entschieden hat, hat Risse bekommen. Und plötzlich ist für Sinner nichts mehr so, wie es war. Am 10. März, bei einer sogean-

annten Wettkampfkontrolle in Indian Wells, wurde er positiv auf das anabole Steroid Clostebol getestet, bei der Dopingprobe wurden geringe Mengen festgestellt. Eine weitere Testung, die acht Tage später in einer Trainingsphase genommen wurde, erbrachte dasselbe Ergebnis. Die International Tennis Integrity Agency (ITIA) setzte Sinner in beiden Fällen vorübergehend außer Gefecht. Sinner legte Berufung ein – und die ITIA akzeptierte seine Erklärung: Ein Physiotherapeut seines Teams habe ein Clostebol-haltiges Spray verwendet, um eine eigene Hautverletzung am Finger zu behandeln. Ohne Handschuhe massierte und behandelte er anschließend Sinner, was zu einer „unbeabsichtigten Kontamination“ geführt haben soll. All das kam erst in dieser Woche heraus, die ITIA, ein Zusammenschluss der Tennisverbände ATP, WTA und ITF sowie der Grand-Slam-Turniere, veröffentlichte ihren Report am vergangenen Dienstag. Die Sinner-

Seite verschickte zudem ein Pressestatement, versehen mit der Headline: „Jannik Sinner von jeder Art des Fehlverhaltens von unabhängigen Tribunal freigesprochen.“

Selbst gut informierte Tennis-Insider wunderten sich über das, was da in ihren Posteingang reingeflattert kam. Das Erstaunen über die Sache an sich war schon groß. Aber man fragte sich auch: Warum verging so viel Zeit zwischen den Dopingproben und der Veröffentlichung des Falls? Hätten die Tennisbehörden nicht schneller reagieren müssen? Und die vielleicht wichtigste Frage: Ist Sinners Erklärung, wie es zu der positiven Probe kam, wirklich glaubwürdig? Der Südtiroler wurde nicht gesperrt, lediglich 400 Punkte, die er in Indian Wells gewonnen hatte, wurden ihm abgezogen. Dazu das erspielte Preisgeld von 300.000 Euro wieder eingekassiert.

Am Montag starten nun die US Open, das letzte der vier großen Major-

Turniere des Jahres. Sinner geht als Topfavorit in New York an den Start, in der vergangenen Woche gewann er das Masters-Turnier in Cincinnati. Die Form stimmt also, aber wie sieht es im Kopf des sensiblen Profis aus? Sicher ist, er wird in New York mit der unangenehmen Doping-Geschichte konfrontiert werden. Die Welt-Anti-Doping-Agentur (WADA) will die Entscheidung der ITIA „sorgfältig prüfen“, um gegebenenfalls Berufung gegen den Freispruch einzulegen. Von Sinner, diesem phantastischen Tennisspieler mit den fließenden Bewegungen, hört man dieser Tage wenig. „Ich werde diese herausfordernde und tiefst unglückliche Zeit nun hinter mich lassen“ – mit diesen Worten wird er im PR-Statement seiner Agentin zitiert. Wenn es nur so einfach wäre.





## Ausgelöscht und ausgestellt

Das älteste und größte Löschflugboot der Welt, die Martin Mars, hob jetzt zum letzten Flug ab. Nachfolger sind umgebaute Boeing 737.

Von Jürgen Schelling

**M**ars macht mobil – genau wie der alte Schorkriegel-Werbespruch könnte das Motto der Wiederbelebung eines fliegenden Dinosauriers lauten. Die 1945 gebaute Martin JRM-3 Mars war in den 1940er-Jahren das größte in Serie produzierte Flugzeug. Die Viermotorige diente nach ihrer Zeit als Transporter bei der amerikanischen Navy ab ihrem Umbau 1963 zur Bekämpfung von Waldbränden mehr als 55 Jahre als gigantisches Löschflugboot in Kanada.

Dort ging sie zwar vor neun Jahren in den temporären Ruhestand, hob aber vor einigen Tagen noch einmal ab. Bei Testflügen Anfang August wurde überprüft, ob auch im Flug alle Systeme korrekt arbeiten. Ihr letzter Flug führte den Flugboot-Giganten jetzt am 11. August zum künftigen Altersruhesitz im BC Aviation Museum im Städtchen Victoria der kanadischen Provinz British Columbia. Immerhin bis 2015 war die mit Spitznamen „Hawaii Mars II“ genannte Viermotorige im aktiven Löscheininsatz.

Diese lange Karriere hatte ihr einst aber niemand in die Wiege gelegt. Denn zur Zeit ihrer Produktion 1945 führten die Vereinigten Staaten noch Krieg mit Japan und Deutschland. Noch kurz zuvor schienen große Flugboote als Truppentransporter eine Notwendigkeit zu sein. Mit dem Entstehen von immer mehr Flughäfen weltweit in der Nachkriegszeit war das Aufgabengebiet des riesigen

Wasserflugzeugs aber verschwunden. Mit 61 Meter fast so viel Spannweite wie die Boeing 747, einer Länge von 35,7 Meter, vier je 3050 PS starken Sternmotoren vom Typ Pratt & Whitney R-4360-45 Wasp und einem maximalen Abfluggewicht von 75 Tonnen ist die Martin Mars das größte in der Zeit des Zweiten Weltkriegs hergestellte Flugzeug. Einmal waren auf dem Flug 263 Menschen mit an Bord.

Nachdem die U.S. Navy den Giganten ausmüsterte, kaufte 1958 das kanadische Holzindustrie-Konsortium „Forest Industries Flying Tankers“ die Hawaii Mars II – die erste Hawaii Mars wurde 1945 nur wenige Wochen nach ihrer Indienststellung durch eine Bruchlandung zerstört – als Teil ihrer Feuerflotte. Zudem erstand das Unternehmen eine weitere Martin Mars sowie jede Menge Ersatzteile, da insgesamt nur sechs statt der ursprünglich vorgesehenen 20 Exemplare entstanden.

Seit dem Umbau zum Feuerlöschflugzeug 1963 kann das Flugboot nun eine gigantische Menge Löschwasser aufnehmen. Dies geschieht, indem die Piloten den Flugboot-Dino auf einem See aufsetzen und etwa 25 Sekunden lang mit etwa 120 km/h auf der Wasseroberfläche entlanggleiten. In dieser Zeit pressen Schnorchel das Wasser in die Lösch-tanks. Der Flugingenieur im Cockpit bedient in dieser schwierigen Phase, in der das Flugboot in jeder Sekunde eine Tonne schwerer wird, die vier empfindlichen



Die riesige Hawaii Mars muss an einer Boje festmachen, einen Anker gibt es nicht. Foto: Andreas Zeitler

Sternmotoren. Direkt nach der Wasseraufnahme gibt der Pilot Vollgas und hebt wieder vom See zum nächsten Löschein-satz ab. Dabei sind die 27.000 Liter die größte Menge, die ein Wasserflugzeug zur Feuerbekämpfung je auf einmal aufnehmen kann. Zum Vergleich: Die von ihren Einsätzen in den Mittelmeerländern bekannten Canadair-415-Löschflugboote können maximal 6000 Liter in zwölf Sekunden auf der Wasseroberfläche aufnehmen.

Die letzten beiden verbliebenen Martin JRM-3 Mars, benannt mit Hawaii Mars II und Philippine Mars nach ihren früheren Einsatzgebieten, wurden schließlich 2007 vom kanadisch-amerikanischen Löschespezialisten Coulson Aviation übernommen. Dieses weltweit agierende Unternehmen hatte zwar bereits Erfahrung im Umbau von Hubschraubern zu Löschhelikoptern, aber das Know-how und die Kompetenz für die Waldbrandbekämpfung mit Flugzeugen entstanden hauptsächlich durch die Hawaii Mars II.

Sie war bei Coulson bis zum Herbst 2013 als letztes Exemplar ihres Typs regelmäßig im Löscheininsatz. Durch die betagten und Unmengen verbleibtes Flugbenzin anstelle von Kerosin schlucken-den Sternmotoren musste jede Flugstunde allerdings mit vielen tausend kanadischen Dollar bezahlt werden. Wohl noch schlimmer: Jede Stunde in der Luft verursachte bis zu 100 Wartungsstunden, bedingt durch die mehr als 60 Jahre alte Technik und ihren mit Dinosauriern vergleichbaren Triebwerken.

Zudem hat die Martin Mars kein sogenanntes Amphibienfahrwerk wie etwa modernere Flugboote des Typs Canadair 415, also ein im Rumpf einziehbares Radfahrwerk, um auch auf befestigten Landbahnen auf Land aufsetzen zu können. Die gesamte Wartung der Martin Mars muss also entweder auf einem See stattfinden oder die Maschine aufwendig jeweils ins Trockendock des Unternehmens gezogen werden.

In der heftigen kanadischen Waldbrandsaison 2015 wurde die Hawaii Mars II allerdings wieder kurzzeitig reaktiviert und stand erneut als Löschflugzeug in der Provinz British Columbia im Einsatz. Noch im selben Jahr ging die Maschine erneut in den zeitweisen Ruhestand, um aber bereits 2016 für einen publikums-wirksamen Überflug beim Fliegertreffen in Oshkosh im Nachbarland USA wieder reaktiviert zu werden. Damit hoffte man erfolglos, einen neuen Betreiber zu finden. Seit 2022 hat Coulson Aviation die Hawaii Mars II für fünf Millionen US-Dollar zum Kauf angeboten. Es fand sich aber kein Interessent. Deshalb kam in diesem Jahr die Kehrtwende: Coulson stiftet die Hawaii Mars II dem kanadischen BC Aviation Museum am Victoria Airport.

Das Problem: Um dorthin zu kommen, muss sie noch mal fliegen, eine Demontage und der Transport auf dem Landweg sind unmöglich. Deshalb wurde die Maschine im Juli vom Trockendock am Sprout Lake in Port Alberni wieder ins Wasser gebracht, technisch aufgepöppelt, und die vier Sternmotoren wurden zu Probelaufen gestartet. Am 1. und 2. August ging es zudem zu zwei jeweils einstündigen Probeflügen in die Luft. Das war eine sinnvolle Entscheidung.

Denn gleich beim ersten dieser Flüge musste einer der vier Sternmotoren vor der Landung abgestellt werden, weil sich Probleme mit dem Öldruck zeigten. Tags darauf funktionierte hingegen alles. Am 11. August startete die Hawaii Mars ihren nun wirklich allerletzten Flug. Tausende Schaulustige säumten dabei das Ufer, um dieses einmalige Ereignis und die Landung dieser Ikone der Löschfliegerei im Meeressam Patricia Bay vor dem Victoria Airport mitzuerleben. Sogar neun Jets der Kunstflugstaffel Snowbirds der kanadischen Royal Airforce eskortierten die Mars auf diesem Flug. Für sie wird nun als

Aktuell wüten aufgrund von Trockenheit und Dürre wieder weltweit Waldbrände. Foto: dpa

künftiges Herzstück des British Columbia Aviation Museum ein eigenes Refugium geschaffen. Dort kann das einzigartige Löschflugboot besichtigt werden.

In einer viel moderneren Liga als das betagte Flugboot spielen hingegen die aktuellen Löschflugzeuge von Coulson Aviation. Das Unternehmen ist spezialisiert auf den Umbau bestehender Jets oder Transportflugzeuge zu Löschfliegern ebenso wie auf die Umrüstung von Helikoptern zur Bekämpfung von Waldbränden. So gibt es in der Coulson-Flotte mehrere umgebaute Flugzeuge als Löschflugzeuge. Aktuell kommen sechs umgerüstete Boeing 737 der älteren Baureihen 300 und 700 unter dem Namen Fireliner zum Einsatz. Die jüngste und modernste 737-700 kann bis zu 19.000 Liter Löschmittel während eines Flugs abwerfen.

Derartig modifizierte ehemalige Passagier- oder Frachtjets haben allerdings zwei Nachteile. Sie müssen konstruktionsbedingt deutlich schneller fliegen als eine Turboprop. Deshalb ist ihre Zielgenauigkeit beim Löscheininsatz geringer. Der zweite Nachteil: Diese Löschflugzeuge benötigen immer die Infrastruktur eines Flughafens mit einer langen und betonierten Landebahn zum Starten und Landen.

Ihr großer Pluspunkt ist im Umkehrschluss ihr Tempo. Die Jets sind viel schneller am Ziel als Turboprop-Löschflugzeuge und können selbst große Distanzen dank ihrer Geschwindigkeit von bis zu 900 km/h und zumeist üppigen Reichweite in kurzer Zeit überwinden. Coulson will innerhalb von 24 Stunden jeden Ort auf der Welt mit seinen Löschflugzeugen erreichen können. Auf Kontinenten wie Australien, wo große Seen Mangelware sind, können zudem keine Löschflugboote wie etwa die in Mitteleuropa und Nordamerika häufig verwendeten Canadair 415 von Bombardier/de Havilland Canada eingesetzt werden.

Soll aber der Einsatz beispielsweise von unbefestigten Pisten nahe dem Brandherd stattfinden, hat Coulson auch dafür passende Maschinen im Portfolio. Die extrem robuste Hercules C-130 in der Löschversion kann auf Gras, Schotter und anderen unbefestigten Pisten von knapp 1000 Metern Länge aufsetzen und abheben. Dadurch kann die Turboprop näher am Einsatzort operieren und zeitraubende An- oder Abflüge werden so vermieden.

Die Viermotorige wird von Lockheed Martin ununterbrochen seit mehr als 60 Jahren produziert und ist in den Baureihen C-130 Hercules, Super Hercules und L-100 in rund 2500 Exemplaren im Einsatz. Coulson baut sie aber nicht dauerhaft um, sondern hat einen portablen Rüststap entwickelt, der den Lösch-wassertank und eine Abflussvorrichtung für das Löschmittel beinhaltet.

Beides kann je nach Bedarf in lediglich 30 Minuten in den Rumpf fast jeder C-130 installiert und wieder entfernt werden. Drei eigene Exemplare dieser Hercules sind für das Unternehmen weltweit im Einsatz. Bei jedem Abwurf können 15.000 Liter Löschmittel abgeworfen werden. Das System wird auch an andere Hercules-Betreiber verkauft.

Für Piloten, egal, ob im Cockpit einer Boeing 737 Fireliner oder C-130 Hercules, sind Löscheinsätze immer herausfordernd. So schüttelt Turbulenzen Flugzeug wie Mannschaft über dem Feuer durch. Die Sicht ist durch Rauch und Qualm meist extrem schlecht. Dazu kommt eine hohe Anspannung, die den Flugzeugführern im Cockpit zu schaffen macht. Denn der Autopilot nützt hier nichts, diese Löscheinsätze werden manuell geflogen. Nur so können die Piloten im Tiefflug das zur besseren Sichtbarkeit rot eingefärbte Löschmittel möglichst zielgenau über dem Brandherd abwerfen.

Trotz allen Know-hows der in den Löschflugzeugen eingesetzten Technik bleibt immer ein Restrisiko. So hat Coulson tragische Verluste in den vergangenen Jahren erlebt. Am 6. Februar 2023 verunglückte 450 Kilometer südöstlich von Perth in Westaustralien eine umgebaute Boeing nach einem Löschein-satz. Beide Piloten konnten sich aus dem Wrack befreien und blieben nahezu unverletzt.

Die 737-300 kann auf jedem Flug 15.000 Liter Löschmittel abwerfen. Die verunglückte Boeing war allerdings nicht abgestürzt, sondern hatte nach einem Wasserabwurf in hügeligem Gebiet nicht rasch genug Höhe gewonnen und berührte wohl im Horizontalflug den Boden. Obwohl der Jet in mehrere Teile zerbrach und zu brennen begann, hatten die Piloten Glück im Unglück. Die Cockpitsektion blieb heil, und die Mannschaft konnte das Wrack aus eigener Kraft verlassen. Die Kanadier verloren mit dieser 737 bereits ihr zweites Flugzeug innerhalb von drei Jahren in Australien. 2020 war eine Turboprop vom Typ C-130 Hercules bei Löschein-sätzen ebenfalls in Down Under abgestürzt. Dabei verloren alle drei Personen an Bord ihr Leben.



Dies ist keine Passagier-Boeing-737, sondern eine zum Löschflugzeug umgebaute 737 Fireliner mit bis zu 19.000 Liter Löschwasser an Bord.



Die buschpistentaugliche C-130 Hercules wird mithilfe eines portablen Löschesystems innerhalb von 30 Minuten zum Feuerlöschflugzeug.



Die Hawaii Mars flog insgesamt über 79 Jahre hinweg – jetzt hat sie den Ruhestand im Museum verdient. Foto: Coulson Aviation (3)

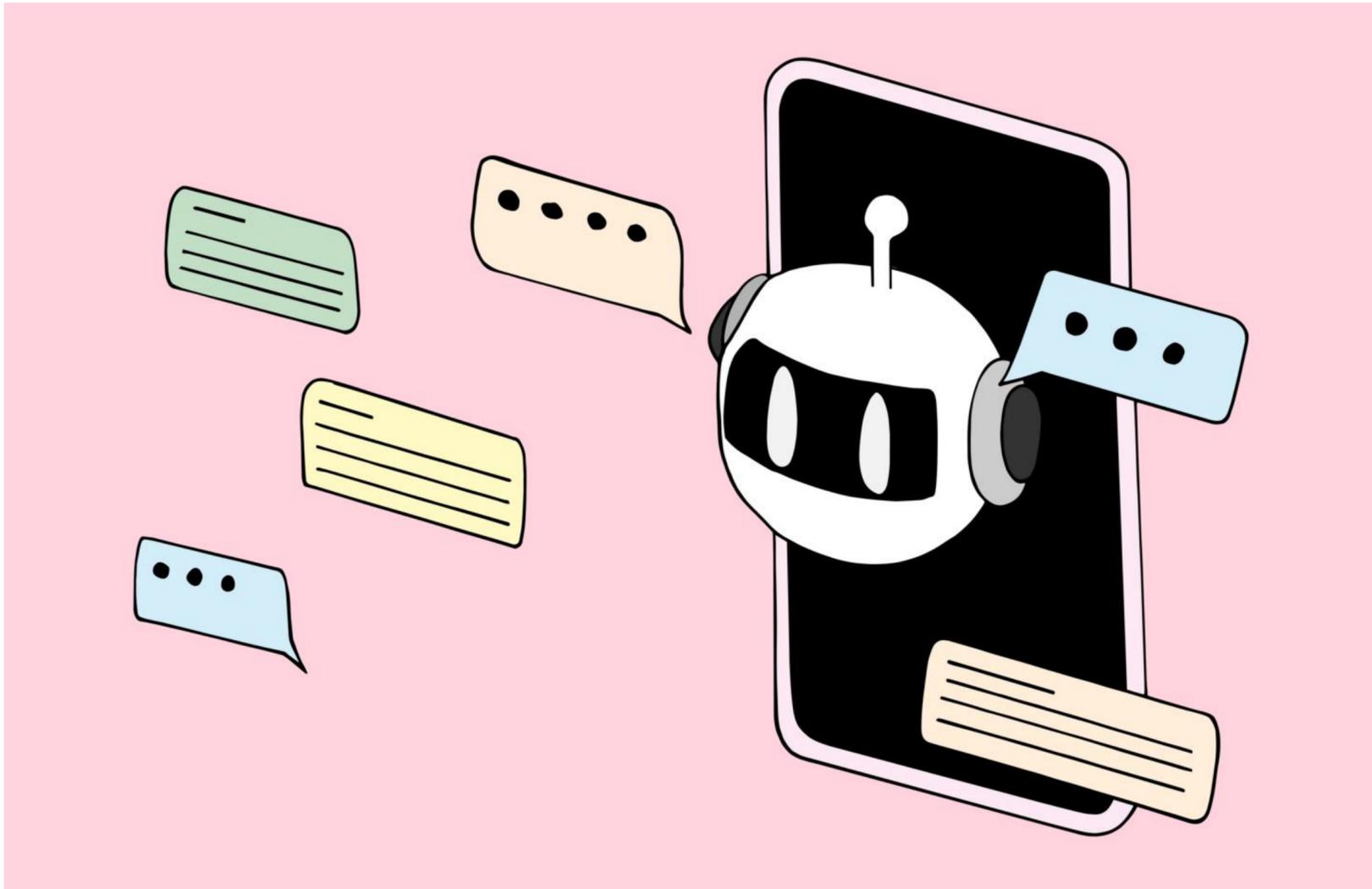


Illustration Getty

**K**ünstliche Intelligenz (KI) ist überall ein großes Thema, jetzt gelangt sie auf die Smartphones. Apple hat auf seiner Entwicklerkonferenz im Sommer viele Neuerungen rund um Text und Grafik vorgestellt. Die Innovationen kommen aber zunächst nur für die englische Sprache, und die EU-Kundschaft bleibt vorübergehend außen vor, weil die EU mit dem hier geltenden Digital Markets Act anordnen könnte, dass Apple neue Dienste und Funktionen auch konkurrierenden Anbietern zur Verfügung stellen muss. Damit würden Sicherheit und Datenschutz untergraben.

Die EU-Kommission will sich gegenüber einem prominenten Gegner profilieren. Apple taugt dazu, Samsung eher weniger, sie stehen zu wenig im Licht. Das liegt vielleicht auch daran, dass die KI-Funktionen der Koreaner kaum bekannt sind, obwohl sie schon seit Wochen auch auf europäischen Geräten und mit deutscher Sprache funktionieren. Verblüffenderweise kann man mit einem Samsung-Smartphone schon jetzt fast alles machen, was auf den iPhones in diesem Jahr nur auf Englisch außerhalb der EU funktionieren wird.

Beginnen wir mit einem Blick auf die Schreibtools. Sie stehen in allen Apps zur Verfügung, in denen auch die Tastatur eingeblendet wird. Als hilfreicher Begleiter funktionieren sie sowohl in der E-Mail als auch im Chat. Die Tools arbeiten auf mehreren Ebenen: Man gibt ein paar Stichworte ein, und die KI schreibt den gesamten Text. Wir erhalten eine Nachricht, auf die wir lieber nicht antworten wollen, geben der KI als Stichwort die Antwort „Thema wechseln“ vor und wählen einen zwanglosen Schreibstil. Schnell entsteht aus nur zwei Wörtern folgender Textentwurf: „Hey, ich hätte Lust, mal über etwas anderes zu sprechen. Es wäre schön, wenn wir die Konversation in eine andere Richtung lenken könnten. Was hältst du davon?“ Nicht schlecht.

Ferner kann man bereits geschriebenen Text auf Rechtschreibung und Grammatik prüfen lassen, was ungemein hilfreich ist. Vor allem wenn man mit der schlechten Spracherkennung von Android diktiert hat. Sodann gibt es auch die Möglichkeit, aus Stichworten einen Post in sozialen Medien zu gestalten. Ein Facebook-Kommentar mit der Eingabe „Sachlich bleiben“ führt zu folgendem Vorschlag: „Sachlichkeit ist der Schlüssel zu konstruktiven Gesprächen. Versuchen wir, respektvoll miteinander umzugehen.“ Dazu gibt es dann noch gleich die passenden Hashtags und Emojis.

Mit der Chat-Übersetzung kann man in einem Messenger-Dialog die eingehende Nachricht aus einer Fremdsprache in die deutsche Sprache

übersetzen lassen. Unter dem Eingabefeld für die eigene Antwort blendet die KI ein zweites Feld ein, in das man in seiner Sprache schreibt. Mit dem Betätigen der Return-Taste wird der eigene Text automatisch in die Fremdsprache übersetzt und ins Eingabefeld kopiert. Das wirkt sehr durchdacht.

Insgesamt sind die Schreibtools mit KI ein faszinierendes Werkzeug. Wer mit dem Smartphone unterwegs schreiben muss und die Form wahren will, ist hier gut beraten. Hat man Probleme mit Schrift und Sprache, sind sie ein gutes Werkzeug, die eigene Unzuläng-

der App „Diktiergerät“. Er kann verschiedene Sprecher unterscheiden und die Aufnahme verschriftlichen wie auch in eine andere Sprache übersetzen und nicht zuletzt sogar eine Zusammenfassung erstellen. Wir probierten das Ganze im Büro aus und unterhielten uns zehn Minuten lang mit einer Kollegin. Die Zuweisung des Textes an beide Sprecher gelang gut, auch werden bei der Transkription die selbstredend nicht mitgesprochenen Satzzeichen eingefügt. Aber die Erkennungsleistung ist mau. Aus „zubeißt“ wurde „zubereist“ und viele

Die Samsung-App „Galerie“ ist der Anlaufpunkt, wenn es um die KI-basierte Fotobearbeitung geht. Das Entfernen, Verschieben und Skalieren von Objekten, das Umwandeln von Porträtfotos in künstlerische oder Comic-Zeichnungen und das Erstellen von Objekten nach den Vorgaben der Zeichnung des Nutzers werden hier angeboten.

Die Basisfunktionalität überzeugt: Man markiert durch längeren Fingerdruck beispielsweise einen Spaziergänger im Landschaftsmotiv, löscht ihn, und die KI berechnet einen neuen

groß genug, skaliert man ihn so, dass er für ein Angeberfoto taugt. Mit der Funktion „Skizze zu Bild“ malt man etwas mit dem Finger auf ein vorhandenes Foto. Die KI zeichnet dann ein echt wirkendes Objekt in das Foto hinein, etwa einen Vogel, der schnurstracks auf das Fischbrötchen in der Hand zufliegt oder einen Hut auf dem Kopf einer Person. Erkennt die KI die menschliche Eingabe nicht, entstehen skurrile Bilder. Statt eines Hutes zauberte sie uns einen Berggipfel auf den Kopf.

Mit dem „Portrait Studio“ lassen sich eigene Porträtfotos künstlerisch in vier Stilen verfremden, als Comic, dreidimensionalen Cartoon, im Wasserfarbenstil und als Skizze. Mit der Vorlage hat das Ergebnis nichts zu tun, die KI lässt sich vom Ausgangsfoto inspirieren und zeichnet dann ein sehr künstlich wirkendes Bild, das zudem den Porträtierten deutlich verjüngt. Alle verfremdeten Fotos erhalten einen Hinweis auf die Samsung-KI, der aber nicht, weil er sich leicht entfernen lässt.

Ein digitaler Dolmetscher übersetzt zwischen 15 verschiedenen Sprachen, darunter Englisch, Französisch und Spanisch in Ländervariationen. Die Übersetzungen lassen sich mit einer synthetischen Stimme oder in großer Schrift auf dem Display ausgeben. Ein Klapphandy von Samsung erlaubt es, die Übersetzung auf einen Bildschirm zu legen und die eigene Eingabe auf einen anderen. Die Idee ist faszinierend, aber in der Praxis funktioniert der Dolmetscher eher schlecht als recht. Besser gefiel der Hörmodus. Dabei hört die KI in den Raum hinein, erkennt Äußerungen in einer Fremdsprache und zeigt die Übersetzung auf dem Display an. Man erhält beispielsweise in einer englischsprachigen Konferenz eine deutsche Übersetzung, die man sich auch mit Kopfhörern vorsprechen lassen kann.

Nicht zuletzt bietet Samsung auch für das Web seine Künstliche Intelligenz an. Im Samsung-Browser kann man komplette Seiten zusammenfassen und abermals übersetzen lassen, beides gefällt. Von Google übernommen haben die Koreaner die „Suche per Einkreisen“: Man markiert mit dem Finger oder Stift ein Objekt auf dem Bildschirm, und schon startet eine visuelle Google-Suche. Personen werden übrigens nicht gefunden.

Alles in allem liefert Samsung ein ungemein interessantes KI-Paket. Vieles ist Spielerei, aber die Schreibtools überzeugen. Der Unterschied zu Apples Ankündigung besteht darin, dass die Samsung-KI nur auf bestimmten Inhalten aufsetzt. Apple will für eine bessere Leistung auch die persönlichen Daten des iPhone-Nutzers integrieren.

# Samsung vor Apple

Apple will Künstliche Intelligenz demnächst aufs iPhone bringen. Vielleicht auch in der EU. Samsung hat schon jetzt abgeliefert, und das Ergebnis überrascht.

Von Michael Spehr

lichkeit zu kaschieren. Die aus knappen Hinweisen erzeugten langen Texte wirken natürlich wie alle KI-Texte etwas bemüht und gestelzt. Dass es Roboter-texte sind, bemerkt man um so eher, je mehr man von ihnen liest. In den Vereinigten Staaten, wo die iPhone-Schreibtools bereits als Beta-Version laufen, ist eine Diskussion entfacht, ob Apple die im englischen Sprachraum sehr beliebte App „Grammarly“ überflüssig machen wird. Jedenfalls sollten sich Eltern nicht mehr wundern, wenn ihre Kinder plötzlich anfangen, WhatsApp-Nachrichten in fehlerfreier deutscher Sprache mit passender Interpunktion zu schreiben.

Ein zweiter Bereich der Samsung-KI ist der Transkriptionsassistent in

Fehler in der Groß- und Kleinschreibung sind peinlich. Die erstellte Zusammenfassung des Gesprächs war unbrauchbar. Hier wurde zu viel inhaltlich verwechselt.

Wir hatten den Eindruck, dass hier kein großes Sprachmodell der KI (Large Language Model) zum Einsatz kam. Um gegenzuprüfen, setzten wir die Audiodatei einem solchen Sprachmodell vor, nämlich der gratis erhältlichen Aiko-App auf dem iPhone, und ließen transkribieren. Dabei wird das Smartphone heiß, es dauert etwas länger, aber das Ergebnis war um Klassen besser, nahezu fehlerfrei und zudem auch unterteilt in die beiden Sprecher.

In diesem Bereich vermag die Samsung-KI also nicht zu überzeugen.

Hintergrund ohne die unerwünschte Person. Photoshop und andere Apps können das auch, hier gelingt es allein am Smartphone. Gegebenenfalls ist das exakte Markieren der zu tilgenden Objekte problematisch. Dann sind nicht nur die störenden Füße im Bild futsch, sondern auch gleich noch der Teppich. Wo die KI etwas nicht wissen kann, wie es nämlich unter dem Teppich ausschaut, erfindet sie Texturen, Muster und Hintergründe mit verblüffender Kreativität.

Mit einem ähnlichen Verfahren markiert man Objekte, verschiebt sie oder skaliert sie. Der Hund wird größer, der Mensch kleiner – oder umgekehrt. Ist der Eiffelturm zwar im Hintergrund zu sehen, aber nicht

## SCHLUSSLICHT



### DIE TELEKOM FREI HAUS

VON MICHAEL SPEHR

**D**er Nachbar meldet sich. Die Telekom Deutschland hat angerufen und ihm ein günstiges Glasfaserangebot unterbreitet. Natürlich hat er zugeschlagen, und wir beraten ihn beim Kauf einer neuen Fritzbox, die für den superschnellen Netzzugang geeignet ist. Die Glasfaserrohre liegen an der Grundstücksgrenze, und nun muss die Telekom noch buddeln, um den Anschluss ans Haus zu bringen. Doch der Nachbar freut sich: Nein, keine Erdarbeiten, die Telekom hätte gesagt, das Glasfaserkabel sei schon durchgeschossen. Also kein Dreck, kein Aufwand. In der Tat kommt auf den letzten Metern bisweilen eine Technik zum Einsatz, bei der sich ein Bohrkopf, der mit einem Schlauch an einer Pressluftmaschine hängt, langsam durch das Erdreich pflügt. In den so entstehenden Kanal wird dann das Leerrohr für die Glasfaserleitung eingezogen. Anschließend wird das Glasfaserkabel mit Druckluft eingeblasen.

\*\*\*

Beim Nachbar ist das alles bislang nicht geschehen. Ohne Rohre in der Erde kann man nichts durchschließen. Was ist hier passiert? Vielleicht hat sich der Anbieter Deutsche Glasfaser, allseits beliebt und mit besten Referenzen, als Telekom Deutschland ausgegeben, spekuliert der Nachbar. Einige Tage später erhält er die Auftragsbestätigung der Telekom per E-Mail. Demnach erfolgt ein Tarifwechsel von Magenta Zuhause M auf die Version L für einen höheren Preis und mehr Tempo. Keine Glasfaser, keine Erdarbeiten, nur ein Tarifwechsel. Ein Taschenspielertrick, den der Nachbar der Telekom eigentlich nicht zugetraut hätte.

\*\*\*

Wir werfen einen Blick auf die E-Mail der besonders kommunikationsfreundlichen noreply@telekom.de. Alle persönlichen Daten, die Kundennummer und die Telefonnummer sind richtig. Die Mafia hat den Nachbarn also nicht angerufen, auch nicht die oft geschmähte Deutsche Glasfaser. Wir vermuten, dass der Telekom-Shop, in welchem der Nachbar regelmäßig ein neues iPhone kauft, die Kundendaten geplündert und dieses Superangebot auf den Weg gebracht hat. Das kann aber eigentlich nicht sein. Denn stolz schreibt die Telekom: „Machen Sie sich keine Gedanken über Ihre Daten. Die machen wir uns für Sie. Datenschutz hat bei uns oberste Priorität.“ Ihre Herausforderung, Malte Utecht! Das ist der „Leiter Kundenservice“ der Telekom, der auf besagter Auftragsbestätigung unterzeichnet hat. Auf seine Antwort sind wir nun gespannt.

## SCHLAGLICHT



Vor allem junge Menschen wollen Elektroauto fahren

Das ergab eine Umfrage des Meinungsforschungsinstituts Bilendi im Auftrag der ADAC Autoversicherung: Jeder zweite Autofahrer zwischen 18 und 29 Jahren steht den Stromern demnach offen gegenüber. In der Gruppe der über Fünfzigjährigen wollen nur neun Prozent als nächstes ein E-Auto kaufen.

## HINWEIS DER REDAKTION

Ein Teil der in Technik & Motor besprochenen Produkte wurde der Redaktion von den Unternehmen zu Testzwecken zur Verfügung gestellt oder auf Reisen, zu denen Journalisten eingeladen wurden, präsentiert.

## Wenn Pflegekräfte ihre Arbeitszeiten selbst festlegen

Stefanie Jung ist Mutter von vier Kindern und Pflegerin an einer Klinik in Siegen. Sie bestimmt, wann und wie viel sie arbeitet – und konnte nur deshalb in den Beruf zurückkehren.

Von Antonia Hotter

Pflege, das war für Stefanie Jung immer ihr Traumberuf. Vor 20 Jahren hat sie in der DRK-Kinderklinik in Siegen ihre Ausbildung zur Kinderkrankenpflegerin absolviert und ein Jahr lang auf der psychosomatischen Station gearbeitet. Dann bekam sie vier Kinder. Den Pflegeberuf konnte sie mit ihrem Familienleben nicht mehr vereinbaren. „Ich habe zwischen durch ein paar Mal in der Klinik angerufen“, erzählt Jung, „aber mir wurden Angebote gemacht, die ich mit vier Kindern nicht annehmen konnte.“ Grund dafür waren die Dienstzeiten. Der Frühdienst begann zu früh, der Spätdienst endete zu spät. Dieses Dilemma führte dazu, dass sie sich für einen Bürojob entschied, um ein bisschen Geld zu verdienen.

Vor fünf Jahren wendete sich das Blatt: Die DRK-Kinderklinik führte einen Flexpool ein. Das ist ein eigenes Team an

Pflegekräften, die selbst entscheiden können, wann und wie viel sie arbeiten. „Nur deshalb habe ich mich noch einmal beworben“, berichtet Jung. Für die zeitliche Flexibilität gibt es einen Preis: Flexpool-Pflegekräfte springen zwischen mehreren Stationen hin und her. Wo der Einsatz erfolgt, erfahren sie am Vortag. Es hängt davon ab, auf welcher Station gerade viele Pflegekräfte krank sind oder mehr Patienten versorgt werden müssen.

Der Wiedereinstieg war für die vierfache Mutter herausfordernd: „Ich hatte 13 Jahre lang nicht in der Pflege gearbeitet und sollte plötzlich auf mehreren Stationen beginnen. Natürlich hatte ich Angst“, erinnert sie sich. Heute möchte Jung jedem Mut machen, den Wiedereinstieg in den Pflegeberuf zu wagen. Das will die DRK-Kinderklinik mit dem Flexpool so einfach wie möglich gestalten – vor allem für Pflegekräfte, die familiäre Verpflichtungen haben. Die Klinik ist nach eigenen Angaben personell gut aufgestellt, doch Pflegedirektorin Janna Schirdewan denkt voraus: „Wenn die geburtenstarken Jahrgänge in Rente gehen, wird sich das ändern.“

Bis 2049 werden bundesweit voraussichtlich mindestens 280.000 zusätzliche Pflegekräfte benötigt, hat das Statistische Bundesamt berechnet. Schon heute herrscht in vielen Kliniken Pflegegenotstand. Dabei würden geschätzt 263.000 ausgestiegene Pflegekräfte in den Beruf zurückkehren, sofern sich die Arbeitsbedingungen deutlich verbessern. Das zeigte eine Studie der gewerkschaftsnahen Hans-Böckler-Stiftung aus dem Jahr 2022, deren Name bezeichnend ist: „Ich pflege wieder, wenn ...“.

Die Befragten forderten unter anderem, Dienstpläne langfristiger im Voraus zu planen, diese stärker an individuellen Bedürfnissen auszurichten, auch kurzfristig Flexibilität zu gewährleisten und gleichzeitig ein gutes Ausfallmanagement zu gewährleisten. Das setzt die DRK-Kinderklinik mit dem Flexpool-Konzept um. „Theoretisch könnte ich mir meine Dienste ein Jahr im Voraus wünschen. Der endgültige Dienstplan steht dann etwa zwei Monate vor Dienstbeginn fest“, erklärt Jung. Sie bekomme eigentlich immer genau die Dienste, die sie sich gewünscht habe, berichtet sie. Starre Anfangszeiten gibt es für Flexpool-Mitarbeiter nicht: „Regulär beginnt ein Frühdienst um sechs Uhr morgens. Wer erst um 08:30 Uhr beginnen kann, beginnt eben erst dann“, erklärt Pflegedirektorin Schirdewan. Sie merkt an: „Der Pflegeberuf ist toll, aber herausfordernd. Sehr oft liegt das an den Arbeitsbedingungen. Wir wollen das anders



Stefanie Jung

Foto Marcus Simaitis

dadurch den Einsatz teurer Leiharbeiter stark reduzieren und mehr Betten für die Versorgung der Patienten betreiben“, sagt Michele Tarquinio, pflegerischer Geschäftsführer im Klinikum Darmstadt. Kathrin Kleine, Pflegedienstleitung im Klinikum Fulda, verweist darauf, dass 2019 das Pflegepersonalstärkungsgesetz in Kraft getreten ist. „Alle Pflegefachkräfte, die am Patientenbett arbeiten, sind seitdem voll gegenfinanziert.“ Die öffentliche Hand begliche allerdings nur die Tariflöhne. Und Leiharbeiter würden in der Regel deutlich mehr kosten. „Diese Kosten können wir durch den Flexpool deutlich reduzieren“, sagt sie.

Der Flexpool bietet viele Vorteile. „Aber auch die Arbeit in einem starren System und einem festen Team hat seine Vorzüge. Das ist wichtig, so ist es fair“, sagt Pflegedirektorin Schirdewan. Als die Klinik den Flexpool einführt, sei das für viele eine Umstellung gewesen, „besonders für Pflegekräfte, die schon lange hier sind“, erinnert sich Jung. Mittlerweile würden die Abläufe sehr gut funktionieren, und die Stationspflegekräfte seien immer sehr dankbar, wenn jemand aus dem Flexpool einspringen könne. „Die Flexpool-Mitarbeiter sind eine wertvolle Unterstützung, selbst wenn sie manchmal ein oder zwei Stunden später dazustoßen“, ergänzt Schirdewan.

Manchmal vermisst Jung ein festes Team: „Ich merke den Unterschied natürlich, wenn Kollegen nicht wissen, wann ich Geburtstag habe oder ich nicht in den verschiedenen WhatsApp-Gruppen bin“, erzählt sie. Für sie überwiegen derzeit jedoch die Vorteile des Flexpools. Wenn ihre Kinder älter seien, könne sie sich vorstellen, fest auf einer Station zu arbeiten. Schon jetzt ist der Wiedereinstieg in den Pflegeberuf für Jung ein persönlicher Gewinn: Endlich könne sie wieder mit Kindern arbeiten, genau wie sie sich das schon nach dem Abitur gewünscht habe. „Ich bin einfach keine Büroislerin.“

**75** Jahre  
Frankfurter  
Allgemeine



## Jubiläums-Edition von Hedwig Bollhagen

75 Jahre F.A.Z. und 90 Jahre Hedwig Bollhagen

Was mit dem Material Metall ein Kinderspiel ist, gelang Hedwig Bollhagen mit Keramik. Sie stellte sich der Herausforderung, die meist runden Keramik-Dosen in eine strenge eckige Form zu bringen. Diese Dosen ebenso wie die Siebschale – bis heute ein Designklassiker – werden in den Marwitzer HB-Werkstätten für Keramik gefertigt. Die Jubiläums-Edition erscheint in dem von Hedwig Bollhagen geliebten Kobaltblau.

**Sichern Sie sich die Jubiläums-Edition:**

**Keramik-Dose 870 (10×14 cm) 176 Euro**

**Keramik-Dose 875 (7×12 cm) 197 Euro**

**Keramik-Siebschale 602 (8×27 cm) 234 Euro**

F.A.Z. Selection steht für herausragende Qualität und anspruchsvolle Produkte – exklusiv für F.A.Z.-Leser gefertigt in deutschen Manufakturen und von renommierten Herstellern. Besuchen Sie unseren Onlineshop!

faz.net/selection, Info: (069) 75 91-1010, Fax: (069) 75 91-80 82 52

Frankfurter Allgemeine  
**SELECTION**

### Gut informiert besser kaufen

Der F.A.Z.-Kaufkompass testet für Sie jedes Jahr Tausende Produkte. Um herauszufinden, ob sie sich im Alltag bewähren, entwickeln mehr als 50 Fachredakteure aufwendige Testverfahren und prüfen sämtliche Produkte kompetent, unabhängig und neutral. Unsere Empfehlungen kommen nicht durch eine Vielzahl vermeintlich objektiver Einzelwertungen zustande. Stattdessen entscheidet unsere Redaktion immer individuell und ganzheitlich anhand der Testergebnisse, welches Produkt für wen und welchen Anwendungsfall die beste Wahl ist. Damit Sie jederzeit die für sich optimale Kaufentscheidung treffen können, überprüfen und aktualisieren wir unsere Testberichte laufend. Entdecken Sie mehr als 800 Testberichte und Kaufratgeber rund um Technik, Küche, Haushalt, Familie, Sport, Outdoor, Beauty und mehr auf FAZ.NET/kaufkompass.



Bewegung per Knopfdruck: Höhenverstellbare Schreibtische helfen, die empfohlene Steh-Sitzdynamik in den Arbeitsalltag im Büro oder Homeoffice zu integrieren. Foto: Jose/Adobe Stock

Rund acht Stunden täglich verbringen wir größtenteils sitzend vor dem Schreibtisch. Die Bundesanstalt für Arbeitsschutz und Arbeitsmedizin rät zu einer Steh-Sitzdynamik, bei der das Arbeiten im Sitzen durch das Arbeiten im Stehen unterbrochen wird. So soll ein Mindestmaß an Bewegung in den Büroalltag gebracht werden.

Der Wechsel zwischen Sitzen und Stehen gelingt jedoch nicht ohne die richtige Büroausstattung. Und so mancher denkt bereits länger darüber nach, ob sich die Anschaffung eines höhenverstellbaren Schreibtisches lohnt. Wir haben acht solcher Modelle im Redaktionsalltag getestet. Dabei haben wir uns für die häufig angebotene und gekaufte Variante entschieden, also für Tische mit zwei Hubsäulen und elektrischem Antrieb. Wir haben alle höhenverstellbaren Tische unter den gleichen alltagsnahen Praxisbedingungen getestet.

Erste Erkenntnis: Die Tische sind auch für Personen mit zwei linken Händen schnell und einfach zu montieren. Nach der Montage haben wir unseren regulären Schreibtisch in der Redaktion geräumt und sind für mindestens einen Arbeitstag mit Sack und Pack auf einen der höhenverstellbaren Schreibtische umgezogen. Ein 27-Zoll-Monitor, Notebook, Maus und Tastatur, Telefon, Schreibutensilien und die Kaffeetasse mussten auf der Tischplatte Platz finden und beim Hoch- und Herunterfahren sicher stehen.

### Zitternde Tische

Als Erstes kam die Stabilität auf den Prüfstand. Um zu sehen, wie sich die Tische in Steh- und Sitzposition verhalten, haben wir uns auf die Tischplatte gelehnt. Anfangs zögerlich, mit nur einem Arm und wenig Gewicht, doch mit zunehmendem Vertrauen landeten beide Arme mit Ellenbogen auf der Tischplatte. Die Tische durften nicht kippen und in keinem Fall

# Auf und Ab am Arbeitsplatz

Höhenverstellbare Schreibtische sollen Büroarbeiter in Bewegung bringen, sind aber eine größere Anschaffung und nicht ohne Tücken. Wir haben getestet, ob sich der Umstieg lohnt. *Von Christopher Waß*

umfallen. Während sich die Tische in Sitzposition kaum voneinander unterscheiden, wackelten sie in Stehposition alle leicht. Das lässt sich aufgrund der Konstruktion mit zwei langen Hubsäulen wohl nicht ganz vermeiden.

Im Alltag fällt das jedoch nicht weiter ins Gewicht. Man kann also an höhenverstellbaren Schreibtischen arbeiten, ohne Angst haben zu müssen, dass man beim Abstützen die Tischplatte leer fegt oder vom Tisch begraben wird. Im Test ist uns

der Boho Office Basic Line positiv aufgefallen. In der Sitzposition unterscheidet er sich in puncto Stabilität kaum von einem normalen Schreibtisch. Auch in der Stehposition auf etwa 117 Zentimeter Höhe steht der Basic Line etwas stabiler als viele seiner Kollegen.

Bluetooth und eine App machen vieles besser, denken sich wohl einige Anbieter und stellen ihre Tische damit aus. Mit einer App kann man den Tisch aus der Ferne steuern, Höhenposi-

tionen speichern oder nachsehen, wie lange man den Tisch in welcher Position hatte. Ob das wirklich nötig ist, das muss jeder für sich selbst entscheiden.

### Nicht alle waren leise

Unsere Bürohündin Kira unterstützte uns während des Praxistests tatkräftig. Ihre Reaktion half uns besonders bei der Bewertung der Geräusche, die ein elektrischer höhenverstellbarer Schreibtisch

nun einmal beim Auf- und Abfahren erzeugt. Von den meisten Schreibtischen zeigte sie sich unbeeindruckt und verzog kaum eine Miene, zuckte höchstens einmal mit einem Ohr. Bei einigen wenigen Tischen jedoch zeigte sie sich irritiert oder trat vorsichtshalber einen Schritt zurück.

Wir haben bei allen Schreibtischen Geräusche wahrgenommen, was aber nicht weiter störte, zumal die Tische nur wenige Sekunden am Stück in Bewegung waren. Bis auf einen Testkandidaten haben sie

angenehm ruhig ihren Dienst verrichtet.

### Hoher Platzbedarf

Beim Verstellen der Höhe sollte man immer darauf achten, dass die Bereiche unter- und oberhalb des Tisches frei sind. Falls sich doch einmal etwas oder jemand während der Fahrt unter den Tisch verirrt, sorgen Kollisionssensoren dafür, dass der Tisch bremsen und ein Stück nach oben oder unten fährt.

Aus Rücksicht auf die Körperglieder unserer Redakteure haben wir Stuhllehnen, Kartonagen oder Küchenstühle als Testdummys platziert und die verschiedenen Empfindlichkeitseinstellungen getestet. Nur wenn wir den Sensoren wirklich vertrauen, haben wir die Schreibtische auf sitzende Redakteure fahren lassen, um das Verhalten der Tische zu prüfen. Hier trennte sich die Spreu vom Weizen.

Ein günstiges und ein teures Modell haben uns enttäuscht. Die Tischplatten machten auch dann nicht halt, als die Lehnen unseres Schreibtischstuhls bereits von ihnen gequetscht wurden.

**TESTSIEGER**

**Boho Office Basic Line**



Der Basic Line von Boho Office ist der schnellste höhenverstellbare Schreibtisch im Test. Außerdem steht er auch voll ausgefahren noch sehr stabil auf seinen Beinen. Man kann bis zu drei Positionen speichern, die auf Knopfdruck angefahren werden. Hindernisse unter der Platte erkennt der Sensor schnell und zuverlässig. Das Bedienfeld mit den Touch-Tasten kann gesperrt werden, sodass es nicht versehentlich aktiviert wird.

Ab 580 €

**AUCH GUT**

**Ergotopia Desktopia Pro X**



Ein paar Euro mehr kostet der Ergotopia Desktopia Pro X. Dafür erinnert das Bedienfeld auf Wunsch daran, wann es Zeit ist, wieder einmal aufzustehen. Dazu kann man bis zu drei Profile mit jeweils drei Positionen speichern. So können auch mehrere Personen den Desktopia Pro X nutzen und ihre Wunschpositionen speichern. Der Tisch fährt leise nach oben und unten und bringt eine zuverlässige Kollisionserkennung mit.

Ab 699 €

**PREISTIPP**

**Flexispot EFI**



Dass man auch bei einem preiswerten höhenverstellbaren Schreibtisch auf wenig verzichten muss, zeigt der EFI von Flexispot. Der günstigste Schreibtisch im Test ist zwar langsamer als die meisten anderen, das fällt aber im Alltag normalerweise nicht unangenehm auf. Das Bedienfeld erlaubt das Speichern von bis zu vier Positionen. Abstriche muss man bei der Kollisionserkennung machen, die nicht immer ganz überzeugt.

Ab 245 €

# Schulanfang: Die besten Tipps für Eltern

Das neue Schuljahr naht, und damit wird es wieder hektisch. Mit ein paar Vorkehrungen können sich Eltern und Kinder viel Stress ersparen. *Von Gabriele Nehls*

Zum neuen Schuljahr braucht der Nachwuchs jede Menge Ausrüstung – vom Schulranzen über Stifte bis hin zu Sportschuhen und Trinkflasche. Mit etwas Glück sind die Sachen vom letzten Jahr noch nicht hinüber und noch cool genug, um wiederverwendet zu werden. Meistens jedoch muss man einiges ersetzen.

Checken Sie den Schulranzen: Wenn die Schultasche noch in Ordnung ist, steht in jedem Fall eine Grundreinigung an, denn vergessene Pausenbrote oder die Socken vom Sportfest hatten sechs Wochen Zeit, lebendig zu werden.

### Design ist nicht alles

Ist ein Neukauf nötig, sollten Sie mit Ihrem Kind besprechen, welche Art Schultasche es sein soll: Ranzen oder Rucksack? Die Auswahl ist riesig und es ist nicht einfach, die beste Schultasche für Ihr Kind zu finden. Wir haben sowohl Schulranzen als auch Schulrucksäcke getestet. In beiden Fällen hat sich im Test gezeigt: Design ist wichtig, aber nicht alles. Auf Ergonomie, Flexibilität und Innenleben kommt es an.

Das Federmäppchen ist der kleine Bruder des Schulranzens und hält selten

länger als ein Jahr. Es ist das einzige Teil, das in den späteren Klassen am besten erst nach Schuljahresbeginn gekauft wird. Während beim Ranzen die Ergonomie an erster Stelle steht, ist in der Schule fast nichts so sehr vom Trend geprägt wie das Federmäppchen. Und der ändert sich jedes Jahr grundlegend.

Auch das Sportzeug, inklusive der Schuhe, gilt es zu überprüfen, denn Kinderfüße haben die Angewohnheit zu wachsen. Nicht vergessen: Neue Sportschuhe sollten helle Sohlen haben, ansonsten dürfen sie meist nicht in die Turnhalle.

### Material mehrfach kaufen

Füllen Sie den Grundvorrat an Schulmaterial, wie Radiergummi, Bleistifte, Wasserfarben oder Geodreieck unbedingt noch vor Beginn des Schuljahres auf – und zwar idealerweise gleich in doppelter oder dreifacher Ausführung. In den ersten Schulwochen sind die Schlangen an den Kassen überall lang, und auch online kann es zu dem ein oder anderen Lieferengpass kommen.

Ein kleiner Tipp: Denken Sie daran, dass Sie vermutlich auch in diesem Schuljahr wieder einige der Leihbücher einbinden müssen. Wie es Murphys Gesetz will, bekommt Ihr Kind voraussichtlich genau die Exemplare, die entweder schlecht oder gar nicht eingebunden sind. Es ist also eine gute Idee, sich vorab transparente

Buchhüllen zu besorgen. Da es absehbar ist, dass Sie in den nächsten Wochen viele Papiere lesen und unterschreiben müssen, sollten Sie schon vorab eine Elternmappe anlegen.

### Digitalisierung auf Raten

Zwar gehen auch die Schulen immer öfter dazu über, die Elternbriefe online zur Verfügung zu stellen. Leider jedoch sind die Abschnitte, die man als Sorgeberechtigter unterschreiben muss, häufig noch im Papierformat abzugeben. Das bedeutet, Sie müssen sie ausdrucken und werden nach wie vor viele Briefe und Unterlagen von der Schule zu Hause liegen haben. All diese Schnipsel sammeln Sie in der Elternmappe.

Ebenfalls noch in den Ferien ist es ratsam, das diesjährige Passfoto zu besorgen, denn Sie werden es brauchen. Vor allem für größere Kinder wird vielleicht ein Schließfach relevant. Auch dieses können Sie bereits vorab bestellen. Dann sind sogar noch die „guten“ Fächer zu haben, die durch die Abschlussklassen frei geworden sind.

Weitere Tipps zum Schulstart sowie Testberichte zu Schulranzen und vielen nützlichen Extras finden Sie online im F.A.Z. Kaufkompass.

QR-Code mit dem Smartphone scannen und den vollständigen Testbericht auf FAZ.NET/kaufkompass lesen.



### Pizzaöfen: Italien im eigenen Garten?

Sonne im Gesicht, Entspannung im Garten und Pizza im Mund: ein Traumchen! Für richtig gute Pizza sind Pizzaöfen – vor allem gasbetriebene Outdoor-Modelle – in den letzten Jahren immer beliebter geworden. Und das zu Recht: Pizzaöfen erreichen Spitzentemperaturen von bis zu 500 Grad, die knusprige Böden und eine schöne Kruste erzeugen.

Aber nicht nur auf die Temperatur kommt es an. Auch die Hitzeverteilung, die Aufheizzeit und die Gehäusestemperatur sind wichtige Kennzahlen, die wir im Rahmen unseres Tests gemessen und ausgewertet haben. Jedoch sind die Backergebnisse für unsere Pizza Margherita trotz ähnlicher Werte oft unterschiedlich gewesen – Material und Bauart spielen hier eine große Rolle.

Unser Favorit für den Garten ist die Gozney Rocbox. Sie punktet mit einem integrierten Thermometer und ihren hervorragenden Backergebnissen. Wenn Sie nicht so viel Geld ausgeben möchten, empfehlen wir den Burnhard Nero, der ebenfalls hervorragende Pizzen backt. Unser Testsieger bei den Elektro-Pizzaöfen, die man auch in Innenräumen nutzen kann, ist der Allrounder Unold Luigi.



### Aufgeräumt: Schlauch an die Hauswand?

In vielen Gärten zeigt sich das gleiche Bild: Der Wasserschlauch liegt schlecht aufgewickelt in einer Ecke, verknottet sich beim Auslegen oder knickt beim Wässern ständig ab. Eine Schlauchbox mit Wandmontage schafft hier Abhilfe. Die Wandhalterungen bieten eine bequeme Möglichkeit, den Gartenschlauch platzsparend und perfekt aufgerollt bis zum nächsten Einsatz aufzubewahren.

Die wichtigste Komponente einer Schlauchbox ist neben dem Wasserschlauch der Einzug: Ist er gut, dann gibt er den Schlauch gleichmäßig aus und zieht ihn nach dem Wässern mit konstanter Geschwindigkeit wieder ein.

Im Test von zehn Wand-Schlauchboxen gab es drei klare Empfehlungen. Auf dem ersten Platz landete die Schlauchbox Waterwheel XL von Fiskars. Sie kann auf dem Boden liegend oder an der Wand hängend genutzt werden. Neben der Schlauchqualität überzeugt die Box mit einem kraftvollen, aber kontrollierten Schlaucheinzug und bietet den höchsten Komfort im Test. Sie ist aber mit rund 200 Euro relativ teuer. Die Gardena-Schlauchbox RollUP M landete auf Platz zwei. Eine günstigere, aber gute Box gibt es von Fuxtec.

Während der Vorbereitung unseres Tests haben wir einen Punkt unterschätzt. Im Vergleich zu einem normalen Schreibtisch benötigt man mit einem höhenverstellbaren Tisch deutlich mehr Platz im Zimmer. Das verdankt man dem Bürostuhl, den man aus dem Weg räumen muss, wenn man im Stehen arbeitet und dabei nicht die Sitzfläche in den Kniekehlen haben möchte.

### Manche Kabel sind zu kurz

Eine weitere Herausforderung für jeden höhenverstellbaren Schreibtisch ist der Kabelsalat. Bei den meisten Modellen befindet sich das Netzteil im Gestell unter der Tischplatte, und das Stromkabel baumelt entweder von dort oder am hinteren Ende der Platte Richtung Boden. Von oberhalb der Platte kommen dann noch die Kabel von Notebook, Monitor und Telefon dazu. Arbeitet man dann sitzend am Schreibtisch, kommen die Kabel den Füßen mit Sicherheit in die Quere.

Theoretisch kann man die Kabel zu einer Mehrfachsteckdose am Boden führen. Dann muss man allerdings darauf achten, dass sie lang genug sind, damit der Schreibtisch problemlos ganz nach oben fahren kann. Praktischer ist eine in den Tisch integrierte Lösung, bei der im Idealfall nur ein Kabel vom Tisch zur Steckdose führt. Dies hatte in unserem Test nur ein Schreibtisch.

Einige Anbieter bieten Zubehör wie beispielsweise Kabelwannen an. In anderen Varianten sind im Inneren des Gestells Führungen für die Kabel angebracht. Es kann allerdings zum Geduldspiel werden, wenn nachträglich neue Kabel einsortiert werden. Vor dem Kauf sollte man sich deshalb überlegen, welche Lösung am sinnvollsten ist. Anbieter und Hersteller geben außerdem gern die Geschwindigkeit ihrer Schreibtische an. Im Alltag stellen wir fest, dass die Geschwindigkeit keine große Rolle spielt und man die Unterschiede normalerweise kaum wahrnimmt. Viel wichtiger ist, dass der Tisch auf Knopfdruck gleichmäßig und sicher nach oben und unten fährt – und das tun sie alle.

### Ohne Disziplin geht's nicht

Der beste höhenverstellbare Schreibtisch bringt wenig, wenn er zwar flüsterleise auf- und abgleitet, die Kabel mustergültig in Wanne und Schienen verstaubt sind und der Kollisionssensor blitzschnell reagiert, man ihn aber nicht nutzt, um im Stehen zu arbeiten. Es ist nicht einfach, die eingewohnte Sitzroutine zu durchbrechen. Das haben wir auch während des Tests lernen müssen – auch wir haben das Aufstehen vergessen. Für solche Fälle ist eine Erinnerungsfunktion, wie sie zum Beispiel der Ergotopia Desktopia Pro X mitbringt, sinnvoll. Mit sanfter Vibration oder per Lichtsignal erinnert das Bedienfeld daran, dass es an der Zeit ist, wieder einmal aufzustehen.

Ein höhenverstellbarer Schreibtisch ist also nur der erste Schritt zur gesünderen Schreibtischaktivität. Der wichtigere ist, den inneren Schweinehund zu besiegen und die Möglichkeit, im Stehen zu arbeiten, auch zu nutzen.

QR-Code mit dem Smartphone scannen und den vollständigen Testbericht auf FAZ.NET/kaufkompass lesen.



**Impressum**  
Anzeigenonveröffentlichung der F.A.Z. Kaufkompass GmbH, Karlsplatz 5, 80335 München. Verantwortlich für den redaktionellen Inhalt: Thilo Röscheisen (Geschäftsführer)

Die Bücher fehlen Sigrid Müller ganz besonders. Früher hat sie Tolstoi und Dostojewski verschlungen, heute liest sie kaum noch. Denn sobald die Achtzigjährige im Sessel sitzt, geht es los. Dann kann sie sich auf nichts konzentrieren, nicht mal fernsehen. Das Problem sind die Beine: Die machen, was sie wollen. Sie kribbeln, werden unruhig und zwingen sie zum Aufstehen.

Restless-Legs-Syndrom, kurz RLS, heißt die neurologische Erkrankung, die das Leben so stark einschränken kann, dass Betroffene depressiv werden – und manche sogar an Selbstmord denken. In Deutschland und anderen westlichen Industrieländern leiden bis zu zehn Prozent der Bevölkerung daran. Frauen erkranken doppelt so oft wie Männer. Häufig wird die Krankheit aber nicht richtig diagnostiziert und falsch behandelt. Viele Ärzte wissen nicht genug über RLS. Dabei sind die Symptome charakteristisch: In Ruhe beginnen die Beine zu kribbeln, die Patienten spüren darin ein Druckgefühl oder Schmerzen. Ganz typisch ist der unwiderstehliche Drang, sie zu bewegen. Er hat der Krankheit den Namen gegeben. Abends und nachts ist es am schlimmsten. Erst durch Aufstehen, Strecken oder Gehen wird es besser.

Solange es nur kurzzeitig vorkommt, kommen viele Betroffene damit zurecht. Wer aber jede Nacht mehrfach aus dem Bett aufstehen und herumlaufen muss, leidet nicht nur unter Schlafmangel, er ist tagsüber auch müde und stark eingeschränkt. Stimmungsschwankungen, Gereiztheit oder Depression können die Folge sein.

„Es lässt einen fast verzweifeln, weil man keine Nacht mehr Ruhe kriegt und einfach nur noch erschöpft ist“, sagt Sigrid Müller, die in manchen Nächten jede Stunde das Bett verlassen musste. Oft hat sie dann ihre Beine eiskalt abgeduscht, bis sie regelrecht unterkühlt waren, und sich anschließend wieder mit einer Wärmflasche ins Bett gelegt. Nur so konnte sie ein wenig schlafen.

„Das Hauptproblem von RLS, das Betroffene schließlich zum Arzt führt, ist der gestörte Schlaf“, sagt auch Claudia Trenkwalder, ehemalige Chefärztin der Paracelsus Elena-Klinik in Kassel, wo man sich seit Jahren auf die Erforschung und Behandlung von RLS spezialisiert hat. Heute leitet die Neurologin dort das Paracelsus Kompetenznetzwerk Parkinson und Bewegungsstörungen und betreut RLS-Patienten in einer Spezialprechstunde. Darunter sind auch sehr schwere Fälle, die einen langen Leidensweg hinter sich haben. „Die Versorgung der Betroffenen ist zum Teil katastrophal, denn leider nehmen Hausärzte und niedergelassene Neurologen die Beschwerden oft nicht ernst genug“, sagt sie. Das Problem sei, dass es beim RLS keine sichtbaren Symptome gebe und auch keine Laboruntersuchungen oder andere Messmethoden, mit denen sich die Erkrankung direkt nachweisen lasse. Der Arzt muss die Diagnose rein klinisch stellen, das heißt ganz genau erfragen, welche Beschwerden der Patient hat, und die dann entsprechend einordnen. Dabei hilft eine Leitlinie aus dem Jahr 2022, in der Vertreter medizinischer Fachgesellschaften und auch Patienten den aktuellen Wissensstand zu RLS zusammengetragen haben und entsprechende Handlungsempfehlungen geben. „Da steht alles drin. Die Ärzte müssen sie nur lesen“, sagt Trenkwalder, die eine der beiden federführenden Autorinnen war und seit Jahrzehnten zu RLS forscht.

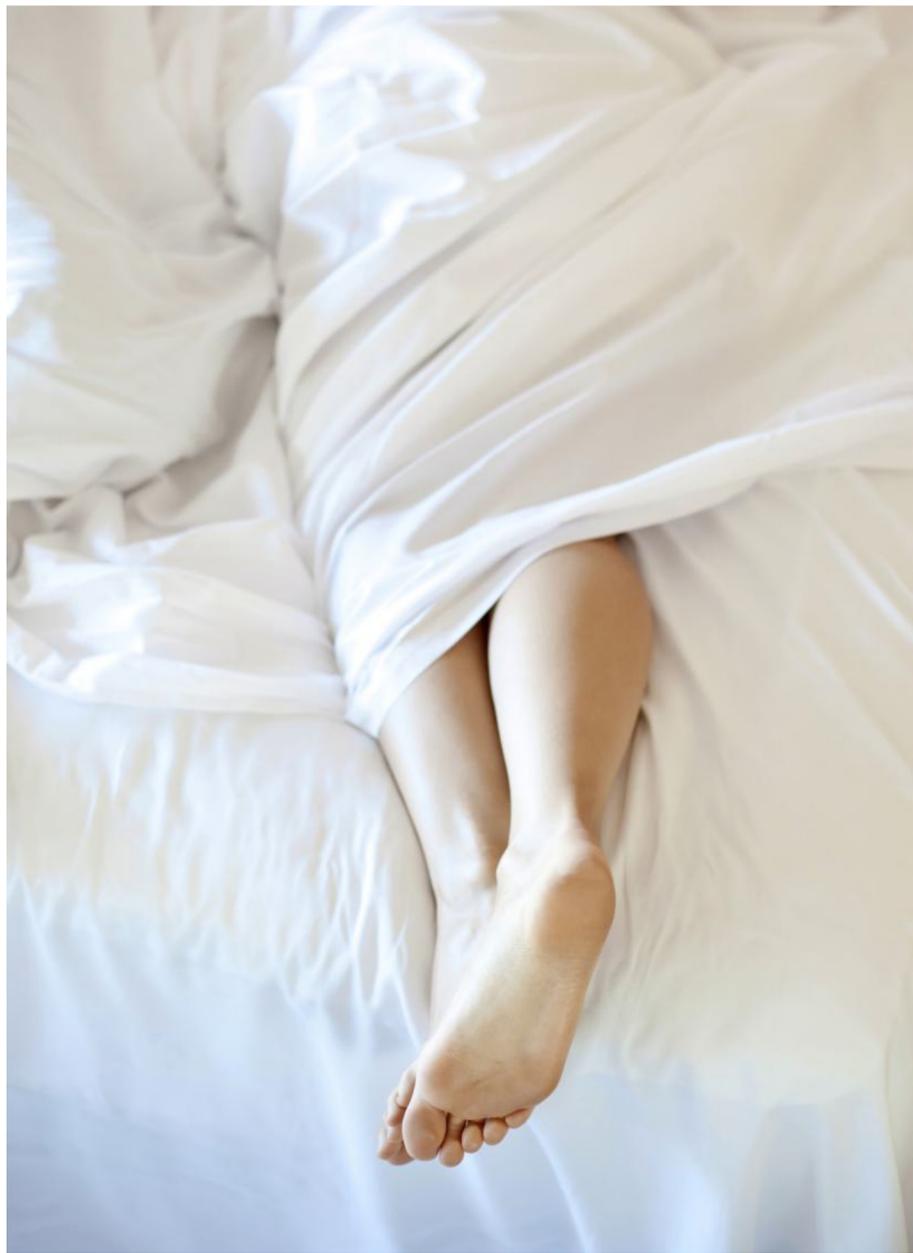
Auch in der Therapie passieren immer noch Fehler, mit schweren Folgen für den Patienten. Für die Behandlung zugelassen sind Medikamente, die über den Neurotransmitter Dopamin wirken und auch bei anderen neurologischen Erkrankungen wie Parkinson eingesetzt werden. Die sollten jedoch beim RLS möglichst spät und nur in niedriger Dosierung zum Einsatz kommen. „Das machen niedergelassene Ärzte aber oft falsch, verordnen sie zu früh, dosieren sie zu hoch oder verschreiben sie zu lang“, sagt Trenkwalder. Die Therapie wirke zwar schnell und effizient, bessere die Beschwerden jedoch nur kurzfristig. Denn diese Medikamente führen rasch wieder zu einer Verschlechterung, der Patient braucht dann eine noch höhere Dosis, was die Beschwerden wieder verstärkt. Es entsteht ein Teufelskreis, der die Betroffenen im Alltag stark einschränkt. Viele leiden unter schweren psychischen Belastungen. Mediziner nennen diese zunehmende Verschlechterung von RLS-Beschwerden unter der medikamentösen Behandlung Augmentation. Sie tritt vor allem unter dem Medikament Levodopa auf, der neuen Leitlinie zufolge soll es daher nicht mehr zur Dauertherapie eingesetzt werden.

Die tatsächliche Situation ist jedoch eine andere, wie eine aktuelle Untersuchung des Wissenschaftlichen Instituts der AOK in Berlin zeigt: Viele RLS-Pati-

## Das große Kribbeln

Mehr als Schmerzen und Schlafstörungen: Menschen mit Restless-Legs-Syndrom werden oft nicht ernst genommen – und von Ärzten falsch behandelt.

Von Ragnhild Schweitzer



Die Unruhe kommt in der Nacht. Foto: ddp

enten erhalten viel zu lange Levodopa. Offenbar besteht bei Ärzten dringender Bedarf an Aufklärungs- und Unterstützungsmaßnahmen, damit sie RLS-Patienten in Zukunft leitliniengerecht mit Medikamenten behandeln und so das Risiko für eine Augmentation verringert wird. Die kann so stark ausgeprägt sein, dass die Betroffenen irgendwann viele verschiedene Medikamente in sehr hoher Dosierung einnehmen müssen. Davon wieder loszukommen ist zu Hause kaum möglich. Oft müssen die Betroffenen ein paar Tage in die Klinik, um die Dosis zu reduzieren und die Medikamente umzustellen. Das sei im Grunde vergleichbar mit einem Entzug, sagt Trenkwalder, die in der Paracelsus Elena-Klinik solche Patienten betreut. „Ein großes Problem ist zudem, dass die Krankenkassen sich weigern, die Kosten dieser stationären Behandlung bei Patienten mit Restless-Legs-Syndrom zu übernehmen.“ Dem widerspricht der GKV-Spitzenverband, die zentrale Interessenvertretung der gesetzlichen Kranken- und Pflegekassen in Deutschland. Eine Sprecherin schreibt auf Anfrage,

RLS sei eine anerkannte Krankheit, „die Behandlung wird somit von der GKV übernommen, ebenso wie Sucht-Entwöhnung“. Anscheinend passen Theorie der Krankenkassen und Praxis im klinischen Alltag nicht immer zueinander. Am besten wäre es deswegen, wenn die Patienten gleich so behandelt würden, dass derartige Krankenhausaufenthalte nicht nötig sind. Leider lassen sich beim RLS bislang nur die Symptome therapieren – und nicht die Ursache kurieren. Es gibt überdies keine einzige Substanz, die gezielt für das Syndrom der unruhigen Beine entwickelt wurde. Alle eingesetzten Medikamente wurden aus der Therapie von anderen Erkrankungen übernommen.

Das liegt auch daran, dass die biologischen Ursachen des RLS noch weitgehend unerforscht sind. Sicher ist, dass genetische Veranlagung und Umweltfaktoren bei der Krankheitsentstehung eine Rolle spielen. Vor Kurzem sind Wissenschaftler endlich einen wichtigen Schritt weitergekommen. Ein internationales Forscherteam um Juliane Winkelmann, Direktorin des Instituts für Humangene-

tik an der Technischen Universität München und des Instituts für Neurogenomik von Helmholtz Munich, hat eine große genetische Studie in der Fachzeitschrift *Nature Genetics* veröffentlicht. „Wir wissen jetzt viel mehr über die genetische Architektur und die Grundlage der Erkrankung und haben dadurch erstmals die Möglichkeit, ganz spezifische Medikamentenansätze für RLS zu entwickeln“, sagt Winkelmann, die seit mehr als 25 Jahren erforscht, wie das Erbgut mit RLS zusammenhängt. Damit könne die Behandlung in Zukunft viel gezielter helfen und eine Augmentation verhindert werden, sagt die Forscherin. Darüber hinaus haben die Wissenschaftler sogenannte Risikogene für RLS gefunden. Die könnten es langfristig möglich machen, das individuelle genetische Risiko für jemanden vorherzusagen. „Entscheidend ist, dass wir mit diesen Ergebnissen jetzt die Grundlagen für weitere Studien haben, um kontrolliert untersuchen zu können, welche Umweltfaktoren bei genetisch veranlagten Patienten zum Ausbruch der Erkrankung führen und wie wir RLS dadurch ganz individuell verhindern können.“

Die Forscher haben weitere mögliche Einflussfaktoren gefunden, sogenannte genetische Korrelationen, zum Beispiel zwischen RLS und einer weit verbreiteten Krankheit: „Unsere Ergebnisse zeigen, dass Patienten mit einem RLS auch ein erhöhtes Risiko haben, einen Diabetes Typ 2 zu bekommen. Darauf sollte man die Betroffenen hinweisen, damit das regelmäßig geprüft wird“, erklärt Winkelmann.

Klar ist: Es muss eine genetische Veranlagung vorliegen, damit Umweltfaktoren eine RLS-Erkrankung auslösen können. Wie stark die Gene dazu beitragen, kann von Mensch zu Mensch aber ganz unterschiedlich sein. Sind direkte Verwandte betroffen, ist das Erkrankungsrisiko erhöht, und die ersten RLS-Symptome treten oft schon vor dem 45. Lebensjahr auf.

Wie bei Sigrid Müller, deren Tante und Cousine ebenfalls unter RLS leiden oder gelitten haben, jedoch mit deutlich geringeren Beschwerden. Sie selbst entwickelte sehr früh Symptome: „Als ich 16 Jahre alt war, hat meine Mutter schon zu mir gesagt, dass meine Beine nachts so rucken und zucken.“ Das habe sie damals selbst gar nicht wahrgenommen. Und auch als sie mit 25 Jahren schwanger war und nachts vor dem Bett hin und her laufen musste, habe sie das für Durchblutungsstörungen gehalten und die Beine mit kühlender Kampfer-Lotion eingerieben. Das hätte gut geholfen und nach der Geburt seien die Symptome wieder verschwunden. „Aber heute weiß ich, dass es die ersten Anzeichen meiner RLS-Erkrankung waren“, sagt Müller. Kälte empfindet sie heute immer noch als wohltuend, wenn die Beine unruhig werden.

Generell können die Patienten selbst viel tun, damit die Beschwerden gelindert werden. Dabei muss jeder für sich herausfinden, was ihm guttut, von Kälte- oder Wärmebehandlung, über Yoga und Krafttraining bis zur Fußmassage. „Man kann mit nichtmedikamentösen Methoden über lange Zeit eine ganze Menge erreichen“, sagt Trenkwalder. Hinweise darauf hat auch das Institut für Qualität und Wirtschaftlichkeit im Gesundheitswesen (IQWiG) gefunden: Bestimmte nichtmedikamentöse Behandlungen wie Infrarotlicht oder Yoga könnten Menschen mit starken RLS-Symptomen helfen.

Ganz wichtig sei es, immer zuerst den Eisenstoffwechsel zu untersuchen und bei Bedarf die Eisenspeicher über Tabletten oder Infusionen aufzufüllen, sagt Trenkwalder. Eisenmangel kann die RLS-Beschwerden verstärken. Auch bestimmte Medikamente, wie Antidepressiva, können Symptome auslösen oder verschlimmern, ebenso schlecht eingestellte Grunderkrankungen wie Diabetes. Das alles sind wichtige Angriffspunkte – aber die erkenne der Arzt nur, wenn er sich intensiv mit den Patienten beschäftigt, betont Trenkwalder. Medikamente sollten erst verordnet werden, wenn Symptome fast täglich auftreten und zu relevanten Schlafstörungen führen, die den Tagesablauf beeinträchtigen.

Der Hausarzt ist zwar erste Anlaufstelle für Menschen mit RLS-Beschwerden, langfristig sollte er den Patienten aber zusammen mit einem Neurologen betreuen, um ihn optimal zu versorgen.

So wie die Ärzte von Sigrid Müller. Sie hatte großes Glück, wie sie sagt. Von Beginn an war sie in guten Händen und wurde richtig behandelt. Müller nimmt regelmäßig Medikamente und kann heute gut mit ihrem Leiden leben. Natürlich bestimmt die Erkrankung ihren Tagesablauf und zwingt sie, auf manches zu verzichten. Aber sie hat sich damit arrangiert, auch ihre Familie und Freunde. Wichtig sei, dass sie sich nicht überfordere. Und kommt doch mal jemand mit einem gut gemeinten Vorschlag, der für sie als RLS-Patientin undenkbar ist, erwidert sie einfach: „Da musst du meine Beine fragen, die haben hier das Sagen.“

### WOCHENSCHAU

#### Vom Fett zum Kleber

Einen recyclingfähigen Superkleber aus einer natürlichen Fettsäure haben Chemiker der University of California, Berkeley, entwickelt. Der Klebstoff aus alpha-Liponsäure kann Wunden verschließen oder auch Metalle miteinander verbinden. Klebrige Polymere aus dieser Fettsäure waren zwar schon länger bekannt, sie neigten aber bisher dazu, sich spontan wieder in ihre Einzelteile zu zerlegen. Wie im Fachmagazin *Science* beschrieben, haben die Forscher die Fettsäure nun chemisch so modifiziert, dass ein Polymer daraus zusammenhält und zuverlässig klebt. Der Kleber lässt sich in einer Lauge wieder auflösen und der Ausgangsstoff so ohne Qualitätsverlust zurückgewinnen. *zbi*

#### Geschmolzener Mond

Die Oberfläche des Mondes war ursprünglich flüssig, als dieser vor rund 4,5 Milliarden Jahren aus der Kollision der Protoerde mit dem marsgroßen Himmelskörper Theia entstand. Diese These aus den 1970er-Jahren untermauern nun Daten der indischen Mondmission Chandrayaan-3, die vor einem Jahr in der Nähe des Südpols gelandet war. Der mitgeführte Rover Pragyan untersuchte während seiner Erkundungsfahrt auch die chemische Zusammensetzung des Regoliths, des Lockermaterials auf der Mondoberfläche. In allen 23 analysierten Proben identifizierten die indischen Forscher neben zahlreichen Elementen vor allem sogenannten ferroanischen Anorthosit, schreiben sie in *Science*. Dieser Gesteinstyp gehört zu den ältesten Mondgesteinen und entsteht wahrscheinlich, wenn bestimmte Feldspatminerale in Silikatschmelzen auskristallisieren und dann aufschwimmen. Die Tatsache, dass solcher Anorthosit auch von den Astronauten von Apollo-16 und von der russischen Luna-20-Mission in den mittleren Breiten gefunden wurde, spreche dafür, dass der Mond ursprünglich von einem Ozean aus flüssigem Magma bedeckt war. *ml*

#### Helfen Zauberpilze?

Ob halluzinogene Substanzen wie Psilocybin, der Wirkstoff aus den Zauberpilzen, zu mehr taugen als zum Rausch, wird seit einigen Jahren erforscht. Zum Beispiel, wie Psilocybin bei Depressionen helfen kann. Psychiater der I-Shou University in Taiwan haben sich nun für das *BMJ* die Studien zusammengefasst: Hohe Dosen Psilocybin helfen demnach gegen schwere Depressionen genauso gut wie das Standard-Medikament Escitalopram. Das ist das Ergebnis von fünf Studien mit insgesamt knapp 2000 Patienten. Psilocybin wird unter therapeutischer Aufsicht nur wenige Male eingenommen und wird begleitet von einer Psychotherapie. Niedrigere Dosen hatten allerdings keinen Effekt auf Depressionen. In Australien wurde Psilocybin zur Behandlung von Depressionen 2023 zugelassen. *kuro*

#### Punkt und Komma

Liest man einen Text, stößt man irgendwann auf Satzzeichen. Tatsächlich steigt die Wahrscheinlichkeit, nach dem nächsten Wort eines anzutreffen, mit der Zahl der Wörter, die seit dem letzten Satzzeichen gelesen wurden – ganz ähnlich wie beispielsweise ein Maschinenteil in einer Fabrik mit umso höherer Wahrscheinlichkeit versagt, je mehr Lastzyklen es schon hinter sich hat. Tatsächlich werden beide Wahrscheinlichkeiten durch dasselbe mathematische Objekt beschrieben: die diskrete Weibull-Verteilung. Das ist für klassische literarische Texte schon länger bekannt. Nun haben Forscher aus Krakau im Journal *Chaos* auch bei der Analyse verschiedener Werke der experimentellen Literatur gezeigt, dass Interpunktion auch dort der diskreten Weibull-Verteilung folgt – mit der Ausnahme einiger Texte des irischen Schriftstellers James Joyce. Insbesondere gilt das für den Roman „Finnegans Wake“. Hier ist es so, dass die Wahrscheinlichkeit für das durch Interpunktion markierte Ende eines Satzes, Nebensatzes oder einer Parenthese mit der Länge der betreffenden Wortsequenz sinkt. *UvR*





Sehr schmackhaft: Sumpfkrebse aus Amerika  
Foto: Mauritius

**F**rüher schipperte Klaus Hidde mit seinem Kahn nur über die Havel bei Berlin, fing Fische und führte so eine Familientradition aus dem 15. Jahrhundert fort. Doch dann kamen die Sumpfkrebse. Eine invasive Art aus Nord- und Mittelamerika, die ganze Populationen an heimischen Krebsen auslöscht. Denn sie bringen einen Erreger mit, der andere Tiere lähmt, ihre Gliedmaßen abfallen lässt und sich als Pilz durch den Körper bohrt. Hidde, Banker im Ruhestand, begann 2018, sie zu fangen und zu verkaufen, er habe „Lust auf etwas Neues“ gehabt, sagt er. Plötzlich kamen das russische und das chinesische Fernsehen zu ihm, er gab Dutzende Interviews, sogar der Koch des Bundespräsidenten fragte nach den delikaten Tieren für einen Gang bei einem Staatsessen.

# Invasoren à la carte

Sumpfkrebse und Feuerfische sind eingeschleppte Arten, sie bedrohen viele Ökosysteme. Kann man sie loswerden, indem man sie isst?

Von Lisbeth Schröder

Der 70-Jährige tat, was auf den ersten Blick sinnvoll erscheint: Invasive Arten verursachen laut einem Bericht des Weltbiodiversitätsrats 423 Milliarden Dollar Kosten jedes Jahr und spielen bei 60 Prozent des Aussterbens von anderen Tieren und Pflanzenarten eine entscheidende Rolle. Tendenz steigend. Warum sollte man Tiere wie Nutrias, Sumpfkrebse oder Fische wie die Schwarzmundgrundeln nicht einfach aufessen – und damit noch Gewinn erwirtschaften? Italiens Ministerpräsidentin Giorgia Meloni wirbt für die Methode, indem sie sich mit einem Teller voller invasiver Krabben ablichten lässt, in Norwegen soll der Export von Königskrabben sogar ein Fischereidörfer vor dem Ruin retten haben.

„Der Mensch hat schon öfter Tiere durch Konsum fast zum Aussterben gebracht“, erklärt der Ökologe Sven Bacher von der Universität Freiburg in der Schweiz. „Daher lag es nahe, das auch bei den invasiven Arten zu tun.“ Nutrias etwa wurden in den Dreißigerjahren des letzten Jahrhunderts in die USA gebracht, um Fell von ihnen zu gewinnen. Doch als sie eine Plage wurden, wurde ein Nutriafest veranstaltet, um die Tiere in köstliche Étouffées mit Reis zu verwandeln. So richtig populär wurde die Idee Anfang 2004, als ein Essay namens „Eat the Invaders“ (Esst die Eindringlinge) von der Universität von Vermont erschien. „Tatsächlich ist nichts besser geeignet, eine gesamte Spezies auszulöschen, als der Mensch“, schreibt der Au-

tor Joe Roman. Statt den Garten mit Pestiziden zu behandeln, könne man etwa aus Invasiven einen Salat mit Balsamico-Vinaigrette zubereiten. Roman empfiehlt Rezepte für Frühlingsrollen mit Nutria, Wildschwein oder Sumpfkrebs. Mit Kriegsrhetorik schreibt er: „Es gibt eine außerirdische Armee, die durch unser Land marschiert, eine Armee so groß und so zerstörerisch, dass selbst Orson Welles in den Keller flüchten würde.“

Für Klaus Hidde funktionierte das Konzept: Mehrmals pro Woche fuhr er zum Tiergarten und zum Britzer Garten in Berlin, stiefelte mit Wathose ins Wasser oder fuhr mit dem Kahn ein paar Meter raus. Zehntausende Krebse fing er in seinen Reusen. Anfangs hätte sich kein Restaurant für die Tiere interessiert, sagt er. „Aber dann hatte ich eine grandiose Idee.“ Er bot die Krebse an seinem Fischstand in der Zitadelle in Berlin an, einem Veranstaltungsort für Konzerte, zu dem Tausende Besucher strömen. Die Krebswraps mit Marinade gingen schnell weg. Hidde klärte die Kunden durch ein Schild über die Gefahren des Krebses in freier Natur auf. Die Menschen aßen, um Gutes zu tun.

Ist es so einfach, invasive Arten loszuwerden? Kurzfristig schon, das zeigen erste Studien: Der Feuerfisch, der sich schneller als jede andere invasive Art im

Mittelmeer ausbreitet, ist so ein Fall. Laut der Europäischen Union (EU) könnte seine Ausbreitung fast das gesamte Ökosystem des Mittelmeers bis Ende des Jahrhunderts bedrohen. Taucherteams fischen deswegen zwischen 2019 und 2020 Hunderte Feuerfische aus dem Wasser, wodurch die Population nach Angaben der EU tatsächlich drastisch zurückging. Auch in mexikanischen Gewässern, wo der Fisch ebenfalls eine Plage ist, war die intensive Befischung erfolgreich. Hier schrumpfte der Bestand innerhalb von zwei Jahren um 60 Prozent.

Doch das Ganze hat gleich zwei Haken. „Man zielt immer auf die größeren Individuen“, erklärt Sven Bacher. So käme es quasi zu einer Art Turboevolution. Im Wasser bedeutet das: Nur die kleinen Fische pflanzen sich fort, breiten sich aus und schlüpfen eventuell durch die Netze der Fischer. Der zweite Haken: „Man kreiert einen Markt“, sagt Daniel Simberloff, Invasionsbiologe von der Universität von Tennessee: „Und wo ein Markt ist, ist jemand abhängig.“

Während Hidde noch im ersten Jahr 1500 Kilo Krebse fing, waren es trotz einer höheren Anzahl an Reusen im zweiten Jahr nur noch 1200. Von diesem Zeitpunkt an nahm die Zahl der Tiere stetig ab. „Da schlugen zwei Herzen in meiner Brust“, sagt er. „Einerseits der

Ertrag, da man für seine Arbeit ja Geld haben will. Andererseits war es natürlich gut für die Natur.“ In den mexikanischen Gewässern löste der scheinbare Erfolg der Fischerei des Feuerfisches ihren Niedergang aus, heißt es in einer wissenschaftlichen Studie dazu. Simberloff und Bacher ist kein Fall bekannt, wo das Jagen invasiver Arten einen langfristigen Effekt gebracht hätte.

Wie eine Studie zeigt, drängt das Fangen der Krebse in Berlin sie nicht nachhaltig zurück. Deshalb wird der Fang hier nicht weiter von der Politik bezuschusst. Die Regeln für das Fangen und Verkaufen der Krebse haben sich zudem aufgrund aktueller EU-Vorgaben verschärft. Zum Missfallen Klaus Hiddes. Er will wieder Geld für diese Arbeit bekommen: „Wenn das so weitergeht, wird es in ganz Deutschland nur noch die Sumpfkrebse geben.“ Einen Rückgang sehe er nicht, nur dass die Zahl der Krebse pro Reuse abgenommen habe. Das liegt nach seiner Ansicht daran, dass es mehr Reusen gebe.

Der Berliner Senat sucht nach weiteren Möglichkeiten, die Sumpfkrebsbestände zu reduzieren. Biologische Gegenspieler wie Aale und andere Raubfische werden gezielt ausgebracht.

Wie soll es in Berlin weitergehen? Sollte das Fischen bezuschusst werden, weil sich ein Markt für ein verhasstes Tier aufgebaut hat? Muss man den Krebs aus den Gewässern ziehen? Oder sollte man sich lieber auf andere Methoden konzentrieren?

An der Idee, invasive Arten zu essen, zeige sich, was häufig im Naturschutz schiefläuft, sagt Bacher: „Oft werden direkt die Symptome bekämpft, indem man etwa einen gewissen Betrag in die Bekämpfung einer invasiven Art steckt. Aber man muss sich zunächst im Klaren darüber sein, was man erreichen möchte. Zum Beispiel, dass man so und so viele Arten an heimischen Fischen in einem Riff haben möchte oder so und so viele Vögel in einem Naturschutzgebiet.“ Dann erst sollte man Jäger oder Fischer rauschicken oder andere Bekämpfungsmaßnahmen andenken. „Wir müssen an allen Fronten irgendetwas tun“, sagt Bacher. Welches das passende Rezept für welche Art ist, muss angepasst werden. Das Essen der Arten kann zumindest eine Zutat sein.

## SOZIALE SYSTEME



# Motor der Säkularisierung

Warum die Kirchen Mitglieder verlieren

Von Gerald Wagner

**D**ie Kirchen in Deutschland verlieren massiv an Mitgliedern. 2023 traten über 400.000 Katholiken und 380.000 Protestanten aus. Ganz verstanden ist das Phänomen aber noch nicht. Derzeit gibt es zwei Theorien: Es könnte sich erstens um einen sogenannten Kohorteneffekt handeln. Demnach wäre der Mitgliederverlust der Kirchen damit zu erklären, dass Menschen aus jüngeren Kohorten zwar noch getauft und religiös sozialisiert wurden, diese Bindung aber schwach geblieben ist und mit Beginn des Erwachsenseins beendet wird. Darum forscht diese Theorie auch in die Richtung der Effektivität familiärer Transmissionsprozesse, also das langsame Verschwinden einer religiösen Erziehung durch die Eltern. Im Gegensatz dazu postuliert zweitens die Theorie eines Periodeneffekts als Erklärung der Kirchengänge, dass bestimmte Ereignisse wie etwa die Beirichterstattung zu den Missbrauchsfällen in beiden deutschen Amtskirchen auch religiös gefestigte Ältere zum Verlassen ihrer Religionsgemeinschaft veranlassen.

Daniel Loïs ist diesen Fragen jetzt mit einer modifizierten Alters-Perioden-Kohorten-Analyse (APK) mit Daten der Allgemeinen Bevölkerungsumfrage ALLBUS von 1980 bis 2021 nachgegangen. Loïs zufolge zeigten bisherige APK-Analysen für Deutschland einen für die alten Bundesländer auffallend schwachen Kohorteneffekt und für die neuen Länder praktisch gar keinen. Das sei überraschend, da die Säkularisierung der Gesellschaft üblicherweise darauf zurückgeführt werde, dass sich die religiöse Sozialisation in der Generationenfolge abschwäche. Loïs vermutet, dass dieser Widerspruch zwischen der Theorie und bisherigen empirischen Befunden auf methodische Probleme zurückgeht, die er mit einem verbesserten APK-Modell ausschließen könne.

Seine Befunde bestätigen diese Erwartung. Nach seinen Berechnungen ist die Wahrscheinlichkeit einer Kirchmitgliedschaft in den älteren Kohorten (Vorkriegs- bis Kriegs-/Nachkriegsgeneration) Westdeutschlands noch sehr deutlich ausgeprägt, um dann mit der Adenauer- und APO-Generation stark zurückzugehen. Ein Säkularisierungstrend, der sich bis zur Kohorte 1981-1985 ungebremst fortsetzte. In den neuen Bundesländern zeigt sein Modell einen u-förmigen Kohortenverlauf mit einem Tiefpunkt der Kirchenbindung für die 1941 bis 1965 Geborenen, die aber seitdem wieder anstiege. Dagegen zeigten seine weiteren Analysen,

dass Periodeneffekte bei der Entwicklung der kirchlichen Religiosität in Deutschland bisher überschätzt worden seien. So ließen sich etwa verstärkte Rückgänge der Kirchenbindung um das Jahr 2010 herum (Höhepunkt der Missbrauchsbereiche) insgesamt nicht beobachten.

Der dominierende „Motor“ des Säkularisierungseffekts in Deutschland sei also nach seinen Analysen nicht, wie frühere Studien suggeriert hätten, Periodeneffekte, sondern Kohorten- beziehungsweise Sozialisationseffekte, die sich allerdings abschwächen. So ginge die Wahrscheinlichkeit einer Kirchenmitgliedschaft bei den jüngsten Kohorten in den alten Bundesländern um 4 Prozentpunkte und den neuen Ländern um 7,4 Prozentpunkte zurück, betrügen die kohortenspezifischen Rückgänge 25 Prozentpunkte (West, Kohorte 1911-1915 vs. 1981-1985) bis knapp 40 Prozentpunkte (Ost, Kohorten 1981-1910 vs. 1956-1960).

Loïs warnt allerdings davor, wegen dieser Dominanz der Kohorteneffekte die Bedeutung von Periodeneffekten ganz zu vernachlässigen. Denn seit 2014 zeige sich, insbesondere in den alten Bundesländern, eine deutliche Verstärkung des negativen Periodeneffekts, die höchstwahrscheinlich mit der medialen „Skandalberichterstattung“ über Missbrauchsfälle insbesondere in der katholischen Kirche zusammenhänge. Zusätzlich verstärkte sich auch noch, wiederum vor allem in den alten Bundesländern, in den jüngeren Kohorten die Abschwächung der Kirchenbindung beim Übergang in die Postadoleszenz, der negative Alterstrend zwischen den 18. und 40. Lebensjahr werde also zunehmend ausgeprägter.

Für die Kirchen sind das alles schlechte Nachrichten. Die aktuelle Entwicklung ihrer Mitglieder sei durch drei parallel wirkende Mechanismen gekennzeichnet, die das Säkularisierungstempo weiter beschleunigten: Ungebrochen negative Kohorteneffekte gingen einher mit sich jüngst verstärkenden, negativen Periodeneffekten sowie einer zunehmenden Abkopplung von der Kirche bei jungen Erwachsenen. Das heißt, auch wenn die Kirchen in Zukunft keine negativen Schlagzeilen mehr produzieren, werden sich die Kohorteneffekte noch verstärken: Die Kinder von bereits religiös kaum noch sozialisierten Personen werden selbst kaum noch den Kirchen beitreten.

Daniel Loïs: Zur Entwicklung der Kirchenmitgliedschaft in Deutschland – Eine aktualisierte Alters-Perioden-Kohorten-Analyse mit ALLBUS-Daten 1980-2021, in: KZfSS, pub. Online 7.8.24

**O**hne Wasser kein Leben. Auch Überleben ist ohne Feuchtigkeit schwierig. Fortpflanzungszyklen können wasserlose Zeiten zwar überdauern – so gibt es etliche Pflanzensamen, die jahrelang keimfähig bleiben, und hier ist eine trockene Lagerung sogar Voraussetzung. Doch Organismen selbst überleben so etwas in der Regel nicht, jedenfalls nicht als Vielzeller. Ausnahmen bilden nur einige merkwürdige Lebensformen wie die submillimetergroßen Bärtierchen, die in eine Kryptobiose fallen und darin sogar Weltraumbedingungen tagelang überstehen können. Makroskopische Wesen, sollte man meinen, können so etwas nur im Science-Fiction, etwa in dem unlängst verfilmten Roman „Drei Körper“ des chinesischen Autors Liu Cixin. Dort sind Außerirdische imstande, sich reversibel zu dehydrieren, wenn die Verhältnisse auf ihrer instabil kreisenden Heimatwelt einmal wieder zu lebensfeindlich werden.

Tatsächlich gibt es aber Moose, die in puncto De- und Rehydrierbarkeit gar nicht so weit von Lius Trisolariern entfernt sind. Die Art *Syntrichia ruralis* ist bekannt dafür, nach mehr als einem Jahrzehnt ausgetrockneter Existenz noch lebensfähig zu sein. Sein Gattungsgenosse *Syntrichia caninervis* kann indes noch ganz andere Dinge, die unlängst ein Team chinesischer Forscher um Xiaoshuang Li vom Labor für Wüsten- und Oasenökologie in Ürümqi im Fachjournal *The Innovation* beschrieb.

## AB IN DIE BOTANIK MOOSE FÜR DEN MARS

VON ULF VON RAUCHHAUPT

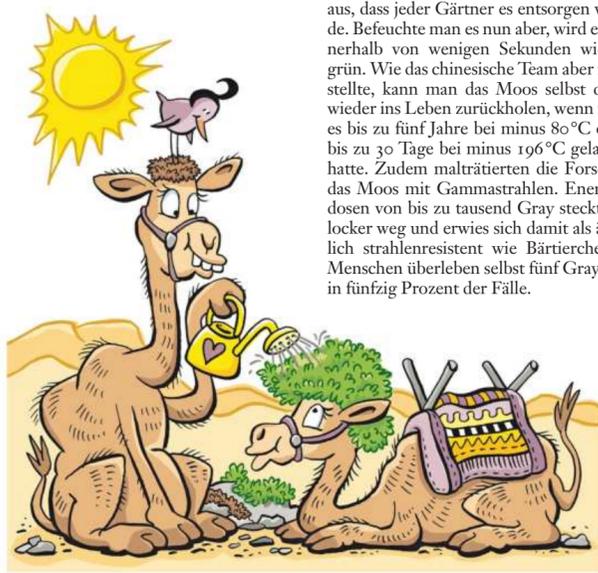


Illustration: Charlotte Wagner

*S. caninervis* gedeiht in Trockengebieten, vermag mittels feiner Haare noch Spuren von Feuchtigkeit aus der Luft zu sammeln und beherrscht ebenfalls das „drying without dying“: Es kann mehr als 98 Prozent seines Wassers verlieren. Dann sieht es so schwarz und abgestorben aus, dass jeder Gärtner es entsorgen würde. Befeuchtet man es nun aber, wird es innerhalb von wenigen Sekunden wieder grün. Wie das chinesische Team aber feststellte, kann man das Moos selbst dann wieder ins Leben zurückholen, wenn man es bis zu fünf Jahre bei minus 80°C oder bis zu 30 Tage bei minus 196°C gelagert hatte. Zudem malträtierten die Forscher das Moos mit Gammastrahlen. Energiedosen von bis zu tausend Gray steckte es locker weg und erwies sich damit als ähnlich strahlenresistent wie Bärtierchen – Menschen überleben selbst fünf Gray nur in fünfzig Prozent der Fälle.

Trockenheit, Kälte und hohe Strahlendosis sind die Bedingungen, die auch auf dem Planeten Mars anzutreffen sind, wobei dort noch eine extrem dünne Atmosphäre hinzukommt. Würde *Syntrichia caninervis* das auch überleben? Xiaoshuang und Kollegen probierten es aus und packten das Moos in einen Tank, in dem sich Marsbedingungen nachstellen lassen. Und tatsächlich: Nach bis zu einer Woche auf dem simulierten Mars waren die Pflanzen anschließend nach spätestens 30 Tagen alle wieder fit.

Die Reha musste allerdings unter feuchtfreundlichen Erdbedingungen erfolgen. Einem Marsrover also einfach ein paar Soden *S. caninervis* mitzugeben und dort in den roten Staub pflanzen zu lassen würde wenig bringen. Trotzdem ist das chinesische Team überzeugt, das tough Moos könnte sich als Pionierpflanze eignen, nachdem erste Schritte zur Herstellung etwas erdähnlicherer Verhältnisse auf dem Mars eingeleitet sind. Ein solches Terraforming haben zuletzt wieder amerikanische Forscher einige Wochen nach dem Erscheinen der chinesischen Publikation thematisiert, als sie eine neue Idee dazu vorstellten, wie sich auf dem Mars ein ordentlicher Treibhauseffekt lostreten ließe, der seine Atmosphäre wärmer, dichter und am Ende auch feuchter machte. Damit müsste man allerdings anfangen. So, wie er ist, ist der Rote Planet noch lange kein Ort für Lebendiges, nicht einmal für Moose.

## INS NETZ GEGANGEN



# BALLSPIEL MIT BATTERIEN

VON JOCHEN REINECKE

**B**ei unserem heutigen Surftipp handelt es sich um ein Spiel, bei dem Sie etwas Rundes in etwas Eckiges befördern müssen – mit Fußball hat es allerdings nichts zu tun. Los geht's unter <https://launchball.science-museum.org.uk/> Klicken Sie zunächst auf „Play the levels“. In jedem Spiel sehen Sie eine runde Öffnung sowie ein quadratisches Schild „Goal“, das Ziel. Zudem gibt es diverse, mehr oder weniger wissenschaftliche Zusatzelemente wie Batterien, Ventilatoren oder Magnete. Grundsätzlich geht es darum, eine aus der runden Öffnung fallende Kugel ins Ziel zu befördern.

Hierzu müssen Sie das Spielfeld um zusätzliche Elemente anreichern, die Ihnen am unteren Bildschirmrand zur Verfügung stehen. Im allerersten Beispiel („Blown away“) ist das beispielsweise eine Windturbine, die Sie

mit der Maus so ins Spielfeld ziehen müssen, dass sie im Abstrahlwinkel des links oben platzierten Ventilators liegt. Sobald Sie die entsprechenden Elemente platziert haben, können Sie auf die Schaltfläche „Test“ klicken, und das Level wird animiert. Die Kugel erscheint und, sofern Sie die Turbine korrekt montiert haben, wird sie von der Turbine die schiefe Ebene „hinaufgepusht“ und landet im Ziel. Zwischen den Levels gibt es Infos zu den jeweiligen Hilfsmitteln. Da erfährt man etwa, wo das größte Linsenfernrohr der Welt zu finden ist und auf welches Schimpffwort sich der Name des Ortes reimt.

Die ersten Level sind ziemlich einfach, später wird es verzwickelt. Fortgeschrittene können im Startmenü „Create and Share“ auswählen, ihre eigenen Spielfelder kreieren und die in sozialen Netzwerken teilen.

Nun zu unserer Frage: Welches für den Commodore 64 entwickelte Plattformspiel wartete bereits 1983 mit einem eigenen Level-Editor auf, was seinerzeit ein absolutes Novum war? Senden Sie Ihre Lösung bitte an [netzraetsel@faz.de](mailto:netzraetsel@faz.de). Wir verlosen einen eBook-Gutschein im Wert von 25 Euro. Einsendeschluss ist der 28. August 2024, 21 Uhr. Die Gewinner oder der Gewinner wird schriftlich benachrichtigt. Die richtige Lösung des Rätsels der vergangenen Woche war „Gartenzaun“.

# RHEIN-MAIN & HESSEN

**Frau Wissler, ist die Linkspartei eine aussterbende Art?**  
Nein.

**Aber ganz oben auf der Roten Liste der bedrohten Parteien steht sie schon, oder?**

Wir haben in den vergangenen Jahren starke Umbrüche im gesamten Parteiensystem erlebt, und dass die Linke in den Umfragen derzeit schlecht dasteht, kann ja niemand bestreiten. Dennoch bin ich optimistisch, dass wir die Krise überwinden und wieder erfolgreich werden können.

**Was stimmt Sie zuversichtlich?**

Erstens: SPD und Grüne lassen links viel Raum für eine Partei, die soziale Gerechtigkeit und die Einhaltung von Menschenrechten fordert. Zweitens: das starke Fundament, das die Linke hat, mit ihrer kommunalen Verankerung und mehr als 50.000 Mitgliedern; Tendenz übrigens deutlich steigend.

**Weshalb genau wird die Linke noch gebraucht?**

Weil wir für eine gerechte Verteilung von gesellschaftlichem Reichtum stehen und als einzige Partei keine Konzernsponsoren annehmen. Weil es die Linke ist, die Themen wie bezahlbares Wohnen und Kinderarmut immer wieder auf die Tagesordnung bringt. Weil wir Aufrüstung ablehnen und beim Thema Menschen- und Asylrecht eine klare Haltung haben und uns gegen die Entrechtung von Flüchtlingen stellen.

**Wie kommt es dann, dass die Linke bei der Bundestagswahl nur noch 4,9 Prozent erreicht hat, bei der Europawahl im Juni sogar nur noch 2,9?**

Das hat mehrere Ursachen. Zum einen hat sich die gesellschaftliche Stimmung grundlegend verändert. Als die Linke 2007 gegründet wurde, sind wir auf einer Welle geritten, heute schwimmen wir gegen den Strom. Damals haben wir Mehrheitspositionen vertreten. Mehr als 60 Prozent waren Umfragen nach der Meinung, man müsse die Hartz-IV-Regelsätze erhöhen. Heute sind nur noch sieben Prozent der Meinung, man müsse die Bürgergeldsätze anheben. Damals war eine Mehrheit gegen Bundeswehrensätze im Ausland und gegen Aufrüstung, durch den Ukraine-Krieg hat sich die Stimmung gedreht. Rechte Einstellungen und die Ablehnung von Migration haben sich verfestigt ...

**... und eigene Fehler?**

Die kommen natürlich hinzu. Die Selbstbeschäftigung der Partei, öffentliche Angriffe aufeinander, die Abspaltung des Bündnisses Sahra Wagenknecht (BSW) und fehlende Profilierung haben viel Vertrauen gekostet. Bei einer Partei, die von sich sagt, sie will die Partei der Solidarität sein, kommt so etwas besonders schlecht an. Wir brauchen eine bessere innerparteiliche Kultur, ein solidarisches Miteinander, um wieder Menschen begeistern zu können.

**Vielleicht hätte die Linkspartei auf die von Ihnen angesprochenen gesellschaftlichen Veränderungen reagieren sollen.**

Das Problem ist eher, dass es uns nicht gelungen ist, dieser Rechtsverschiebung etwas entgegenzusetzen. Es ist doch absurd, dass darüber diskutiert wird, wo man bei Beziehern von Bürgergeld kürzen kann, statt darüber zu reden, wie man die 237 Milliardärsfamilien in Deutschland vernünftig an der Finanzierung öffentlicher Aufgaben beteiligen kann. Es wird über Sozialleistungsmissbrauch geredet, über die, die am allerwenigsten haben, und nicht über die reichen Steuer-

hinterzieher, die ihr Geld ins Ausland schaffen. Das ist doch eine gewaltige Schiefelage in der Debatte. Dieser Stimmungsmache hinterherzulaufen wäre völlig falsch. Die Linke ist nicht angetreten, um Mehrheiten in der Gesellschaft abzubauen, sondern um sie zu verändern. Wir sind kein Unternehmen, das einfach eine neue Marketingstrategie oder ein neues Produkt entwickeln kann. Wir haben politische Überzeugungen und Grundsätze, und zu denen stehen wir.

**Verstehe ich Sie richtig: Die Linke ist in einer Drei-Prozent-Phase, und es ist nur eine Frage der Zeit, bis sie da wieder herauskommt?**  
Von allein sicher nicht. Dafür müssen wir schon etwas tun, die Partei erneuern und Vertrauen zurückgewinnen. Natürlich könnten wir auch in dieser gesell-

schaftlich schwierigen Situation besser dastehen, als wir es jetzt tun, wenn wir einiges anders gemacht hätten.

**Beim Linken-Bundestag am 18. Oktober wollen Sie nicht noch einmal als Vorsitzende kandidieren. Viele in Ihrer Partei erhoffen sich nun einen grundlegenden Neuanfang. Das kann sich doch wohl nicht nur auf das Führungspersonal beziehen. Inwieweit muss sich die Linke programmatisch und inhaltlich neu positionieren?**  
Sicher reicht eine personelle Erneuerung allein nicht aus. Dazu liegen die Probleme der Partei zu tief, und sie sind ja auch nicht erst in den letzten zwei, drei Jahren entstanden. Wenn sich die Gesellschaft verändert, muss eine Linke, die auf der Höhe der Zeit sein will, auch zeitgemäße Antworten geben.

**Etwa beim Thema Immigration und Integration?**

Auch da, aber ohne dass wir unsere Grundsätze aufgeben. Wir verteidigen das Asylrecht und stellen uns dagegen, wenn Migration fälschlicherweise als Ursache für die gesellschaftlichen Probleme benannt wird. Wir müssen praktische und konkrete Antworten auf die drängenden Fragen geben: Wie schaffen wir es, dass Zuwanderer leichter Zugang zum Arbeitsmarkt finden? Wie schaffen wir legale Fluchtwege? Wie kriegen wir es hin, dass die Kommunen besser ausgestattet sind für die Aufnahme von Flüchtlingen?

**In Ihrer Stellungnahme zum anstehenden Abschied vom Parteivorsitz schreiben Sie: „Aufgeben ist keine Option.“ Sie persönlich haben aber offenbar aufgegeben?**

Nein. Ich trete nicht zurück, und ich gebe auch nicht auf. Ich bin in einer für die Partei sehr schwierigen Situation zweimal zur Vorsitzenden gewählt worden. Jetzt gibt es in Teilen der Partei den Wunsch nach einem personellen Neuanfang. Und ich habe mich gefragt, ob ich die Kraft habe für zwei weitere Jahre im Parteivorsitz, einschließlich der Vorbereitung der Bundestagswahl. Die vergangenen dreieinhalb Jahre waren kräftezehrend, mit Siebentagewochen und 15-Stunden-Tagen, mit permanenten Krisensitzungen und einer Abspaltung. Da fällt es manchmal schwer, Dinge noch einmal ganz neu zu denken, und ich habe das Gefühl, ich muss meinen Kopf mal richtig durchlüften, um neue Ideen zu entwickeln.

**Sind Sie als Vorsitzende gescheitert?**

Ich glaube nicht, dass einzelne Personen allein für Erfolge oder Niederlagen verantwortlich sind. Die Konflikte und Probleme sind ja schon vor meiner Zeit als Vorsitzende entstanden. Selbstverständlich trage ich Verantwortung und würde mit dem Wissen von heute einige Entscheidungen anders treffen. Die Frage ist aber: Was hätten andere Vorsitzende vollkommen anders machen können, um diese Krise abzuwenden? Man hätte die Abspaltung des BSW nur verhindern können, indem man auf den Wagenknecht-Kurs eingeschwenkt wäre. Aber dann wäre die Linke keine linke Partei mehr, und die meisten Mitglieder hätten das auch nicht mitgemacht.

**Seit der Abspaltung des BSW gab es rund 8000 Neueintritte in der Linkspartei. Wie erklären Sie sich das?**

Viele der Neumitglieder nennen als Grund, dass mit dem Parteiaustritt von Sahra Wagenknecht endlich Klarheit geschaffen sei. Viele wollen sich gegen den Rechtsruck im Land engagieren. Die Eintrittswelle hält an, das freut mich sehr.

**Aber die beiden bevorstehenden Wahlwochenenden, am 1. September in Thüringen und Sachsen und am 22. September in Brandenburg, werden noch einmal bitter für die Linke?**

Wir werden in den drei Ländern bis dahin noch um jede Stimme kämpfen. In Thüringen ist Bodo Ramelow der mit Abstand beliebteste Politiker, deshalb glaube ich, dass wir auf den letzten Metern noch Boden gutmachen können.

**Sie sind 2021 als damalige Fraktionsvorsitzende der Linken aus dem Hessischen Landtag ausgeschieden und in die Bundespolitik nach Berlin gewechselt. War das rückblickend ein Fehler?**  
Nein. Ich hatte mir das damals genau überlegt, hatte keine Illusionen und wusste, dass der Wechsel von der Landes- in die Bundespolitik hart werden würde.

**Die Freude an der Politik haben Sie in Berlin nicht verloren?**

Nein. Weder die Freude noch meine Überzeugungen.

**Und Sie bleiben auch nach dem Verzicht auf den Parteivorsitz Bundestagsabgeordnete?**  
Ja.

**Mit einem Arbeitsschwerpunkt, der wieder mehr auf Hessen liegt?**

Allerdings. Ich werde wieder präserter in Hessen sein. Ich finde, man merkt schon deutlich, dass die linke Stimme im Landtag fehlt. CDU und SPD kürzen bei der Bildung und führen gleichzeitig das Hessengeld ein, um den Immobilienwert zu fördern. Eine fatale Prioritätensetzung.

Die Fragen stellte Ralf Euler.



„Ich gebe nicht auf“: Janine Wissler, Linken-Leitfigur aus Hessen

Foto Michael Braunschädel

## „Im Landtag fehlt die linke Stimme“

Janine Wissler, scheidende Bundesvorsitzende der Linkspartei, will sich wieder stärker in Hessen engagieren. Zuversicht für ihre arg gebeutelte Partei schöpft die Frankfurterin aus steigenden Mitgliederzahlen.

### DAS NERVT

Dass viele Vermieter von Immobilien ausschließlich an ihre Rendite denken.

Herr Schmidt-Skories, worüber haben Sie sich zuletzt besonders geärgert?

Als ich jüngst zum Buchhändler meines Vertrauens gegangen bin, um mir Urlaubslektüre zu besorgen, sah ich ihm an, dass es ihm nicht gut ging. Darauf angesprochen, erzählte er mir stöhnend, dass vor Kurzem wieder seine Ladenmiete erhöht wurde und er dadurch wirtschaftlich an seine Grenzen kommt. Ich selbst kann seine Frustration sehr gut nachvollziehen.

Woran liegt es?

Wir, die Biokaiser GmbH, haben viele Läden im Rhein-Main-Gebiet und bemühen uns, für unsere Kundinnen und Kunden nicht nur nachhaltige, wohlschmeckende Backwaren anzubieten, sondern auch durch individuell und künstlerisch gestaltete Räume ein gutes Einkaufserlebnis zu bieten. Attraktive Läden haben immer auch eine Wirkung auf das gesamte Stadtbild. Leider gibt es in den Städten sehr viele Immobilien-eigentümer, die anscheinend ausschließlich ihre Rendite im Kopf ha-



Volker Schmidt-Skories ist Chef von Kaisers Biobäckerei mit Sitz in Mainz-Kastel.

Foto Francois Klein

ben und viele Mieterhöhungen umsetzen. Zum Glück gibt es aber auch wunderbare Ausnahmen.

Wenn Sie drei Wünsche frei hätten ...

Ich wünsche mir von der Politik, dass nicht nur die Eigentumsrechte geschützt werden, sondern die Idee, dass Eigentum verpflichtend ist, gesellschaftspolitisch umgesetzt wird. Weiterhin wünsche ich mir, dass die Gesetzesvorlage zum Thema Verantwortungseigentum positiv beschieden wird und gemeinwohlfördernde Unternehmen finanziell entlastet werden.

Und was war gut?

Gut ist, dass es noch Eigentümer gibt, mit denen man partnerschaftlich reden kann und so beide Seiten eine Win-win-Situation erreichen.

Welchen Ratschlag würden Sie wem gerne geben?

Der FDP würde ich empfehlen, dass sie wieder zu liberalen Werten zurückfindet, wie sie zum Beispiel von Gerhard Baum vertreten wurden, und nicht nur ausschließlich Lobbyarbeit im Kapitalinteresse leistet. Dies sage ich im Übrigen als Unternehmer, dem die Soziale Marktwirtschaft am Herzen liegt.

## GROSSES HEIMKINO ZUM KLEINEN PREIS

 <p>UVP 2699,- <b>1999,-</b> Inklusive Beratung</p> <p>LOEWE BILD I.48 DR+   4K/UHD OLED-TV</p> <p>Lassen Sie sich in unendliche Weiten entführen, die sich dank Hochkontrastbildern und beeindruckendem Farbspektrum hautnah bis zum Sofa erstrecken. Der Loewe Klassiker sorgt mit HLG, HDR10 und Dolby Vision™ für bildgewaltige Momente. 121 cm = 48 Zoll   Maße mit Fuß: 108 x 67 x 29 cm</p>	 <p>UVP 2899,- <b>2222,-</b> Inklusive Beratung</p> <p>SONY XR-55A95L   4K/QD-OLED-TV</p> <p>Das verbesserte QD-OLED-Display hebt die Bildqualität auf eine noch höhere Stufe und ist um ca. 200 % heller als herkömmliche OLED-Fernseher. 139 cm = 55 Zoll   Maße mit Fuß: 123 x 74 x 28 cm</p>	 <p>UVP 3199,- <b>1839,-</b> Inklusive Beratung</p> <p>LG OLED65C48LA   4K/UHD OLED-TV</p> <p>Der LG OLED evo TV C4 ist dank 4K OLED evo Display mit Brightness Booster noch heller und überzeugt mit perfektem Schwarz und satten Farben. Filmmaker Mode™, Dolby Vision und Dolby Atmos sorgen für Kinofeeling. 164cm = 65 Zoll   Maße mit Fuß: 144 x 88 x 23 cm</p>	 <p>UVP 3699,- <b>2919,-</b> Inklusive Beratung</p> <p>PHILIPS 65OLED909   4K AmbientLight-TV</p> <p>Das 4-seitige AmbientLight, ein atemberaubend realistisches Bild und der detailgetreue Sound von Bowers &amp; Wilkins bieten Ihnen jedes Mal ein noch spannenderes und beeindruckenderes Erlebnis. 164 cm = 65 Zoll   Maße mit Fuß: 145 x 89 x 29 cm</p>	 <p>UVP 5499,- <b>3399,-</b> Inklusive Beratung</p> <p>LG OLED77G48LW   4K/UHD OLED-TV</p> <p>Mit dem Gallery-Design wird der LG OLED evo TV G4 zu einem modernen Kunstwerk an deiner Wand. Flach und elegant, begeistert er dank 4K OLED evo-Technologie und Brightness-Booster Max seine Betrachter. 195 cm = 77 Zoll   Maße ohne Fuß: 172 x 99 x 3 cm</p>
--	---	---	--	---

Für weitere Fragen zu unseren High-End-Produkten kontaktieren Sie uns gerne unter: 069 - 92 00 41 99.  
Alle Preise in Euro inkl. MwSt. Werbeanzeige für KW 34 und 35/2024.



**Gratis Parken**  
HiFi & TV auf über 3000 m<sup>2</sup>  
Bundesweite Auslieferung inkl. Montage



Weitere exzellente Angebote gibt's im Webshop!  
Einfach QR-Code scannen oder URL im Browser aufrufen. [www.hifi-profis.de](http://www.hifi-profis.de)

**HIFI-PROFIS**  
Ihr Haus für TV | HiFi | Heimkino

Die Mühen der Berge haben wir hinter uns, vor uns liegen die Mühen der Ebene“, schrieb Bertolt Brecht 1949. So lässt sich 75 Jahre später die Lage der schwarz-roten Koalition in Hessen beschreiben – wenn auch unter anderen politischen Vorzeichen. Ministerpräsident Boris Rhein (CDU) hat seit seinem Sieg bei der Landtagswahl am 8. Oktober (CDU) weitere große Herausforderungen gemeistert.

Doch plötzlich löst sein Stellvertreter, der sozialdemokratische Wirtschaftsminister Kaweh Mansoori, in der nachrichtenarmen Zeit der Sommerpause ohne Not große Aufregung aus. Die Trennung von seiner Staatssekretärin Lamia Messari-Becker hätte der Fünfunddreißigjährige nicht begründen müssen. Es handelte sich um eine politische Beamtin.

Um aber die journalistische Deutung zu widerlegen, er könne mit selbstbewussten Frauen nicht umgehen, führte Mansoori ein „nicht hinnehmbares Fehlverhalten“ außerhalb des Dienstes ins Feld. Damit provozierte er Nachfragen. Medienberichte über den von Messari-Becker bestrittenen Vorwurf, sie habe ihre Position in der Landesregierung missbraucht, um ihrer Tochter eine bessere Abiturnote zu verschaffen, vertieften eine öffentliche und persönliche Auseinandersetzung, die noch nicht zu Ende ist.

Darin kommt erstmals ein Aspekt zum Ausdruck, der während der Regierungsbildung breit erörtert wurde, die mangelnde Regierungserfahrung der SPD. Sie scheint in den Koalitionsverhandlungen keine große Rolle gespielt zu haben. Die Vertreter der SPD erschienen als so professionell, dass Rhein zu der Überzeugung gelangte, ohne allzu große Risiken ein Bündnis mit ihnen eingehen zu können.

Die Versuche der enttäuschten und beleidigten Grünen, ihre Auswechslung durch die SPD zu delegitimieren, trugen ihnen die Charakterisierung als schlechte Verlierer ein. Auch die Bildung des Kabinetts lief einigermaßen glatt. Dass die Aufspaltung des großen Sozialministeriums Streitereien zwischen Familienministerin Diana Stolz (CDU) und Arbeitsministerin Heike Hofmann (SPD) auslöste, fiel in der breiten Öffentlichkeit ebenso wenig auf wie die Tatsache, dass Mansooris zweite Staatssekretärin, die jetzt zu großer Bekanntheit gelangte Messari-Becker, noch nicht an Bord war, als das Kabinett vorgestellt wurde.

Der Sozialdemokrat tat sich trotz seines Führungsanspruchs in der SPD zu Beginn des Jahres mit den anstehenden Personalentscheidungen nicht leicht. So wurde Sören Bartol als designierter Nachfolger der erfolglosen Parteichefin Nancy Faeser schon öffentlich vorgestellt, bevor die

# Nur der Juniorpartner schwächelt

Schwarz-Rot verschafft dem hessischen Regierungschef Rhein hohe Anerkennung. Die Opposition hat es schwer.

Von Ewald Hettrdt

Bundesinnenministerin überhaupt die Chance hatte, ihren Rückzug von der Parteispitze in Hessen offiziell zu erklären.

Doch nach dem Landesparteitag im März schien die Neuaufstellung der Sozialdemokraten nach außen hin abgeschlossen. Dass sich viele eher pragmatisch denkende Sozialdemokraten von dem neuen starken Mann der Parteilinken an den rechten Rand gedrängt fühlten, zeigte erst die Schadenfreude, die Mansooris Patzer in den zurückliegenden Wochen unter den eigenen Leuten auslöste.

Wie tief die innerparteilichen Konflikte reichen, erkennt man daran, dass kein führender Sozialdemokrat den ernsthaften Versuch unternahm, Mansoori zu verteidigen. Dabei beging er keinen inhaltlichen, sondern nur einen kommunikativen Fehler. In der schwarz-grünen Vorgängerregierung unter Volker Bouffier (CDU) kam es zu Polizei- und Lebensmittelskandalen. Justizministerin Eva-Kühne-Hörmann (CDU), die über lange

Zeiträume hinweg unglücklich agierte, wurde erst von Rhein ausgetauscht.

Solche gravierende Fehlleistungen hat sich Schwarz-Rot bislang nicht zuschulden kommen lassen. Auch größere inhaltliche Konflikte traten nicht zutage. Dass die eintrachtige Verabschiedung eines Haushaltes eine nicht zu verachtende Leistung ist, zeigt der Blick nach Berlin. Doch die Zeit des großen Aufbruchs ist vorbei. Spätestens nach der Sommerpause beginnt das kleinteilige Regieren.

Dass die Opposition die Entlassung einer Staatssekretärin skandalisieren konnte, von deren politischer Existenz bis dahin außerhalb ihres Hauses kaum jemand Notiz genommen hatte, hängt mit Mansooris Rolle als stellvertretender Ministerpräsident zusammen. Er hat eine Schlüsselstellung in der schwarz-roten Koalition inne.

Das gilt in abgeschwächter Form auch für Umut Sönmez, den anderen Staatssekretär, den Mansoori aus dem Opel-Be-

triebsrat an die Spitze des Wirtschaftsministeriums geholt hat. Der alte Freund aus Gießener Studienzeiten koordiniert heute bei Abstimmungen in der Koalition als Counterpart des Staatskanzlei-Chefs Benedikt Kuhn die Positionen der von der SPD geführten Ministerien.

Dabei soll er gelegentlich nicht sehr geschickt vorgehen. Das ist zwar zunächst nur eine Angelegenheit der SPD, zieht aber auch negative Folgen für die Arbeit der ganzen Koalition nach sich. Darum kann die CDU nur hoffen, dass an der Spitze des Wirtschaftsministeriums Ruhe einkehrt und sich die abgeklärte Professionalität durchsetzt, die an einer solchen Schaltstelle vonnöten ist.

Die hessische CDU hat sich im Wahlkampf als Kontrast zur Ampelregierung in Berlin präsentiert. Dieser Linie will sie in der neuen Wahlperiode treu bleiben. Dazu gehört beispielsweise die Verwirklichung des Versprechens, gegen das Gendern mit Sonderzeichen vorzugehen. Dass die Grünen von einem „Kulturkampf“ sprechen, schadet der Union nicht – im Gegenteil: Bei bürgerlichen Wählern verfestigt sich dadurch der Eindruck, dass endlich etwas gegen die Auswüchse einer ideologischen Gesellschaftspolitik unternommen werde. Auch die deutliche Kurskorrektur in der Umweltpolitik stößt zwar auf die scharfe Kritik des früheren grünen Regierungspartners.

Aber gerade sie hilft Ingmar Jung, dem „Minister für Landwirtschaft und Umwelt, Weinbau, Forsten, Jagd und Heimat“, in seinem Bemühen, die Land- und Forstwirte mit der CDU zu versöhnen. Sie waren ihr in Scharen davongelaufen, weil sie daran verzweifeln, dass die Union sie über ein Jahrzehnt hinweg der grünen Umweltministerin Priska Hinz überließ.

Auch in der Migrationspolitik war die frühere schwarz-grüne Landesregierung angesichts tiefgreifender Meinungsunterschiede permanent wie gelähmt. Jetzt steht die Einführung einer Bezahlkarte für Flüchtlinge bevor, mit der die Überweisung großer Geldbeträge in die Heimatländer verhindert werden soll. Sie geht auf Rheins Einsatz als Vorsitzender der Ministerpräsidentenkonferenz zurück.

Dass er die hessische CDU in eine Koalition mit der SPD geführt hat, hat ihm in seiner Bundespartei großen Respekt verschafft und wird von der bürgerlichen Wählerschaft goutiert. Das zeigen Umfragedaten und das Ergebnis der Europawahl im Juni. Sie sind für die Opposition alles andere als ermutigend. Es ist ein schwieriges Geschäft, den Wählern die Versäumnisse einer von der CDU geführten Regierung zu erklären, während das Erscheinungsbild der Ampel in Berlin die Republik fassungslos macht.

Darum bleibt in der Landespolitik, so wichtig sie auch ist, mancher Fehler unter der Wahrnehmungsschwelle der Bürger. Dass der geglückte Start des Ministerpräsidenten in seiner zweiten Amtsperiode sein öffentliches Ansehen erhöht hat, ist ein Erfolg, von dem er noch eine Weile zehren kann. Denn die Mühen der Ebene liegen nicht nur vor ihm. Sie machen auch der Opposition zu schaffen.

## LEUTE DER WOCHE



### TORSTEN KRÜCKEMEIER

Aufklärer, hat die von Nordrhein-Westfalen angestoßene Debatte über die Nennung der Nationalität von mutmaßlichen Straftätern in Polizeiberichten mit dem Blick des Praktikers mit kriminologischem Wissen angereichert. Nach den Worten des mittelhessischen Polizeipräsidenten ist die Nationalität für die Straffälligkeit nicht entscheidend. Vielmehr beeinflussten maßgeblich die sozialen und persönlichen Verhältnisse einen Menschen. Auch der Einfluss sogenannter sozialer Medien auf das Verhalten vieler sei nicht zu unterschätzen.



### FELIX HEVELKE

Raumpfleger, kann stolz sein auf den Coup, mit dem rund 40 neue Atelierplätze für Frankfurter Künstler und Kreative geschaffen worden sind. Mit der Revitalisierung der „Neuen Teefabrik“ an der Hohenstaufenstraße haben alle Seiten gewonnen: Eigentümer, Künstler und die Stadt. Die Agentur Radar, die Hevelke mit Paola Wechs betreibt und die Räume und kreative Nutzer vermittelt, könnte wohl noch allerhand mehr bewirken. In Zeiten des städtischen Wandels der richtige Weg, um Leerstand sinnvoll umzuwandeln.



### VALDRIN MUSTAFA

Teamplayer, bewies seinen Torrieher und schoss den 2:1-Siegtreffer beim Offenbacher Pokalcoup über Magdeburg. Trainer Christian Neidhart gönnte seinem Stürmer das Erfolgserlebnis ganz besonders. Denn nach drei Starteinsätzen in der Regionalliga musste der Sechszwanzigjährige erstmals auf die Bank, weil Neidhart mit einer Fünferkette die Verteidigung stärkte. Keiner verkörpert bei den Kickern den Typ Pokalschreck so wie Mustafa: Schon im dritten Jahr in Folge schaltete Mustafa mit seinen Klubs höherklassige Vereine aus.



### DANIELA HARTMANN

Spielmacherin, hat ein Herz für Spieleentwickler. Auf der Gamescom in Köln kümmerte sie sich als Projektmanagerin der für die Wirtschaftsförderung zuständigen Hessen Agentur um die hessischen Studios, die auf der größten Computer- und Videospielemesse der Welt ihre Spiele präsentierten. Der Aufbau der „Kleinen“ sei für sie zentral, denn sie könnten ja auch mal groß werden, sagte sie. Dass am Stand doppelt so viele Aussteller wie im Vorjahr vertreten waren, unterstrich dann auch ihr LinkedIn-Motto „vernetzen, beraten, fördern“.



### GÜNTER BECK

Realitätsverweigerer, hat sich als Grünen-Finanzdezernent offenbar daran gewöhnt, dass die Stadtkasse schon irgendwie – günstigstenfalls mal wieder vom Impfstoffhersteller Biontech – aufgefüllt wird. Anders ist es kaum zu erklären, dass die Mainzer bereits zum zweiten Mal in Folge einen ganz und gar nicht ausgeglichenen Haushaltsplan an die Aufsichtsbehörde geschickt haben. Der Nachtrag, der eine Lücke von 90 Millionen Euro auswies, kam denn auch prompt zurück: nicht genehmigt, dafür aber mit amtlichem Rüffel versehen.

Texte: thwi., emm., die., dgr., sug.

Fotos: Polizei Gießen, Katrin Binner, Jan Huebner, Felix Kaspar Rosic, Lando Hass

## LESERFORUM

### Ohne Auto geht es nicht

„Gehört die Zukunft in der Innenstadt der Rad- oder den Autofahrern – oder vielleicht sogar beiden? Das war die Frage in einem Essay (zu „Radfahrerstadt im Autoland“, FAZ vom 18. August).“

Fahrradfahrer gehört nie und nimmer die Zukunft in der Stadt oder Innenstadt. Ich bin als junger Mensch fast nur Fahrrad gefahren. Strömenden Regen und Stürze auf eisglatter Fahrbahn habe ich überlebt und gut weggesteckt, weil ich jung und gesund war. Spätestens wenn man eine Familie gründet, ist man dankbar, dass es Autos gibt, außer man verbringt sein ganzes Leben nur im Bett. Deutschland vergeist bald in enormem Tempo, und selbst die heute fitteste Fahrradfahrerin wird das spüren. Dass man fit bis ins hohe Alter bleibt, ist eine Werbelüge der Konsum- und Jugendwahngesellschaft. Ich habe es bei meiner Mutter gesehen, von heute auf morgen (im wahrsten Sinne des Wortes und nicht sprichwörtlich gemeint) geht es auf einmal nicht mehr. Dann werden Sie froh sein, wenn man dann auch noch mit dem Auto bis zur Fußgängerzone in die Innenstadt kommt. UserPL auf FAZ.NET

Aber gerade sie hilft Ingmar Jung, dem „Minister für Landwirtschaft und Umwelt, Weinbau, Forsten, Jagd und Heimat“, in seinem Bemühen, die Land- und Forstwirte mit der CDU zu versöhnen. Sie waren ihr in Scharen davongelaufen, weil sie daran verzweifeln, dass die Union sie über ein Jahrzehnt hinweg der grünen Umweltministerin Priska Hinz überließ.

Auch in der Migrationspolitik war die frühere schwarz-grüne Landesregierung angesichts tiefgreifender Meinungsunterschiede permanent wie gelähmt. Jetzt steht die Einführung einer Bezahlkarte für Flüchtlinge bevor, mit der die Überweisung großer Geldbeträge in die Heimatländer verhindert werden soll. Sie geht auf Rheins Einsatz als Vorsitzender der Ministerpräsidentenkonferenz zurück.

Dass er die hessische CDU in eine Koalition mit der SPD geführt hat, hat ihm in seiner Bundespartei großen Respekt verschafft und wird von der bürgerlichen Wählerschaft goutiert. Das zeigen Umfragedaten und das Ergebnis der Europawahl im Juni. Sie sind für die Opposition alles andere als ermutigend. Es ist ein schwieriges Geschäft, den Wählern die Versäumnisse einer von der CDU geführten Regierung zu erklären, während das Erscheinungsbild der Ampel in Berlin die Republik fassungslos macht.

Darum bleibt in der Landespolitik, so wichtig sie auch ist, mancher Fehler unter der Wahrnehmungsschwelle der Bürger. Dass der geglückte Start des Ministerpräsidenten in seiner zweiten Amtsperiode sein öffentliches Ansehen erhöht hat, ist ein Erfolg, von dem er noch eine Weile zehren kann. Denn die Mühen der Ebene liegen nicht nur vor ihm. Sie machen auch der Opposition zu schaffen.

### Parken muss teuer sein

Ebenfalls dazu. Autos zurück in die Innenstädte? Mit Verlaub: Das ist Quatsch! Genauso falsch wie nur noch Fahr- und Lastenräder. Wo bleibt bitte der gesunde Menschenverstand? Outing: Ich fahre am liebsten mit dem Auto in die Innenstadt. Aber ich weiß, dass es dort mit dem Parken schwierig und teuer wird. Ich fahre deshalb meistens an Randzeiten. Von dem Gedanken, dass man überall und kostenlos einen Parkplatz findet, muss man sich verabschieden, schon allein wegen den Jahr für Jahr steigenden Zulassungszahlen. Auch als Autofahrer ist mir diese Freie-Fahrt-für-freie-Bürger-Mentalität fremd. Klaus Pütz auf FAZ.NET

### Zu wenig Platz

Und noch einmal. Kaum jemand scheint die wirklichen Gründe für eine Veränderung der Verkehrspolitik wahrzunehmen: Die Zahl der Kraftfahrzeuge hat sich seit Jahrzehnten vervielfacht. Dass man dem nicht mit steter Erweiterung des Raums nur für diesen Teil des Verkehrs begegnen kann, ist seit sehr langer Zeit wissenschaftlicher Konsens: Mehr Straßen bringen mehr Verkehr! Aber Veränderungen sind vielen Bürgern ein Graus, lieber baut man sich unsinnige Feindbilder. Dass die FDP als Opposition in der Regierung sich dieser Gruppe annimmt, zeigt nur ein weiteres Mal den Grad der Verzweiflung in dieser Partei. Arni Dee auf FAZ.NET

### Warum nicht mit Strom?

Last, but not least. Es ist verblüffend, dass in diesem Artikel mit Abgasgrenzwerten in den Innenstädten argumentiert wird, ohne mit einem einzigen Wort die Alternative der Elektromobilität anzusprechen. Das Argument pro E-Autos ist doch nirgends triftiger als im Stadtverkehr. Wer unbedingt mit dem Auto in die Stadt muss/möchte, soll halt mit dem E-Auto fahren. Hartmut Kremer auf FAZ.NET

Leserbriefe und Kommentare bitte an: rnz-leserbriefe@faz.de

**florentinus**  
FRANKFURT

**JETZT MUSTERWOHNUNGEN BESUCHEN!**

**HIER FLORIEREN HEIMATGEFÜHLE.**

**Freuen Sie sich auf Ihre zukünftige Eigentumswohnung in einem der lebendigsten Viertel in Frankfurt-Bockenheim.**

- Zentrale Lage direkt am Park
- 2-4 Zimmer von ca. 50-140 m<sup>2</sup>
- Neubau KfW 55 Energieeffizienzhaus
- degressive Abschreibung i.H.v. 5% ansetzbar
- Fertigstellung 2025

**florentinus-frankfurt.de**

**Instone**  
Real Estate

MAINZ

## Nichts ist mehr „federleicht“

Die fetten Jahre sind vorbei, in denen sich der Mainzer Finanzdezernent, Günter Beck (Die Grünen), fast dafür geschämt hat, dass die rheinland-pfälzische Landeshauptstadt über Nacht so reich geworden war: Mehr als zwei Milliarden Euro flossen 2021 und 2022 an Steuereinnahmen in die Stadtkasse. Der Geldsegen war dem Corona-Impfstoff-Hersteller Biontech zu verdanken, der in der Oberstadt seinen Sitz hat. Eigentlich wird in dem Unternehmen, das jetzt wieder stark in Forschung investiert, vorrangig an der Entwicklung individualisierter mRNA-Krebstherapien gearbeitet.

Nun aber, wo die „federleichte Zeit“ laut Beck vorüber ist, musste er als Chef der Finanzverwaltung gerade einen kräftigen Rüffel einstecken. Die Aufsichts- und Dienstleistungsdirektion (ADD) in Trier hat den Nachtragshaushalt nicht genehmigt. Das Zahlenwerk mit einem Volumen von etwa einer Milliarde Euro im Ergebnishaushalt sah für 2024 ein Minus von 90 Millionen Euro vor. Damit würde die Kommune zum zweiten Mal in Folge einen dicken Fehlbetrag ausweisen. Und weil auch für 2025 und 2026 keine Besserung in Sicht sei, muss laut ADD dringend gehandelt werden. Die Behörde empfiehlt eine Anhebung der 2022, damals im Rausch der Biontech-Milliarden, um ein Drittel auf 310 Hebesatzpunkte gesenkten Gewerbesteuer.

Der Stadt ist es zwar gelungen, mithilfe der zeitweilig sprudelnden Einnahmen den Altschuldenberg um 920 Millionen Euro zu verringern und das Eigenkapital auf knapp zwei Milliarden Euro aufzustocken. Wenn es die Kommune aber nicht schafft, ihre Finanzen dauerhaft in Ordnung zu bringen, dürften die noch vorhandenen liquiden Mittel von knapp 300 Millionen Euro rasch aufgebraucht sein.

Im Mainzer Rathaus verweist man derweil auf hohe Sozialausgaben, gestiegene Preise, die Verkehrs- und Energiepreise sowie komplizierte Regeln beim Finanzausgleich. Bis Oktober soll der Stadtrat dennoch einen genehmigungsfähigen Nachtragshaushalt für 2024 vorlegen. Die Frage, was man sich in den nächsten Jahren noch leisten kann und will, wird nach dem Ende des Ampelbündnisses wohl eine Koalition aus Grünen, CDU und SPD zu beantworten haben. Dafür muss sich das Trio auf eine zur Finanzlage passende Prioritätenliste einigen.

Markus Schug



## Knapp bei Kasse

Erstmals seit dem Jahr 2015 verzeichneten die Kernhaushalte der hessischen Kommunen im vergangenen Jahr wieder ein Defizit. Eine Tendenz, die sich in diesem Jahr fortsetzen wird, wie das Beispiel von fünf Städten der Rhein-Main-Region zeigt.

HANAU

## Wolken in Sicht

8,5 Millionen Euro wird die Beteiligungsholding unterstützt, die unter anderem für Busse und Bäder zuständig ist, zehn Millionen Euro fließen an das Krankenhaus. Auf welchem Weg, das ist im Moment noch unklar. Bisher hat die Stadt das Eigenkapital der Gesellschaften aufgestockt, um die Verluste auszugleichen, aber diesen Weg hat das Regierungspräsidium aus formalen Gründen jetzt abgelehnt. Künftig könnte die Unterstützung dann zum Beispiel als

Kredit erfolgen, deutete Kaminsky vor den Stadtverordneten an.

Gerade die Frage der Klinikfinanzierung sieht er als Schwierigkeit an, von einer „kalten Sanierung der Krankenhäuser in der Republik“ spricht der Kämmerer: Kommunale Haushalte seien nicht dafür geeignet, auf Dauer die Finanzierung der Krankenhäuser sicherzustellen. Klar sei aber auch, dass die Stadt Busse, Bäder und Krankenhaus als Teil der Daseinsfürsorge unterstützen werde.

Für einige Unruhe sorgt in der Stadt der Zensus, laut dessen Hochrechnung Hanau doch weniger als 100.000 Einwohner haben soll – und damit drohen harte Einschnitte bei Zuwendungen aus dem kommunalen Finanzausgleich. Allerdings widersprechen die Daten der Stadt der Kalkulation des Statistischen Landesamts. Gespräche sind vereinbart, die Daten der Behörden sollen noch einmal abgeglichen werden. Hanns Mattes

OFFENBACH

## Bund und Land sollen zahlen

In schwierigen Zeiten wie den aktuellen bekommen vor allem Kämmerer armer Städte wie Offenbach zu spüren, dass Kommunen nach wie vor von Bund und Land nicht ausreichend bei der Bewältigung der Pflichtaufgaben unterstützt werden, die sie selbst durch entsprechende Gesetze den Kommunen auferlegt haben.

Ein besonders prägnantes Beispiel für diese systematische Unwucht bei der Finanzierung von Kommunen rechnet Wilhelm am Beispiel der Ganztagsbetreuung vor. Mit Worten überboten sich Bundes- und Landespolitiker ger-

ne, wenn es um die Betreuung der lieben Kleinen gehe. In der Praxis sieht das dann etwa bei der Ganztagsbetreuung laut Wilhelm für Offenbach so aus: Mindestens 100 Millionen Euro an Investitionen seien erforderlich, um die Vorgaben des Bundes zu erfüllen. Dieser stelle dafür aber gerade einmal fünf Millionen Euro in Aussicht, während die Stadt ihren Anteil über 30 Jahre abzahlen müsse.

Für Wilhelm steht außer Frage, dass Bund und Land in Zukunft bezahlen sollten, was sie anordneten. Da das bislang nicht in ausreichendem Maße geschieht, kann es durchaus sein, dass Offenbach die arg in die Jahre gekommene Stadthalle, in der Musiker wie Jimi Hendrix, Genesis, Frank Zappa, U2, Deep Purple, Till Lindemann und andere zu sehen waren, schließen muss, weil die Stadt die 50 Millionen Euro nicht hat, die für eine Sanierung notwendig sind. Im Moment wird noch nach einer Möglichkeit gesucht, die Halle mit Reparaturen nutzbar zu halten, um einen Weg zu finden, sie irgendwann später doch noch von Grund auf sanieren und erhalten zu können.

Jochen Remmert

WIESBADEN

## Mehr Wünsche als Geld

Das Aufstellen eines Budgets ist die Kunst, Enttäuschungen gleichmäßig zu verteilen.“ Mit diesem Zitat hat Wiesbadens Kämmerer Hendrik Schmehl seinen defizitären Etatentwurf für 2025 überschrieben. Denn die finanziellen Aussichten trüben sich ein. Nach knapp 40 Millionen Euro in diesem Jahr soll das Defizit 2025 auf knapp 38 Millionen Euro zurückgehen. Doch der Entwurf ist mit hohen Risiken behaftet. Zwar kann sich Schmehl auf stabile Einnahmen aus der Einkommensteuer (225 Millionen Euro) und der Grundsteuer (65 Millionen Euro) verlassen. Doch ob sich die Gewerbesteuer weiterhin bei rund 400 Millionen Euro jährlich einpendelt, ist ebenso ungewiss wie die Aussicht auf Landeszuschüsse in Höhe von fast 300 Millionen Euro.

Erst im Herbst wird es Gewissheit geben, mit welchen Summen Wiesbaden tatsächlich rechnen kann, um Ausgaben in Höhe von fast 1,7 Milliarden Euro stemmen zu können. Reserven gibt es fast nicht mehr. Die Rücklage, die Ende 2020 noch 219 Millionen Euro betragen hat, wird bis Ende nächsten Jahres auf 65 Millionen Euro abschmelzen. Spätestens 2027 tut sich dann ein Loch auf, das sein schmerzhaftes Konsolidierungsprogramm unausweichlich machen würde.

Die Schuld der Misere sieht die Stadt nicht zuletzt bei Bund und Land, obwohl die Personalkosten binnen zehn Jahren um mehr als 50 Prozent auf 361 Millionen Euro zulegt. Begründet wird das auch mit immer neuen Aufgaben, die Wiesbaden zu erledigen hat. Die Schere zwischen den tatsächlichen Ausgaben und den Erstattungen bei den Sozialleistungen geht weiter auseinander: von 176 Millionen Euro im Jahr 2017 auf jetzt 243 Millionen. Auch deshalb bereitet Wiesbaden eine Klage auf Einhaltung der Konnexität vor.

Um den Etat zu retten, plant Kämmerer Schmehl eine Erhöhung der Grundsteuer im Jahr 2027 um 30 Prozent.

Das brächte immerhin 20 Millionen Euro zusätzlich in die Kasse – wenn die Politik mitspielt. Die hat schon jetzt mehr Wünsche, als finanzierbar sind. Die sieben Dezernate haben Begehren im Volumen von 234 Millionen Euro angemeldet, davon entfallen 141 Millionen Euro auf 145 Investitionsvorhaben. Doch es stehen nur 16 Millionen Euro zur Verteilung bereit. Im Verwaltungshaushalt belaufen sich die 449 Zusatzwünsche der Verwaltung auf fast 93 Millionen Euro. Da sind Enttäuschungen programmiert.

Oliver Bock

Foto iStock/  
Illustration Nina Simon

FRANKFURT

## Große Projekte stehen an

Die Antwort auf die Frage, wie es der größten Stadt Hessens finanziell geht, hängt ganz vom Zeitpunkt ab. In den vergangenen Jahren hat der Entwurf für den Frankfurter Haushalts regelmäßig ein Minus ausgewiesen. Seit 2021 ist daraus jedoch, als die tatsächlichen Einnahmen und Ausgaben abgerechnet waren, ein Plus geworden. 2023 fiel der Unterschied besonders deutlich aus: Mit 62 Millionen Euro Defizit hatte Kämmerer Bastian Bergerhoff (Die Grünen) gerechnet. Der Jahresabschluss brachte stattdessen mit mehr als 240 Millionen Euro den größten Überschuss seit 15 Jahren. Verantwortlich dafür sind an erster Stelle die Frankfurter Unternehmen, die der Stadt zuletzt Steuereinnahmen von drei Milliarden Euro bescherten, 500 Millionen Euro mehr als geplant.

Eine Rolle spielt aber auch, dass viele geplante Ausgaben gar nicht getätigt werden können. Das gilt vor allem für die Investitionen: Nur ein Viertel der zur Verfügung stehenden Summe wurde voriges Jahr ausgegeben. Das hat meist mehrere Gründe, unter anderem fehlen Personal und geeignete Flächen für Bauvorhaben. Dagegen soll eine Schulbauoffensive helfen. 30 Schulen will Frankfurt in den nächsten fünf Jahren neu bauen, sanieren oder erweitern, eine Milliarde Euro steht dafür bereit. Am Horizont warten unterdessen weitere Großausgaben wie der Neubau von Oper und Schauspiel und der Bau einer Multifunktionsarena.

Bei den laufenden Ausgaben hat sich der Kämmerer darum bemüht, den tatsächlichen Bedarf zu ermitteln. Statt die Ausgaben immer nur fortzuschreiben, wurden die Ansätze der Ämter und Dezernate auf null gesetzt und von Grund auf neu kalkuliert. Im Ergebnis waren durch das sogenannte Zero-Base-Budgeting fast 200 Millionen Euro zusätzlich nötig.

Der Doppelhaushalt 2024/2025 sieht für das laufende Jahr erstmals Gesamtausgaben von mehr als sechs Milliarden Euro vor. Wieder einmal stehen zunächst Defizite in Aussicht in Höhe von 110 Millionen Euro in diesem und 90 Millionen Euro im nächsten Jahr. Damit von 2026 an schwarze Zahlen geschrieben werden können – und es am Ende auch für dieses und das nächste Jahr wieder gut ausgeht –, muss die Gewerbesteuer weiter sprudeln. Ein Ziel dürfte mit dem Doppelhaushalt jedenfalls erreicht werden. Frankfurt soll 2025 mit einem genehmigten Etat ins neue Jahr starten.

Bernhard Biener

## DAS NEHMEN WIR PERSÖNLICH.

Wir wurden zu einem der 50 besten Einrichtungshäuser Deutschlands gewählt. Vielen Dank.



COR Susu

arper Cassina B&B TRUSSARDI brüh| Cassina COR inter|übke kettal

Molteni & C. TEAM7 vitra. WEISHAUPL WERTHER VISPRING ... und viele mehr

Diese großartige Auszeichnung möchten wir mit Ihnen feiern – mit interessanten Aktionsangeboten für Sie.

Herzlich willkommen.

Das Original. Sehen, spüren und genießen bei Braum.

**BRAUM**  
KLASSE. ZU HAUSE.

Möbel Braum GmbH &amp; Co. KG · Kirdorfer Straße 42 · 61350 Bad Homburg · moebelbraum.de

## Sanierung des Herkules in Kassel dauert noch bis 2026

KASSEL. Die Sanierung des Kasseler Wahrzeichens, der Herkules-Statue im Bergpark Wilhelmshöhe, wird voraussichtlich noch bis zum Jahr 2026 dauern. Ursprünglich sollten die 2006 begonnenen umfangreichen Arbeiten an dem Monument schon Ende 2022 weitgehend abgeschlossen sein. Doch die extremen Wetterbedingungen in 530 Meter Höhe auf dem Gipfel des Parks setzen dem Unterbau, auf dem der kupferne, 11,30 Meter große und mit Sockel 7,8 Tonnen schwere griechische Halbgott steht, stark zu.

Der Unterbau des Herkules besteht aus Tuffstein, der vor gut 200 Jahren in nahe gelegenen Steinbrüchen im Habichtswald gewonnen wurde. Dieses Gestein ist sehr weich, lässt sich gut bearbeiten, verwittert aber auch schnell. Die Statue ist daher ein Dauerthema.

Die Arbeiten an dem Bauwerk sind Teil eines 200-Millionen-Euro-Programms für Sanierungen in Kassels Bergpark. Für die Sanierung des Herkules hatte das Land Hessen zunächst rund 40 Millionen Euro zur Verfügung gestellt. „Aufgrund der Sanierungszeit und eines Bauzustandes, der schlechter als erwartet war, haben sich die Kosten mittlerweile auf rund 43 Millionen Euro erhöht.“ lbe.

## Immer mehr Dörfer ohne Kneipe

WIESBADEN. In Hessen gibt es immer mehr Dörfer ohne Gaststätte. Im Jahr 2017 habe es landesweit nur 19 Gemeinden im ländlichen Raum mit weniger als einem Profitbetrieb je 1000 Einwohner gegeben, darunter zwei ganz ohne Gasthof, heißt es beim Hotel- und Gaststättenverband Dehoga. Bis 2021 sei diese Zahl auf 42 Gemeinden gestiegen, davon drei ganz ohne einen Betrieb. Die Quote der unterversorgten Gemeinden steigt damit von 4,5 Prozent (2017) auf 9,9 Prozent (2021). Aktuellere statistische Daten liegen nicht vor. Das Gasthaussterben ist aus Sicht der Dehoga „ein massiver Schaden für den ländlichen Raum“. lbe.

## Getreideernte unter dem Durchschnitt

FRIEDRICHSDORF. Für viele hessische Landwirte ist die Getreideernte enttäuschend ausgefallen. Die Erträge seien meist unterdurchschnittlich oder durchschnittlich, so der Hessische Bauernverband. Ursachen seien vor allem das wechselhafte Wetter mit viel Regen und die häufigen Unwetter. Die größten Einbußen gab es beim Winterweizen. Er wird auf 140.000 Hektar angebaut und ist das wichtigste Getreide für die hessischen Bauern. Der Ertrag lag im Schnitt bei 7,5 Tonnen; immerhin etwas mehr als bei der miserablen Ernte 2023. Damals lag der Schnitt bei knapp 7,1 Tonnen pro Hektar. lbe.



Pilgerstätten: Wandern in der Nähe der Schnefpenkapelle in Osthessen (links und Mitte). Abseits der Bonifatius-Route, in Fritzlar, steht eine Statue des Heiligen. Fotos dpa (2), Frank Rumpenhorst

# Unterwegs auf heiligen Pfaden

Abstand vom Alltag, Entschleunigung und vielleicht sogar spirituelle Momente sind auf der 20 Jahre alten „Bonifatius-Route“ möglich. Doch eine hessische Antwort auf den Jakobsweg ist die Strecke nicht.

Die Bonifatius-Route zwischen den beiden Domstädten Mainz und Fulda feiert in diesem Jahr ihr zwanzigjähriges Bestehen. Die Strecke für Pilger und Wanderer führt von den Weinbergen des Rheingaus über die Felder der Wetterau und die Höhen des Vogelsbergs bis ins Fuldaer Land. Der 180 Kilometer lange Weg ist abwechslungsreich und kann komplett, aber auch in einzelnen Abschnitten als Tagesstrecke oder als Spazierweg genutzt werden.

„Die Boni-Route ist ein Tipp für jeden, der Lust hat, einmal knapp 200 Kilometer mit sich und seinen Gedanken allein zu sein“, sagt Alexandra Hosenfeld. Die Osthessin ist vor fünf Jahren die Strecke von Mainz bis Fulda gemeinsam mit ihrem Mann Dirk gewandert. Acht Tage haben die beiden dafür gebraucht.

„Wer das vielleicht körperlich nicht schaffen kann und sich eine Teiletappe vornimmt, der ist auch auf dem Weg – und nur das zählt“, sagt die sportliche Vierundfünfzigjährige. „Jeder sollte so pilgern, wie er es kann“, ergänzt ihr 56 Jahre alter Ehemann.

„Es hat auch durchaus etwas Meditatives, wenn man tagelang nebeneinanderher läuft“, erzählt die routinierte Wanderin und Pilgerin über ihre Erlebnisse auf der „Boni-Route“. „Irgendwann versinkt jeder in seine Gedanken. An manchen Tagen hat man keine Lust oder auch manchmal keine Kraft, ständig zu schnattern. Stattdessen sortiert man sich und bespricht das. Dann ist man wieder in Stille unterwegs, und das ist das Schöne.“

Die beiden Hosenfelds, die zufällig im gleichnamigen Ort (Landkreis Fulda) wohnen, sind routinierte Pilger und haben auch zweimal den berühmten Jakobsweg mit der Ankunft im spanischen Santiago de Compostela absolviert. Ist die Bonifatius-Route eine Art von hessischer Variante dieses wohl berühmtesten aller Pilgerwege?

„Nein“, sagt Dirk Hosenfeld. Auf dem Jakobsweg seien viel mehr Menschen unterwegs. Die Bonifatius-Route ist dagegen eher ein Geheimtipp: „Wir waren dort allein unterwegs.“ Auch der passende Gruß fehlt. „Auf dem Jakobsweg grüßen sich die Pilger traditionell mit ‚Buen Camino‘“, erklärt das Paar.

„Doch wie grüßt man eigentlich auf der Bonifatiusroute? ‚Buen Boni?‘“ Die Frage, die sich die Hosenfelds bei ihrer Tour vor fünf Jahren gestellt haben, wartet immer noch auf eine Antwort.

Und es gibt im Gegensatz zu Spanien kaum Pilgerherbergen auf der „Bonifari-Route“. Daher empfehle er sich auf jeden Fall, Übernachtungsmöglichkeiten vorher zu buchen, rät Michael Friedrich, stellvertretender Vorsitzender des Vereins Bonifatius-Route. Doch es gibt auch eine Gemeinsamkeit: Wie auf dem Jakobsweg können sich die Wanderer unterwegs an vielen Stationen ihre Pilgerstempel abholen.

„Es ist ein Pilger- und ein Wanderweg. Beide Gruppen kommen auf ihre Kosten“, erzählt Friedrich. Man müsse

macht“, erzählt Alexandra Hosenfeld. Sie kann sich an viele schöne Momente erinnern. Besonders in Erinnerung geblieben ist ihr der Besuch der Kirche in Heldenbergen (Main-Kinzig-Kreis), als sie etwas verschwitz mit ihrer Wanderkluft mitten in eine Taufbecken hineingelassen und dort vom Pfarrer und der festlich gekleideten Gemeinde sehr herzlich aufgenommen worden seien.

Vielleicht hat die Herzlichkeit damit zu tun, dass Pilger als Glücksbringer angesehen werden? „Uns hat einmal eine Frau gesagt: ‚Wenn man einen Pilger berührt, bringt das Glück.‘ Und so kann es immer mal passieren, dass man unverhofft angefasst wird“, äußert Alexandra Hosenfeld und lacht.

„Wir haben in Stille genossen, dass wir da waren, und waren einfach nur glücklich, dass wir es geschafft hatten.“

Michael Friedrich vom Verein Bonifatius-Route freut sich, dass sich der Weg seit seiner Eröffnung vor 20 Jahren immer noch großer Beliebtheit erfreut. „Die Leute laufen nach wie vor gerne auf der Route, und wir bekommen auch viele positive Rückmeldungen“, sagt er. Geboren wurde die Idee zu der Route nicht in Fulda, wie man vielleicht denken mag, sondern in Friedberg in der Kreisverwaltung des Wetteraukreises.

„Es gab damals auch Befürchtungen, dass es sich bei dem Projekt nur um ein Strohhalmchen aus Anlass des 1250. Todestags von Bonifatius handeln könnte. Dem war aber nicht so“, sagt Friedrich. „Wir haben den Erfolg der Route natürlich auch Hape Kerkeling und seinem Buch ‚Ich bin dann mal weg‘ zu verdanken, in dem er über seine Erfahrungen auf dem Jakobsweg berichtet“, erklärt der katholische Diakon, der von Anfang an bei dem Projekt dabei ist.

Doch anders als der Jakobsweg liege die Bonifatius-Route praktisch vor der eigenen Haustüre, sagt er. „Von den ersten paar Kilometern in Rheinland-Pfalz einmal abgesehen führt sie durch das schöne Hessenland. Die Abschnitte in urbanen Bereichen sind vielleicht nicht jedermanns Sache, aber es gibt ja auch die langen Abschnitte, die durch weite Landschaften führen.“

Und dabei kann es auch einmal richtig anstrengend werden, weiß der Routenexperte. „Der sportlich anspruchsvollste Teil ist der Abschnitt im Vogelsberg. Da geht es durchaus auch mal ordentlich bergauf.“ Der steilste Anstieg war nach Erfahrung der Hosenfelds der Weg zur Wallfahrtskirche Kleinheilighaus bei Großluders (Kreis Fulda).

Empfehlenswert für alle Interessierten sei sicherlich die Wanderkarte, die der Rhein-Main-Verkehrsverbund (RMV) in Zusammenarbeit mit dem Verein zusammengestellt habe, sagt Friedrich. Darin gebe es gute Informationen rund um die Route und zu Anknüpfungspunkten an den Schienen- und Busverkehr. Außerdem biete der Verein auf seiner Homepage nützliche Tipps für alle, die sich auf den Weg machen wollten. lbe.



sich nicht unbedingt mit religiösem Anspruch auf den Weg machen. „Ich denke aber, dass jemand, der nicht das kleinste Fenster für irgendeine spirituelle oder religiöse Erfahrung hat, sich etwas anderes suchen wird – eine Alpenüberquerung, irgendeinen Höhenweg oder den Rheinsteig beispielsweise. Aber es geht wirklich beides.“ Ein durchschnittlicher Wanderer brauche für die komplette, 180 Kilometer lange Strecke 10 bis 14 Tage. Es sei aber auch kein Problem, die Route in Teilbereichen als Tagesstrecke zu laufen und auch als Spazierweg zu nutzen.

Den beiden Pilgern Alexandra und Dirk Hosenfeld hat an der Bonifatius-Route besonders die abwechslungsreiche Streckengestaltung gefallen. „Es gibt an jedem Tag etwas, was Spaß

Was macht das Besondere am Pilgern im Gegensatz zum normalen Wandern aus? „Als Pilger hat man stets das Ziel vor Augen“, betont Dirk Hosenfeld. „Der Satz ‚Der Weg ist das Ziel‘ stimmt nicht“, stellt er klar. „Das Ziel ist das Ziel.“ Der Pilger werde auf dem Weg mental auf sein Ziel vorbereitet. „Das ist schon eine Art spiritueller Ansatz.“

Als die beiden am Ende der „Bonifari-Route“ am 2. Mai 2019 am Grab des Apostels der Deutschen im Fuldaer Dom angekommen seien, sei das ein erhebendes Gefühl gewesen. „Wir waren dankbar, dass wir es ohne Blessuren geschafft hatten“, erinnert sich Alexander Hosenfeld. „Und demütig“, ergänzt seine Frau.

OKTOBERFEST  
AHOI!

LEINEN LOS – 27.09.–12.10.2024  
AN BORD DER PRIMUS-LINIE!  
BOARDING EISERNER STEG

INFO UND BUCHUNG UNTER [WWW.PRIMUS-LINIE.DE](http://WWW.PRIMUS-LINIE.DE)  
FRANKFURTER PERSONENSCHIFFFAHRT ANTON NAUHEIMER GMBH | MAINKAJ 36 | 40311 FRANKFURT AM MAIN

Für das Porträt ist er das erste Mal ganz nach oben gestiegen in seinem Wohnhaus: Ramon John lebt seit 2016 in Wiesbaden.  
Foto Lucas Bäuml

Ramon John steigt vom Fahrrad. Ein kleines E-Bike. Ist das nicht unsportlich, für einen Tänzer? Er habe es sich in der Corona-Zeit angeschafft, erklärt er, als die Trainings wegen des Abstandsgebotes in eine Halle in Biebrich verlegt wurden. Der Weg mit lauter Aufs und Abs wurde ihm zu nervig. Er parkt das Rad vor der Wohnung im Erdgeschoss, in die er mit seinem Mann, ebenfalls Tänzer im Ensemble, vor fast zwei Jahren gezogen ist. Europaviertel Wiesbaden. Die Haustür ist die Wohnungstür; man steht sofort im großen Raum, ein Wohnzimmer samt Küchenecke, der bis zu einem Gärtchen hinten reicht. Eine Treppe führt zum Schlafbereich im ersten Stock. Das Ganze in einer mehrstöckigen Anlage mit Laubengängen.

Um Fotos zu machen, erklimmen wir die oberste Etage. „Ich war noch nie hier“, sagt der Tänzer. Er habe es nicht so mit Höhe. Vorher wohnte das Paar in Wiesbaden in einer Altbauwohnung, „wie es sich gehört“, grinst Ramon John. Doch ebenerdig und mit Parkplätzen nahebei sei es praktischer, weil seine Familie häufig zu Besuch komme. Im Auto mit seiner Schwester, die im Rollstuhl sitzt. Ist er ein Familienmensch? Die Kaffeemaschine, die nun summt und wimmert, hat John von seiner Mutter übernommen. Den schweren Küchentisch aus riffeligem Holz. Das Gemälde darüber mit dem Boot inmitten von rosa Blüten aber hat ihm jemand anderes geschenkt.

„Ja. Ich bin froh, dass ich so nah an meiner Familie bin“. Sogar sein Kinderzimmer hat er in Fulda noch. Dort ist er geboren, Sohn einer deutschen Mutter und eines amerikanischen Soldaten. Wie war er als Kind? „Ich war immer der Kleinste oder Zweitkleinste“, sagt er. Heute fällt Ramon John als Größter im Ensemble auf, eine Ausnahmeerscheinung in jeder Hinsicht, optisch, tänzerisch, und seit Jahren prägender Tänzer des Hessischen Staatsballetts. Als Kind spielte er Handball. „Das fand ich gut als Mannschaftssport.“ Er spielte auch Basketball, draußen, probierte Taekwondo aus, Steptanz. Tanzte zu Musik, im Wohnzimmer, „MTV, Musikvideos, Michael Jackson, Musik hat mich einfach immer bewegt“. Ohne den Gedanken, dass aus dem Tanzen mehr werden könnte.

Den hatte seine Mutter. Auf eine Annonce hin gingen sie zu einem Vortanzen im Gemeindezentrum: Showtanz. John wurde genommen. „Das war Formationstanz. Wir waren gut darin, uns wie eine einzige Person zu bewegen.“ Der ambitionierte Trainer ließ sie Filme und Musicals vertanzen, in maximal fünf Minuten. Jedes Wochenende fuhren sie zu Turnieren. Sie gewannen, in der Kategorie Showtanz – Charaktertanz: Hessenmeisterschaft, deutsche und mehrfach die Europameisterschaft.

Ramon John sagt „Drill“ dazu. Aber er mochte die Herausforderung und das Gefühl, „gemeinsam etwas zu schaffen“. Aufgehoben zu sein. In der Schule hat er Mobbing erlebt, in seiner Tanzgruppe bekam er Solos. „Aber ich hatte mich wohler gefühlt in der Gruppe.“ Das Gefühl wird er behalten, er liebt die Gruppenarbeit. Als Sommerjob machte er beim Fulda-Musical „Bonifatius“ mit, im Chor als Bariton mit Bewegung. Beim zweiten Mal wurde er den Profitänzern beigegeben. Die ermunterten ihn zum Tanzstudium. Die Ballettwelt war ihm fremd, „William Forsythe? Nie gehört.“ Er bewarb sich für die Ausbildungen in Mannheim und Berlin. Abgelehnt. Für sein berufsbezogenes Praktikum im Gymnasium ging er nach Frankfurt an die Hochschule für Musik und Darstellende Kunst. Und durfte bleiben, als sei das ein Vortanzen gewesen. Die Schule brach er 2007, nach der elften Klasse, ab, um Tanz zu studieren.

Schon damals, in Tanzabenden der Hochschule, ist er aufgefallen, Johns Spagat sprang zierte die Programmheftchen. Den Showtanz sah man ihm häufig

Als Choreograph sieht John sich nicht, wenn er irgendwann die aktive Tänzerkarriere beendet. Aber bei den „Startbahn“-Abenden des Staatsballetts mit eigenen Beiträgen hat auch er schon choreographiert, etwa „From Here Until“ (2021) – und selbst getanzt.  
Foto De-Da Productions



## Er ist lieber ein Mannschaftsspieler

Eine Ausnahmeerscheinung im Hessischen Staatsballett: Für seinen „Wanderer“ ist Ramon John als bester Tänzer ausgezeichnet worden, doch sein Weg zum Bühnentanz ist keineswegs klassisch verlaufen. Ein Porträt.

Von Melanie Suchy



fig noch an. „Ja“, bestätigt er. Den Konflikt habe er lange erlebt: als Tänzer von Choreographen zu schnell in eine Schublade gesteckt zu werden: „Ah, das kannst du gut, mach das mal.“ Er wollte weg davon. Erst seit einigen Jahren, sagt er, bekomme er „mehr Freiraum von Choreographen, dass man sich selbst wirklich neu erdenken oder erschaffen kann“. Statt „Bogengänge“, also Überschlänge, zu reproduzieren, die sie an ihm außergewöhnlich fanden. Er nicht.

Hatte er Zweifel im und am Studium? „Ja“, sagt er, mit einem langen „a“, „gerade im letzten Jahr“. Er hatte Kommilitonen, die aufgaben. „Es war tough“, die Disziplin, das Technische. Er habe ständig versucht, sich zu verändern, immer mit dem Spiegel vor sich, „um weitergehen zu können, sich selber zu finden“.

Die Choreographin Marguerite Donlon, die mehrmals an der Hochschule mit den Studenten als Gast gearbeitet hatte, bot ihm eine Stelle am Staatstheater Saarbrücken an. Er nahm an. Sie ging 2015; er überlegte, blieb. „Ich habe mich ganz in die Arbeit geworfen, da wo ich war. Ich habe nie nach mehr gestrebt oder vermeintlich Größeren. Und mir war die Gruppe immer wichtig, das Zusammenarbeiten.“

Auf den neuen Ballettdirektor Stijn Celis freute er sich, kannte und mochte



dessen Herangehensweise in Handlungsballetten: dass man sich in die jeweilige Figur hineindenkt, wo sie herkommt, wo sie hin will, wie und wohin sie schaut. „Da passiert dann mehr zwischen den Schritten“, sagt John. Doch Celis baute für Saarbrücken ein ballettlastiges Repertoire, „viel klassische Technik“. Was fehlte dem Tänzer? „Vielleicht was Wildes, was Freieres, auch etwas, das mehr nach vorne prescht.“

Das sah er beim 2014 neu konstruierten Hessischen Staatsballett, das damals Tim Plegge leitete, an den er sich als Tänzer aus „Bonifatius“ erinnerte. „Das war nur neu und nur Aufregendes und Namen, die ich noch nicht gehört hatte. Dazu Choreographen, die ich kannte, aber neue Kreationen.“ 2016 also zog er nach Wiesbaden. Er schätzte das Arbeiten mit Plegge, der ihm viel Freiheit gab, ihm vertraute, ihn herausfordern wollte, waren eher etwas Weiches, man weiß nicht so genau, was da ist. Nicht so eine harte Form.“ Er konnte selber viel einbringen und „herausfinden, was kann denn diese Rolle sein“.

Und dann kam doch eine Hauptrolle, in der Saison 2017/18. Eigentlich hatte John in Plegges „Winterreise“ eine der Emotionen darstellen sollen, die Sehnsucht. „Das hat sich irgendwie anders entwickelt.“ Er wurde „der Wanderer“ und hat für seine Darstellung 2018 den Faust-Preis des Deutschen Bühnenvereins als bester Tänzer gewonnen. Bei all den suchenden Gedanken eines Tänzers – weggehen oder nicht? – hat er sich, auch deshalb, erst mal fürs Bleiben entschieden, und ein weiteres Mal, als 2022 der Kurator Bruno Heynderickx die Gesamtleitung des Balletts übernahm. Es passte wieder, denn an Handlungsballetten fühlte sich der Tänzer damals gesättigt, er erfreute sich an zeitgenössischen Choreographen von Sharon Eyal und Xie Xin. „Und klar, die Gruppe, ein gutes Team, die Nähe zur Familie“, erklärt John, warum er so sesshaft ist, eher ungewöhnlich für Tänzer.

Als Imre und Marne van Opstal als Gastchoreographen kamen, hatte er etwas Angst. Die kamen vom Nederlands Dans Theater (NDT), er befürchtete „eine gewisse Attitüde“ und instagramtaugliches Angebertanzen, „eher was für die Jüngeren“. Doch das Stück „I'm afraid to forget your smile“ wurde ganz anders, das Todesfälle in deren Familie verarbeitete. John mag die Unterschiedlichkeit der Opstal-Geschwister: „Imre sehr einfühlsam, spirituell, man fühlt sich geborgen und kann was ganz anderes aus sich rausholen in dieser Atmosphäre“.

Die einzige Frage, bei der Ramon John lange zögert, ist die nach Schönheit. Obwohl man ihn selbst sofort mit dem Begriff verbindet. Er sehe sie in dem „Zusammengewürfelten“ in seiner Wohnung, in dem, wie er tanze und wie er seine Stücke mache: „Was mich in dem Moment bewegt, Momentaufnahmen, nicht ganz kalkuliert“. Wenn etwas plötzlich stimmt, dann ist da Schönheit.

Für Ramon John eine neue Erfahrung: Imre und Marne van Opstal nahmen ihn für „Voodoo Waltz“ mit nach Bochum (kleines Foto).  
Foto Carolin Saage

Und hat John, nach all den Jahren, dann doch zu einem Schnitt bewegt: Die Opstals planten nun ein Projekt am Schauspielhaus Bochum für die Saison 2023/24, sprachen mit ihm darüber, unverbindlich einladend. John kündigte, wollte künftig freischaffend arbeiten, in Bochum und sonst wo. Doch Ballettdirektor Heynderickx wollte ihn ganz offensichtlich halten. Er schlug ihm einen Gastierurlaub vor, international üblich, bei Sängern sowieso, aber in Deutschland bei Tänzern nicht so gebräuchlich.

So konnte John „Voodoo Waltz“ proben, mit Schauspielern, einigen ehemaligen NDT-Tänzern und als Koproduktion des Staatsballetts mit Bochum. John wurde ausgeliehen – und blieb dem Hessischen Staatsballett erhalten. „Es war gesund für mich, mal rauszukommen, andere Gruppe, man lernt viel“, sagt er. Zwei Monate hat er in Bochum verbracht, verpasste in Wiesbaden die Neukreation von Nadav Zelner. „Schade“, sagt er – aber er hat es immerhin endlich geschafft, von Bochum aus in Wuppertal „Café Müller“ und „Sacre“ von Pina Bausch anzuschauen. „Nelken“ nicht, aber dafür hängt das Plakat in seinem Wohnzimmer: Hunderte pinke Blüten auch hier.

„Wirklich weg wollte ich eigentlich nie“, sagt John. Doch das Gefühl, sich woanders auf die Suche begeben zu müssen, fürs „persönliche Wachstum“, statt sich alles an einem Ort servieren zu lassen, rüttelt ständig an ihm. Wenn er eines Tages mit dem Tanzen aufhört, sieht er sich eher nicht als Choreograph. Obwohl er schon Stücke geschaffen hat, für und mit Kollegen, für die Programme „Startbahn“ des Staatsballetts. Gespeist aus eigenen Erinnerungen etwa an den Großvater, der jeden Winter einen Schneeball im Eisschrank präsentierte und behauptete, den habe der kleine Ramon geformt. Ob die Welt so einen Choreographen brauche? Er zweifelt. Sieht sich eher als Probenleiter oder Assistent für das Einstudieren von Stücken. „Ich mag Details, ich kann das schnell auffassen.“ Auch das Zählen. Und er kann es anderen gut vermitteln.

Die einzige Frage, bei der Ramon John lange zögert, ist die nach Schönheit. Obwohl man ihn selbst sofort mit dem Begriff verbindet. Er sehe sie in dem „Zusammengewürfelten“ in seiner Wohnung, in dem, wie er tanze und wie er seine Stücke mache: „Was mich in dem Moment bewegt, Momentaufnahmen, nicht ganz kalkuliert“. Wenn etwas plötzlich stimmt, dann ist da Schönheit.

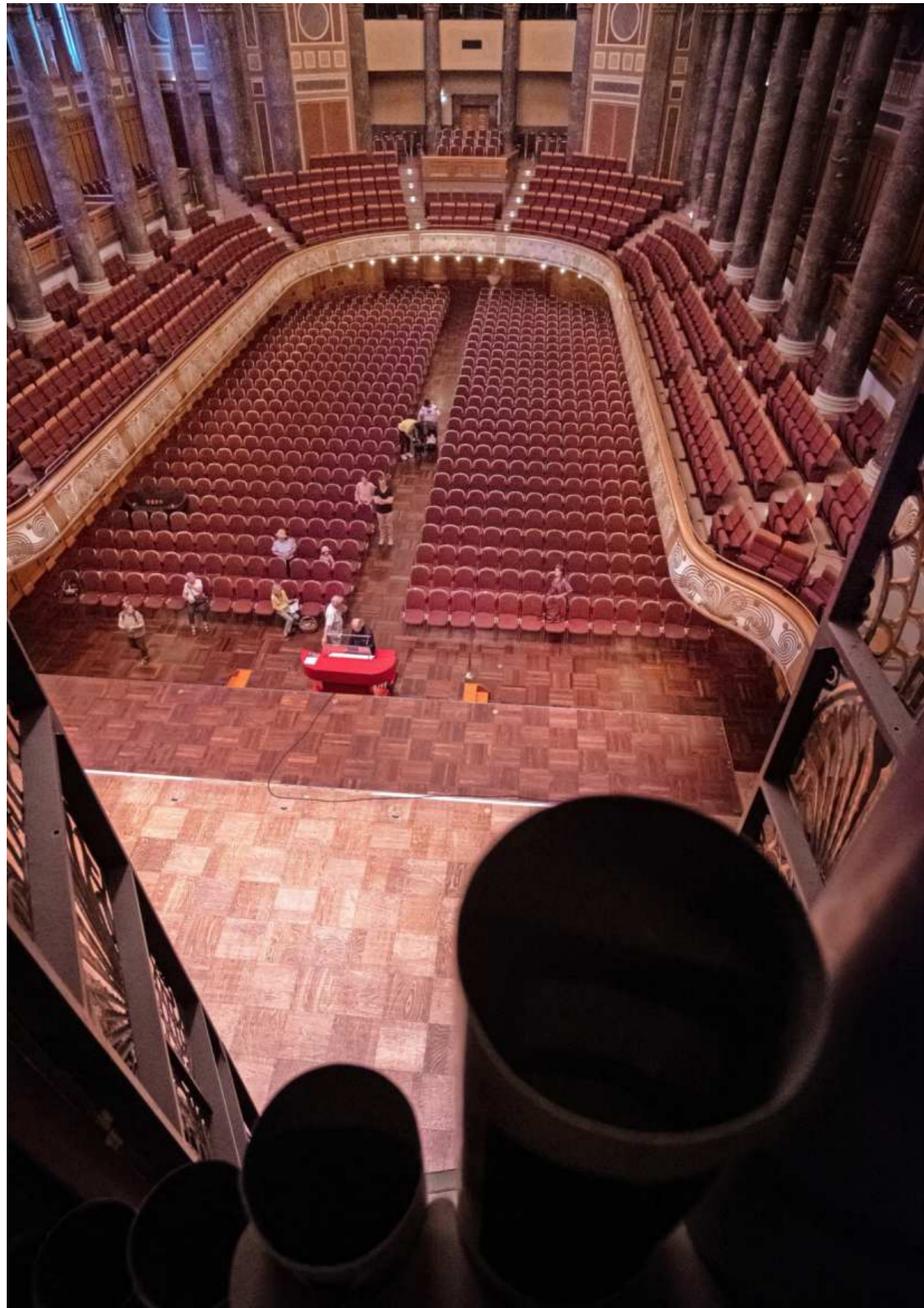
Schmidt Ambiente  
by Gartenmöbelprofis.de

# SALE

Beste Qualität – jetzt besonders günstig!

Gartenmöbel & Sonnenschirme

Neu-Isenburg - Frankfurter Straße 42 - 44 - 63263 Neu-Isenburg - Tel. & WhatsApp 06102 77 85 0  
Wiesbaden-Nordendstadt - Borngstr. 10 - 65205 WI-Nordendstadt - Tel. & WhatsApp 06122 50 76 71  
contact@schmidt-ambiente.de - www.schmidt-ambiente.de



Aus der Orgel heraus: Ungewohnter Blick in den Friedrich-von-Thiersch-Saal des Wiesbadener Kurhauses



In der Orgel: Friedhelm Gerecke kennt sich als Hobby-Organist mit der Pflege des Instruments aus.

## Lebendiges Klangdenkmal

Ein Förderverein kümmert sich seit 20 Jahren erfolgreich um den Erhalt der Wiesbadener Kurhausorgel

Von Doris Kösterke und Marcus Kaufhold (Fotos)

Orgelklänge locken verwunderte Menschen in den ausnahmsweise offenen Friedrich-von-Thiersch-Saal des Wiesbadener Kurhauses. Ausnahmsweise offen sind auch die vergoldeten Weinreben-Gitter über der Bühne und geben den Blick auf Orgelpfeifen frei. Möglich macht dies der „Förderverein Kurhausorgel“, der eine Tradition lebendig hält. Zu Ehren von Kaiser Wilhelm II., der das Wiesbadener Kurhaus das schönste der Welt nannte, hatte die Orgelbauanstalt Wilhelm Sauer aus Frankfurt an der Oder für den großen Saal ihr „Opus 1000“ geschaffen, ein mächtiges Instrument, an dem unter anderen auch Charles-Marie Widor gespielt hat. Im Zweiten Weltkrieg fiel es einem Fliegerangriff zum Opfer.

Nach dem Krieg wurde das Kurhaus eher notdürftig instandgesetzt. Doch schon 1954 bekam Wiesbadens gute Stube wieder eine Orgel, das Opus 1855 der

Oettinger Firma Steinmeyer in neobarocker Disposition. Das heißt, dass mehr Wert darauf gelegt wurde, dass Einzelstimmen sich voneinander abheben, als dass sie zu einem mächtigen symphonischen Gesamtklang verschmelzen. Dies kann man politisch verstehen: Nach ihren Diktatur-Erfahrungen war vielen Menschen damals nichts wichtiger, als dass es nie wieder dazu kommen möge. Und wo es viele starke Einzelstimmen gibt, haben Diktaturen keine Chance.

Dass es diese Orgel noch gibt, verdankt sie Friedhelm Gerecke. Als passionierter Hobby-Organist hatte er sie 1985 entdeckt. Da liefen bereits die Planungen, das Kurhaus wieder in den von Friedrich von Thiersch geplanten Originalzustand zurückzusetzen. Allerdings nur optisch. Die zur wilhelminischen Zeit so wichtige Orgel wurde aus Kostengründen ignoriert. Gerecke, von Beruf Architekt, erfuhr durch Zufall, dass sie einem Stuhllager weichen sollte. Da-

Am Spieltisch: Kurator Friedhelm Gerecke (links) und Organist Ioan Salaru



gegen protestierte er mit allen Mitteln eines kompetenten Bürgersinns und fand immer mehr Mitsreiter. Schließlich plädierte der Orgel-Gutachter Hans Martin Balz, das Instrument als Klangdenkmal zu bewahren und zu erweitern: Sie sei eine der letzten Saalorgeln ihrer Zeit, die noch in jenem Raum erhalten sind, für den sie gebaut wurden, und sehr sorgfältig gearbeitet.

Aber wer sollte das bezahlen? Gerecke, seit 1986 Kurator der Kurhausorgel, verfolgte beharrlich einen steinigen Weg. Seine Mitsreiter gründeten 2004 den „Förderverein Kurhausorgel e. V.“ zur ideellen und finanziellen Förderung von Orgelkonzerten im Kurhaus und der Pflege des Instruments, wie es in der Satzung heißt. In Absprache mit dem Kurhaus-Management übernimmt Gerecke die Pflege. So veranschlagt er vor jedem Konzert etwa vier Stunden, um das Instrument eigenhändig und unentgeltlich zu stimmen. Zudem veranlasst und koordiniert er die seinerzeit von Hans Martin Balz empfohlenen Erweiterungen. „Im Zusammenspiel mit einem Orchester wurde die Orgel immer als zu leise empfunden. Deshalb haben wir den Winddruck behutsam von 75 auf 88 Millimeter Wassersäule erhöht. Mehr geht nicht, sonst würden die Pfeifen überblasen“, erklärt Gerecke.

Regelmäßig veranstaltet der Verein Abend- und Mittagskonzerte sowie mehrmals jährlich die „Offene Kurhausorgel“ mit wechselnden Organisten.

An diesem Tag zeigt Evert Groen, was die Orgel kann. „Geben Sie mir ein Thema“, ruft er in die Runde. „The Sound of Silence? Okay!“ sagt er und führt den Song von Simon and Garfunkel gekonnt durch alle Stilrichtungen und Register, auch mal witzig oder jazzig. „Improvisation heißt ja, dass ich daraus etwas Neues mache“, erklärt er und lässt auch mal ein Kind an den futuristisch wirkenden Spieltisch. Als er spürt, dass Friedhelm Gerecke ihm etwas sagen möchte, improvisiert er gerade noch einen vergnüglichen Schluss und gibt dann die Bank frei für den zwölfjährigen Mainzer Ioan Salaru. Ioan ist Schüler von Gabriel Dessauer und hat im Frühjahr bei „Jugend musiziert“ den Landeswettbewerb mit der Höchstpunktzahl von 25 gewonnen. Für den Bundeswettbewerb war er leider noch zu jung.

Er gehört zum Kreis derer, die die Kurhausorgel regelmäßig bespielen, damit die Ledertaschen unter den Pfeifen geschmeidig bleiben. Am Vortag hatte er sogar zusammen mit Friedhelm Gerecke die Orgel gestimmt. Nun überrascht er mit zwei zeitgenössischen Stücken, einem hochvirtuosen von Denis Bédard und einem klangsinnlichen von Naji Hakim. Danach ist er offen für ein Gespräch im Muschelsaal.

Bei etwa ein bis zwei Stunden Üben am Tag bleibt ihm durchaus noch Zeit zum Fußballspielen. Die Schule muss nebenherlaufen, denn er singt auch noch im Mainzer Domchor, mit dem er viel unterwegs ist. Am Spannendsten findet er es, wenn Komponisten noch leben und man ihnen begegnen kann, wie John Rutter, der am 7. September nach Mainz kommen wird.

Gottesdienste gestaltet Ioan auch und kennt schon viele Orgeln. An welcher spielt er am liebsten? „An der bei uns auf dem Lerchenberg, in Sankt. Franziskus! Die hat alles, was eine Orgel braucht. Und nicht mehr.“

Nächste „Offene Kurhausorgel“ am Donnerstag, 3. Oktober, 13 bis 17 Uhr. Am 27. Oktober gibt Sebastian Heindl, Kirchenmusiker der Berliner Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche, ein Konzert.

### GEGENÜBER & NEBENAN

## Das Feuer und das Werk

Von Severin Groebner

Feuerwerke sind schön. Sofern man mit ihnen rechnet. Wenn allerdings plötzlich in der unmittelbaren Nachbarschaft Geknalle, Geknatter und Geböller zu hören ist, erschrickt man. Außer man kennt das schon, weil man unweit eines Jugendgefängnisses wohnt.

Denn es gibt einen neuen Trend im Strafvollzug. Wobei „im“ Strafvollzug eigentlich falsch ist, da sich das Geschehen außerhalb der Gefängnismauern abspielt. Dort feiert man – wie kürzlich in Wiesbaden – den Geburtstag eines der Insassen. Mit Böllern und Raketen. Damit der (oder die) das auch drinnen mitbekommt.

Das ist irgendwie reizend, weil der junge Mensch, der sicherlich großen Blödsinn gemacht hat, dadurch weiß, dass er da draußen noch Freunde hat.

Vielleicht wird das ja der Beginn eines neuen Trends? Feiern für Menschen, die nicht mit ihren Freunden feiern können. Möglich, dass es bald Geburtstagsfeiern vor Kasernen gibt. Nur wird dort nicht mit Böllern und Raketen gefeiert werden. Das Militär verfügt über viel größere Sprengmittel. Vor Kasernen wäre ein Geburtstagsständchen guter Freunde angebracht.

Andere wieder können vielleicht nicht ordentlich Geburtstag feiern, weil sie im Spital liegen? Auch hier braucht es keine Böller. Ein Streichquartett jedoch könnte man durchaus vorbeischieken, damit das ein bisschen Feierlaune und Musik von Haydn verbreitet. Muss ja nicht die Nationalhymne sein, der Herr aus Österreich hat 67 weitere Streichquartette auch geschrieben.

Weit weg von den Annehmlichkeiten eines Heims sind die Menschen eigentlich auch im Büro. Wenn die

Geburtstag haben, könnte man sie, da Feuerwerke in Innenräumen lebensgefährlich sind, mit einem DJ zum Freutelbaren Nachbarschaft Geknalle, Geknatter und Geböller zu hören ist, erschrickt man. Außer man kennt das schon, weil man unweit eines Jugendgefängnisses wohnt.

Diese eruptiven Geburtstagsüberraschungspartys reizen manche Menschen. Im Fall des Feuerwerks vor dem Knast in Wiesbaden zum Beispiel die Anwohner. Die rufen dann die Polizei, und diese nimmt dann ein paar der Geburtstagspartygäste fest. Die kriegen dann Verfahren wegen Hausfriedensbruchs, Verstoßes gegen das Sprengstoffgesetz und Kontaktaufnahme mit Gefangenen.

Das heißt: Wenn's ganz blöd kommt, können die sich das nächste Feuerwerk vom Gefängnis aus anschauen.

Sollte es jetzt aber am Frankfurter Mainufer zu einem Feuerwerk kommen, müssen Sie nicht die Polizei ru-



Severin Groebner

fen. Niemand hat Geburtstag, und Sie wohnen auch nicht plötzlich neben dem Jugendgefängnis. Es ist nur das Museumsuferfest. Ah! Feuerwerk! Schön!

### BLATTGOLD

## Bestseller in Rhein-Main

- 1 (1)  **22 Bahnen**  
Caroline Wahl  
DuMont, 13 Euro
- 2 (5) **Nur noch ein einziges Mal**  
Colleen Hoover  
dtv, 12,95 Euro
- 3 (4) **Altern**  
Elke Heidenreich  
Hanser, 20 Euro
- 4 (3) **Schwarze Dame**  
Andreas Franz und Daniel Holbe  
Knaur, 12,99 Euro
- ▶ 5 (–)  **Nur noch einmal und für immer**  
Colleen Hoover  
dtv, 13 Euro
- ▶ 6 (–)  **Die Liebe an miesen Tagen**  
Ewald Arenz  
DuMont, 14 Euro
- 7 (10) **Die letzte Nacht**  
Karin Slaughter  
HarperCollins Taschenbuch, 14 Euro
- 8 (6) **Windstärke 17**  
Caroline Wahl  
DuMont, 24 Euro
- ▶ 9 (–)  **Zwischen Welten**  
Juli Zeh und Simon Urban  
btb, 13 Euro
- ▶ 10 (–)  **Views**  
Marc-Uwe Kling  
Ullstein, 19,99 Euro

▶ **Einsteiger der Woche**

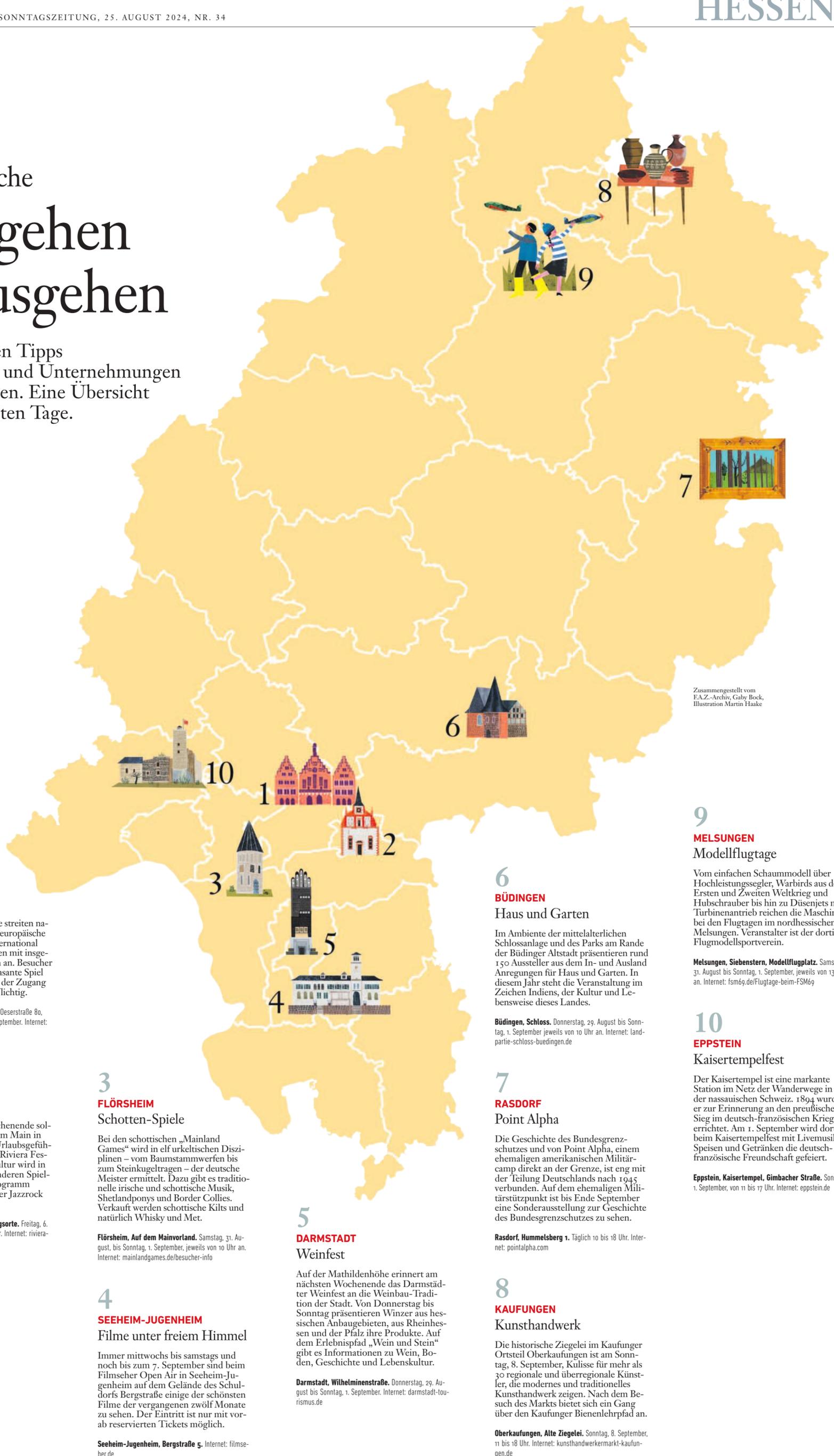
Hugendubel

Frankfurter Allgemeine

Was liest das Rhein-Main-Gebiet? Unsere Bestsellerliste beruht auf der Zahl verkaufter Exemplare in den acht Hugendubel-Filialen in Bad Homburg, Darmstadt, Frankfurt (Hessen-Center, Steinweg), Mainz (Am Brand, Römerpassage), Neu-Isenburg und Wiesbaden. Sie vereint Belletristik und Sachbuch sowie Hardcover, Taschenbuch und Paperback.

# Eine Woche rausgehen & ausgehen

Die schönsten Tipps für Ausflüge und Unternehmungen in ganz Hessen. Eine Übersicht für die nächsten Tage.



Zusammengestellt vom E.A.Z.-Archiv, Gaby Bock, Illustration Martin Haake

## 1 FRANKFURT Poloturnier

Am nächsten Wochenende streiten nahe den Nidda-Auen sechs europäische Mannschaften um den International Polo Cup. Die Teams treten mit insgesamt mehr als 100 Pferden an. Besucher des Turniers können das rasante Spiel unentgeltlich erleben, nur der Zugang zum VIP-Zelt ist kostenpflichtig.

Frankfurt, Frankfurter Polo Club, Oeserstraße 80, Freitag, 30. August bis Sonntag, 1. September. Internet: frankfurterpoloclub.de

## 2 OFFENBACH Festival

Am ersten Septemberwochenende sollen auf zwei Kilometern am Main in Offenbach mediterrane Urlaubsgefühle geweckt werden. Beim Riviera Festival für Pop- und Clubkultur wird in Clubs, auf Bühnen und anderen Spielstätten musiziert. Das Programm reicht von Electronica über Jazzrock bis hin zu Sweet Soul.

Offenbach, mehrere Veranstaltungsorte, Freitag, 6. September bis Sonntag, 8. September. Internet: riviera-offenbach.de

## 3 FLÖRSHEIM Schotten-Spiele

Bei den schottischen „Mainland Games“ wird in elf uralten Disziplinen – vom Baumstammwerfen bis zum Steinkugeltragen – der deutsche Meister ermittelt. Dazu gibt es traditionelle irische und schottische Musik, Shetlandponys und Border Collies. Verkauft werden schottische Kilts und natürlich Whisky und Met.

Flörsheim, Auf dem Mainvortland, Samstag, 31. August, bis Sonntag, 1. September, jeweils von 10 Uhr an. Internet: mainlandgames.de/besucher-info

## 4 SEEHEIM-JUGENHEIM Filme unter freiem Himmel

Immer mittwochs bis samstags und noch bis zum 7. September sind beim Filmseher Open Air in Seeheim-Jugenheim auf dem Gelände des Schuldorfs Bergstraße einige der schönsten Filme der vergangenen zwölf Monate zu sehen. Der Eintritt ist nur mit vorab reservierten Tickets möglich.

Seeheim-Jugenheim, Bergstraße 5, Internet: filmseher.de

## 5 DARMSTADT Weinfest

Auf der Mathildenhöhe erinnert am nächsten Wochenende das Darmstädter Weinfest an die Weinbau-Tradition der Stadt. Von Donnerstag bis Sonntag präsentieren Winzer aus hessischen Anbaugebieten, aus Rheinhesen und der Pfalz ihre Produkte. Auf dem Erlebnispfad „Wein und Stein“ gibt es Informationen zu Wein, Boden, Geschichte und Lebenskultur.

Darmstadt, Wilhelminenstraße, Donnerstag, 29. August bis Sonntag, 1. September. Internet: darmstadt-tourismus.de

## 6 BÜDINGEN Haus und Garten

Im Ambiente der mittelalterlichen Schlossanlage und des Parks am Rande der Büdinger Altstadt präsentieren rund 150 Aussteller aus dem In- und Ausland Anregungen für Haus und Garten. In diesem Jahr steht die Veranstaltung im Zeichen Indiens, der Kultur und Lebensweise dieses Landes.

Büdingen, Schloss, Donnerstag, 29. August bis Sonntag, 1. September jeweils von 10 Uhr an. Internet: landpartie-schloss-buedingen.de

## 7 RASDORF Point Alpha

Die Geschichte des Bundesgrenzschutzes und von Point Alpha, einem ehemaligen amerikanischen Militär-camp direkt an der Grenze, ist eng mit der Teilung Deutschlands nach 1945 verbunden. Auf dem ehemaligen Militärstützpunkt ist bis Ende September eine Sonderausstellung zur Geschichte des Bundesgrenzschutzes zu sehen.

Rasdorf, Hummelsberg 1, Täglich 10 bis 18 Uhr. Internet: pointalpha.com

## 8 KAUFUNGEN Kunsth Handwerk

Die historische Ziegelei im Kaufunger Ortsteil Oberkaufungen ist am Sonntag, 8. September, Kulisse für mehr als 30 regionale und überregionale Künstler, die modernes und traditionelles Kunsthandwerk zeigen. Nach dem Besuch des Markts bietet sich ein Gang über den Kaufunger Bienenlehrpfad an.

Oberkaufungen, Alte Ziegelei, Sonntag, 8. September, 11 bis 18 Uhr. Internet: kunsthandwerkermarkt-kaufungen.de

## 9 MELSUNGEN Modellflugtage

Vom einfachen Schaummodell über Hochleistungssegler, Warbirds aus dem Ersten und Zweiten Weltkrieg und Hubschrauber bis hin zu Düsenjets mit Turbinenantrieb reichen die Maschinen bei den Flugtagen im nordhessischen Melsungen. Veranstalter ist der dortige Flugmodellspportverein.

Melsungen, Siebenstern, Modellflugplatz, Samstag, 31. August bis Sonntag, 1. September, jeweils von 13 Uhr an. Internet: fsm69.de/Flugtage-beim-FSM69

## 10 EPPSTEIN Kaisertempelfest

Der Kaisertempel ist eine markante Station im Netz der Wanderwege in der nassauischen Schweiz. 1894 wurde er zur Erinnerung an den preußischen Sieg im deutsch-französischen Krieg errichtet. Am 1. September wird dort beim Kaisertempelfest mit Livemusik, Speisen und Getränken die deutsch-französische Freundschaft gefeiert.

Eppstein, Kaisertempel, Gimbacher Straße, Sonntag, 1. September, von 11 bis 17 Uhr. Internet: eppstein.de



Caspar David Friedrichs „Tetschener Altar“ (1808) Foto Privat

# Eine Woche Kunst & Kultur

Wichtige Termine zwischen  
Mainz und Aschaffenburg von Samstag bis Freitag

**AUSSTELLUNG**

**Herr Friedrich wird zornig**

Als Caspar David Friedrich Weihnachten 1808 sein Gemälde „Tetschener Altar“ ausstellte, löste dies einen heftigen öffentlichen Disput aus. Einer polemischen Grundsatzkritik folgten leidenschaftliche Gegenreden. Man stritt mit Vehemenz um die Prämissen der Romantik. Friedrich selbst verteidigte seine Kunst und sein Bild mit einem berühmt gewordenen Brief, der heute zu den Kostbarkeiten der Sammlungen des Freien Deutschen Hochstiftes gehört.

**Herr Friedrich wird zornig, Frankfurt, Deutsches Romantik-Museum, Do 10–21 Uhr, Fr–Mi 10–18 Uhr, 29. August bis 8. September 2024**

**Zwischen Wurzel und Wipfel**

In der Tradition seiner thematischen Gruppenausstellungen widmet sich der Künstlerverein in dieser großen Schau dem Thema Wald. Der Ausstellungstitel „Zwischen Wurzel und Wipfel“ beschreibt dabei keinen statischen Zustand, sondern einen gedachten Raum, der sich zwischen den einzelnen Akteuren des Waldes als Netzwerk aufbaut: Denn der Wald ist wesentlich mehr als die Summe seiner Bäume. Im „Dazwischen“ lebt eine bunte Gemeinschaft in einem systemischen und symbiotischen Miteinander.

**Zwischen Wurzel und Wipfel, Wiesbaden, Künstlerverein Walkmühle, Sa/So 14–18 Uhr, 23. August bis 10. November 2024**

**Friederike Jokisch**

Friederike Jokischs Bilder zeigen atmosphärische, aber auch surreale Bildräume in der Schwebe zwischen Traum und Wirklichkeit. Die Malerin wählt dabei gerne den grenzenlosen Himmel mit sich leicht in der Luft bewegenden Vögeln und windbewegten Wolken, dessen Grenzenlosigkeit und Atmosphäre auf Unendlichkeit hindeuten.

**Friederike Jokisch, Frankfurt, Hübner + Hübner, Di–Fr 14–19 Uhr, Sa 10–14 Uhr, 30. August bis 24. September 2024**



Tonhalle Orchester Zürich

Foto Gaetan-Bally

**KLASSIK**

**Tonhalle Orchester Zürich**

Rund 100 Musiker aus 60 Nationen spielen in diesem herausragendem Orchester aus Zürich. Das Ensemble konzentriert sich auf unbekannte Meisterwerke und Auftragskompositionen, um diese mit international gefeierten Solisten auf die Bühne zu bringen. Der Solist Bruce Liu ist einer der „Shooting Stars“ der Klavierwelt. In diesem Sommer kehrt er mit Frédéric Chopins Klavierkonzert in e-Moll – einem wahren Klavierfeuerwerk – zurück in den Friedrich-von-Thiersch-Saal. Dass Liu ein Spezialist in Sachen Chopin ist, dürfte spätestens nach seinem spektakulären Gewinn des Internationalen Chopin-Klavierwettbewerbs kein Geheimnis mehr sein. Das Tonhalle Orchester Zürich spielt gemeinsam mit Liu unter der Leitung von Paavo Järvi, der viele Jahre das hr-Sinfonieorchester dirigierte hat.

**Tonhalle Orchester Zürich, Wiesbaden, Kurhaus Wiesbaden, Freitag, 30. August, 20 Uhr**

**Junge Deutsche Philharmonie**

50 Jahre alt ist die Junge Deutsche Philharmonie. In die Jubiläumssaison startet sie unter Leitung von André de Ridder mit einem Streifzug durch die Musikgeschichte. „Fashioning the Orchestra“ lädt zu einer musikalischen Reise vom Barock bis in die Gegenwart verbunden mit einer Fashionperformance ein. Zur musikalischen Veränderung verwandelt das Orchester seine äußere Erscheinung und spielt mit Elementen, die aus recycelten Materialien von der jungen Modedesignerin Kaja Busch gestaltet wurden.

**Junge Deutsche Philharmonie, Frankfurt, Frankfurt LAB, Donnerstag, 29. August, 19.30 Uhr**



Die Prinzen

Foto Sven Sindt

**POP**

**Die Prinzen**

Die Prinzen beweisen nun schon seit mehr als drei Jahrzehnten, dass sie sich virtuos auf die hohe Kunst verstehen Pop mit Können, Leichtigkeit und lässigem Humor auszubalancieren. Hits der Prinzen, so wie „Millionär“, „Mann im Mond“, „Küssen verboten“, „Du musst ein Schwein sein“, „Alles nur geklaut“ oder „Deutschland“, waren so erfolgreich, dass sie längst in die DNA der deutschsprachigen Popkultur übergegangen sind.

**Die Prinzen, Hanau, Amphitheater/Schloss Philippsruhe, Samstag, 24. August, 19.30 Uhr**

**Barrelhouse Jazzband**

Die Barrelhouse Jazzband spielt auch in der neuen Besetzung klassischen Jazz, frühen Swing, New-Orleans-Renaissance und karibische Rhythmen – ausdrucksstarke Musik, tief verwurzelt im Blues. Gegründet 1953 in Frankfurt, feierte die Barrelhouse Jazzband im vergangenen Jahr bereits ihr 70-jähriges Bestehen.

**Barrelhouse Jazzband, Bad Vilbel, Wasserburg, Sonntag, 25. August, 12 Uhr**

**Sarah Connor**

Die deutsche Pop- und Soul-Sängerin Sarah Connor ist eine der erfolgreichsten Musikerinnen im deutschsprachigen Raum. Die Kraft und Wandlungsfähigkeit ihrer unverwechselbaren Stimme wird sowohl von Fans als auch von Kritikern geschätzt. Knapp einhundert Mal wurden ihre Alben mit Edelmetall ausgezeichnet. Die 43-jährige Powerfrau wird unter dem Motto „A very special summer evening with Sarah Connor - My favorite songs“ beim Gießener Kultursommer 2024 auftreten.

**Sarah Connor, Gießen, Freilichtbühne Schiffenberg, Montag, 26. August, 20 Uhr**

**LATERNFEST**

**Das Spätsommerfest bietet tagsüber ein reichhaltiges Programm und abends festliche Laternenumzüge durch die Stadt.**

**Laternenfest, Bad Homburg, Freitag, 30., 14 Uhr, Samstag, 31. August bis Montag, 2. September, jeweils 11 Uhr**



Hafenpiraten  
Foto Abenteuerspielplatz Riederwald

## FAMILIE

### Hafenpiraten

Frankfurt liegt zwar nicht am Meer, trotzdem können Kinder hier im Sommer auf dem Main in See stechen. Am Osthafen laden die Hafenpiraten und der Abenteuerspielplatz Riederwald zur Überfahrt ein und das mehrmals täglich von Mittwoch, 28. August bis einschließlich Mittwoch, 18. September. Eingepackt in Schwimmwesten geht es für die kleinen Wasserratten mit dem Piratenboot über den Main. So kann man sich nicht nur einmal wie ein waschechter Pirat fühlen, sondern auch Frankfurt aus einer anderen Perspektive entdecken.

**Hafenpiraten, Frankfurt,** Heinz-Raspe-Platz, täglich um 15, 16, 17 und 18 Uhr, donnerstags und freitags zusätzlich um 11 und 12 Uhr, samstags und sonntags zusätzlich um 14 Uhr

### Die Biene Maja

Eine fleißige Arbeitsbiene soll aus der kleinen Maja werden, doch sie kann sich nicht so recht mit der neuen Rolle anfreunden. Es ist ja auch viel aufregender die Welt zu entdecken, anstatt sich auf die mühevoll Suche nach Nektar zu begeben. Eine abenteuerliche Reise beginnt, Biene Maja in bislang unbekannte Welten führt. Neben den Melodien weltbekannter Komponisten wie Edvard Grieg und Peer Gynt, verspricht der von Hans-Dieter Maienschein ausgearbeitete Sprechgesang ein farbenfrohes Theatererlebnis für Kinder von fünf Jahren an.

**Die Biene Maja, Frankfurt,** Papageno-Musiktheater am Palmengarten, Sonntag, 25. und Freitag, 30. August, jeweils 16 Uhr

### Aladdin und die Wunderlampe

Aladdin, ein armer Straßenjunge, wird von einem bösen Zauberer beauftragt, in einer Höhle eine geheimnisvolle Lampe zu suchen. Die Wunderlampe beherbergt einen Geist, der seinem Besitzer jeden Wunsch erfüllt. Seit Oktober 2007 bietet das Galli Theater ein bezauberndes Märchentheater, das vor allem für seine Interaktion mit den Kindern bekannt ist. Theaterbegründer Johannes Galli hat zahlreiche bekannte Märchen in Bühnenstücke umgeschrieben, um sie für das Theater zu erschließen.

**Aladdin und die Wunderlampe, Wiesbaden,** Galli Theater, Samstag, 24. und Sonntag, 25. August, jeweils 16 Uhr



Helge Schneider

Foto Shooter Promotions GmbH

## THEATER

### Helge Schneider

Helge Schneider zelebriert auch mit 68 Jahren noch mit Vergnügen seinen gesammelten Unsinn. Durch den Kakao zieht er alles und jeden, auch sich selbst und seine musikalische Virtuosität, die er schnell und gerne im Klamauk untergehen lässt. Kabarettist, selbsternannter Schlaumeier und Welterklärer, die Realität oder die Musik, alles fällt ihm zum Opfer. Helge and his Travelling Stars! Theater und romantische Lieder wechseln sich ab mit völlig herrlichem Unsinn.

**Helge Schneider, Hanau,** Amphitheater/Schloss Philippsruhe, Dienstag, 27. August, 19.30 Uhr

### Frankenstein

Der wissenschaftsbegeisterte Sonderling Victor Frankenstein ist besessen davon, die Natur und das Leben bis zu ihrem Grund zu erforschen. Er erschafft Leben aus dem Leblosen. Doch seine Schöpfung jagt selbst ihm Grauen ein. Der Kultur-Dschungel ist ein Ensemble, welches seit 2016 am Neroberg unter freiem Himmel anspruchsvolles Sommertheater in der Natur bietet. Es ist ein Profiensemble, welches durch Laien erweitert wird. Ziel ist es klassische bekannte Stücke möglichst originalgetreu aufzuführen.

**Frankenstein, Wiesbaden,** Kultur-Dschungel, Samstag, 24. und Freitag, 30. August, jeweils 20 Uhr

### Stephan Bauer

Jeder kennt sie: die Müdigkeit in der Beziehung. Wenn man nach zehn Jahren ratlos in das Gesicht des Partners schaut und sich klar wird: „Vor der Ehe wollte ich ewig leben.“ Und so heißt auch das Programm des Kabarettisten Stephan Bauer. Aber ist die Ehe trotz hoher Scheidungsraten wirklich überholt? Sind Single-Leben, Abendabschlussgefährten und Fremdgehportale im Netz eine tragfähige Alternative? Kann man das alte Institut der Ehe nicht modernisieren?

**Stephan Bauer, Frankfurt,** Friedberger Warte, Sonntag, 25. und Montag, 26. August, jeweils 19.30 Uhr



Alle Termine finden Sie online unter [faz.net/vk](https://faz.net/vk)

Terminhinweise bitte an:  
Rhein-Main-Kalender-Redaktion  
Tel.: 069/97 46 03 00  
E-Mail: [termine@mmg.de](mailto:termine@mmg.de)



Marjana Gaponenko

Foto Ekkov on Schwichow

## LITERATUR

### Marjana Gaponenko

Die Zehn Gebote legen die Regeln fest, nach denen das Verhältnis des Menschen zu Gott wie auch der Menschen untereinander gestaltet sein soll. Sie sind das Herzstück der Ethik in Christentum und Judentum. Die ukrainische Schriftstellerin Marjana Gaponenko, die seit 1996 in deutscher Sprache schreibt, widmet sich in dieser Woche dem sechsten Gebot: „Du sollst nicht ehebrechen.“

**Marjana Gaponenko, Frankfurt,** Haus am Dom, Dienstag, 27. August, 19.30 Uhr

### Alexander Schimmelbusch

Im Rahmen der Reihe „Frankfurter Premieren“ stellt Alexander Schimmelbusch seinen neuen Roman „Karma“ vor. Der Autor führt uns an einen Ort in naher Zukunft, wo erschöpfte Bildungsbürger und die Anhänger neuer Diktaturen allein sind mit ihrer Wut und ihrer Sehnsucht, mit invasiven Arten und Technologien. Das Buch ist eine Zukunftsvision, ein Gesellschaftsroman, dem es um nicht weniger geht als „das gute Leben“. Aber was ist gut? Wer entscheidet, und wer richtet über wen?

**Alexander Schimmelbusch, Frankfurt,** Historische Villa Metzler, Mittwoch, 28. August, 19 Uhr

**LANDPARTIE  
SCHLOSS BÜDINGEN**

„ALL YOU  
NEED IS LOVE!“

29.08.-01.09.2024

WWW.LANDPARTIE-SCHLOSS-BUEDINGEN.DE

SCHNITZER

HOME DESIGN

FLIESEN TÜREN BÄDER PARKETT

RS Schnitzer home design  
Keltensstraße 11 · 63486 Bruchköbel · Fon 06181 9721-0  
[www.rs-schnitzer.de](http://www.rs-schnitzer.de) · Mo.-Fr. 9-18 Uhr & Sa. 9-13 Uhr



Zwei Tore, eine Vorlage im DFB-Pokal: Hugo Ekitiké

Bisher als Joker auffällig: Igor Matanovic

Abschlussstark und unberechenbar: Omar Marmoush Foto Imago

## Abteilung Attacke

Hugo Ekitiké, Omar Marmoush und Igor Matanovic: Eintracht Frankfurt hat im Angriff neue Möglichkeiten – nutzt sie Trainer Toppmöller schon gegen Dortmund?

Von Ralf Weitbrecht

Der Begriff für so viel Durchschlagskraft war schnell gefunden: Büffelherde. Drei Mann, ein Ziel: möglichst viel Unruhe zu stiften und möglichst viele Tore zu erzielen. In der Saison 2018/19 ist dies der Eintracht auf vortreffliche Weise gelungen. Luka Jovic, Ante Rebic und Sébastien Haller – die Büffelherde hat allenthalben begeistert. Zusammen gewannen sie unter Trainer Niko Kovac den DFB-Pokal gegen den FC Bayern, und zusammen haben sie auch unter der Anleitung von Adi Hütter national und international für Aufsehen gesorgt und es bis ins Halbfinale der Europa League geschafft.

Wiederholt sich Geschichte? Kann die Eintracht des Jahrgangs 2024 an die Erfolgsstory von damals anknüpfen?

Richtig ist: Mit Hugo Ekitiké, Omar Marmoush und Igor Matanovic verfügt der aktuelle Trainer Dino Toppmöller über eine exzellente Angriffsreihe. Zu

dritt sind sie gemeinsam im Pflichtspielalltag noch nicht in Erscheinung getreten. Doch was nicht ist, kann ja noch kommen. Toppmöller jedenfalls bieten sich reichlich Variationsmöglichkeiten, um offensiv für Power und Fortüne zu sorgen. Kürzlich erst, beim 4:1 im Erstrundenspiel des DFB-Pokals in Braunschweig, hat Ekitiké gezeigt, was er kann. Endlich, muss man sagen, denn der stürmische Franzose hat ein bisschen gebraucht, um den Erwartungen gerecht zu werden, die sein Trainer wie auch Sportvorstand Markus Krösche in ihn gesetzt haben. „Er ist ein Spieler, der außergewöhnliche Fähigkeiten hat. Er ist ein Ausnahmestück“, lobte Toppmöller den Angreifer Ekitiké nach dessen starkem Spiel in Braunschweig in den höchsten Tönen. Einen Treffer bereitete der 22-Jährige gefühlvoll mit einem Außenristpass vor, den Fares Chaibi dankend verwertete. Zweimal ließ es sich Ekitiké nicht nehmen, selbst den Ball ins Braun-

schweiger Tor zu schießen. Dabei gelang ihm mit einem wunderbaren Solo, bei dem er etliche Gegner narrete, ein Tor, das in Ansätzen an das von Jay Jay Okocha erinnerte, als dieser beim Heimspiel 1993 gegen Karlsruhe den damaligen KSC-Keeper Oliver Kahn alles andere als gut aussehen ließ.

Ekitiké ist und bleibt Ekitiké – ein hochveranlagter Angreifer, der den Unterschied ausmachen kann. Dass er in der zurückliegenden Vorbereitungsphase und bei der verloren gegangenen Generalprobe in Valencia nicht immer von Beginn an erste Wahl gewesen ist, hat mehrere Gründe. Der augenfälligste: Igor Matanovic hatte sich seine jeweiligen Startnominierungen durch gute Leistungen verdient. Insofern ist dessen Versetzung auf die Bank und spätere Einwechslung beim Pokal in Braunschweig schon ein Stück weit überraschend. Doch Toppmöller weiß, dass Matanovic professionell damit umgeht. Matanovic ist kein

Stänkerer, der bockig wird. Im Gegenteil: Er wartet beharrlich auf seine Chance – und schlägt frapierend verlässlich zu, wenn es geboten ist. Sein Kopfballtor in Braunschweig war die Frucht eines perfekt ausgeführten Freistoßes, den der großgewachsene Deutsch-Kroate, an den niemand aus dem Team der Niedersachsen heranreichen konnte, mit dem Kopf vollendete. Endlich ein Tor nach einer sogenannten Standardsituation. Die Eintracht hatte gefühlt eine halbe Ewigkeit darauf gewartet.

„Es treibt mich in den Wahnsinn, wenn Hugo seine Qualität nicht auf den Platz bringt. Ich muss die Spieler kitzeln und motivieren. Nicht immer bringt er, der ein kleiner Schlawiner ist, die PS auf die Straße.“ Toppmöllers spezielle Art der Motivation, Ekitiké einen Tag vor dem Pokalspiel aus der Reserve zu locken, ist hundertprozentig aufgegangen. Der Franzose hat geliefert – und mit ihm gleich auch noch Matanovic. Der Lohn:

Schon vor dem Dienstflug in den Norden durfte sich der in Hamburg geborene Eintracht-Rückkehrer Matanovic über die erstmalige Nominierung für die kroatische Nationalmannschaft freuen.

Dass Erfolge selbstbewusst(er) machen, war beim glücklichen Pokalausflug zu hören und zu sehen. Ekitiké jedenfalls sieht nicht nur sich, sondern auch die Mannschaft zum Start in das Pflichtspielprogramm auf Kurs. „Wir fahren nach Dortmund, um zu gewinnen“, ließ sich der Franzose übersetzen.

Samstagabend, 18.30 Uhr: Deutschlands größtes Fußballstadion, tief im Westen, wird prall gefüllt sein, wenn der BVB im sogenannten Topspiel auf die Eintracht trifft. Mit der „neuen“ Büffelherde? Vieles spricht dafür, dass Toppmöller Vorsicht walten lässt. Auch dem Frankfurter Fußballlehrer ist die verheerende Bilanz der vergangenen Jahrzehnte nicht verborgen geblieben. Tenor von Auswärtsspielen der Eintracht in Dortmund: hinfahren, verlie-

ren, nach Hause fahren. Lediglich zwei Mal war es Frankfurter Mannschaften in der jüngeren Vergangenheit geglückt, als Sieger im Westfalenstadion vom Platz zu gehen. Das 2:1 im April 2021 unter Trainer Hütter sowie das 3:2 im Februar 2010 unter Trainer Michael Skibbe waren die beiden einzigen Auswärtssiege der Eintracht in den vergangenen 33 Jahren. Im April 1991 führte Coach Dragoslav Stepanovic die Frankfurter Truppe um Uli Stein, Karl-Heinz Körbel, Andreas Möller und Anthony Yeboah zum 3:0 beim BVB.

41 Tore in der Bundesliga sowie 16 Treffer in der Europa League hat die alte Büffelherde in der Saison 2018/19 erzielt. Die neue Büffelherde, die schon mal im Pokal Witterung aufgenommen hat, steht noch bei null. Doch die Hoffnung, dass Ekitiké, Marmoush und Matanovic ein Stück weit auf den Spuren ihrer berühmten Vorgänger wandeln können, ist da.

## Träume und Millionen

Der Kader von Mainz 05 dürfte sich weiter verändern. Sowohl in der Abwehr als auch im Sturm gibt es offene Stellen.

Von Peter H. Eisenbuth

Die ohnehin zu einer Traumblase mutierte Hoffnung auf eine Rückkehr Sepp van den Bergs ist am Donnerstagabend geplatzt. Der Innenverteidiger des FC Liverpool, der sich in der vorigen Bundesligasaison zum herausragenden Abwehrchef des FSV Mainz 05 aufgeschwungen hatte, ist innerhalb der Premier League zum FC Brentford gewechselt. Für die Rheinhesen ändert sich damit im Vergleich zu den vergangenen Tagen nichts, angesichts der aufgerufenen Ablösesumme von mehr als 20 Millionen Euro war selbst der VfL Wolfsburg aus dem Bieterrennen ausgestiegen. Allenfalls hoffnungslose Fußballromantiker mochten noch glauben, der Niederländer könne sich nichts Schöneres vorstellen, als seinen Beruf am Rhein auszuüben.

Unverändert bleibt es damit die Aufgabe von Sportvorstand Christian Heidel und seinem Sportdirektor Niko Bungert, der den auf eigenen Wunsch in eine Beraterfunktion gewechselten Martin Schmidt abgelöst hat, einen neuen Innenverteidiger zu verpflichten. Wer Heidel kennt, weiß, dass er seit geraumer

Zeit an einem Plan B arbeiten dürfte, selbst wenn er stets betonte, sehr lange auf den Berg warten zu wollen.

Zwar betont Trainer Bo Henriksen, er verfüge für seine Dreierkette über viele Optionen. Doch hinter Dominik Kohr, Andreas Hanche-Olsen und dem nach zwei krankheits- und verletzungsgeplagten Spielzeiten fit wirkenden Maxim Leitsch – dieses Trio begann im Pokalspiel beim SV Wehen Wiesbaden – steht vor dem Auftakt in die neue Bundesligasaison an diesem Samstag (15.30 Uhr) gegen Union Berlin als einzige erfahrene Fachkraft Stefan Bell zur Verfügung. Ansonsten der junge Maxim Dal oder gelernte Außenbahnspieler wie Anthony Caci und Danny da Costa; der ehemalige Frankfurter kam allerdings in den letzten Tests nicht mal auf seiner angestammten Position nennenswert zum Zug.

Ein anderer früherer SGE-Akteur, Dominik Kohr, spielt in der Innenverteidigung inzwischen eine entscheidende Rolle. Eigentlich im defensiven Mittelfeld zu Hause, hatte Trainer Bo Svensson ihn schon zu Beginn der zurückliegenden Spielzeit ab und an in der hinteren Reihe ausprobiert. Kohr kam damit nicht zu recht. „Es ist schwierig, seinen Rhythmus zu finden, wenn man mal auf der Sechspielt und dann wieder Innenverteidiger“, sagt der 30-Jährige. Unter Henriksen sei er nach drei, vier Spielen hintereinander in der Kette stabiler geworden. „Ich wusste, wie ich mich im Spielaufbau verhalten muss, und das Verständnis mit den Kollegen hat immer besser funktioniert.“

298 Bundesligaspiele hat der Sohn des einstigen FCK-Stürmers Harald Kohr

inzwischen absolviert, davon 100 für die Mainzer, zuvor für Bayer Leverkusen, den FC Augsburg und die Eintracht. Er hat sich den Ruf erworben, einer der kompromisslosesten Defensivspieler der Liga zu sein – und damit auf einem sehr schmalen Grat zu wandern, was Gelbe Karten angeht. „Das stimmt“, sagt er, „aber im Mittelfeld ist das noch mal was anderes, weil da oft auch taktische Fouls dabei sind. Als Innenverteidiger muss man schon eher aufpassen, da ist man einer Roten Karte näher und braucht viel Fingerspitzengefühl, um Situationen anders zu klären.“

Einen sportlich so schmerzhaften wie wirtschaftlich wertvollen Abgang ver-

zeichnet die Mainzer Offensive. Brajan Grudas Wechsel zum Premier-League-Klub Brighton & Hove Albion hat eine Lücke gerissen, die der vom FC Bayern für zwei Jahre ausgeliehene Neuzugang Armino Sieb noch nicht schließen kann. Mit den bis zu 40 Millionen Euro, die für den aus dem eigenen Nachwuchs hervorgegangenen Tempodribbler geflossen sind beziehungsweise an Bonuszahlungen noch fließen werden, sollte sich auch dort noch ein neuer Mann finden lassen.

Handlungsbedarf besteht zudem im defensiven Mittelfeld. Ohne den an den englischen Zweitligaklub Luton Town

verliehenen Tom Krauß fehlt ein Backup, sofern nicht Halbstürmer Jae-sung Lee im Notfall einspringen soll. Als Doppelsechs gesetzt sind Nadiem Amiri und Neuzugang Kaishu Sano. Gegen das Mitwirken des Japaners, der wegen des Verdachts auf sexuelle Übergriffe in Tokio in Untersuchungshaft saß, machten zuletzt die Fans der Ultra-Szene mobil. Sie warfen dem Vereinsvorstand vor, die Sache unter den Tisch zu kehren. Dies sei „auf so vielen Ebenen falsch, dass wir und vor allem Betroffene sexualisierter Gewalt damit nicht leben können.“

Fakt ist, dass die Staatsanwaltschaft in Sanos Heimat die Ermittlungen gegen den Spieler eingestellt hat. „Diese juristische Entscheidung ist für uns maßgeblich“, betont der 05-Vorstand. Den Japaner an den Pranger zu stellen, obwohl ihm offensichtlich kein Vergehen nachgewiesen wurde, sei Verleumdung. Sportlich führt an Sano kein Weg vorbei. Nach allem, was der Japaner bisher gezeigt hat, ist er mindestens ein adäquater Ersatz für den nach Lissabon abgewanderten Leandro Barreiro.

Gut verstärkt haben sich die Mainzer auf den Außenbahnen: Der österreichische U-21-Nationalspieler Nikolas Veratschnig und der nach zwei Jahren in Karlsruhe zurückgekehrte Paul Nebel machen den etablierten Caci, Philipp Mwene und Kapitän Silvan Widmer Konkurrenz – dass beide obendrein Optionen für die Halbfeldpositionen sind, erweitert die Handlungsmöglichkeiten des Trainers.



Aus dem Mittelfeld in die Innenverteidigung: Dominik Kohr

Foto Imago